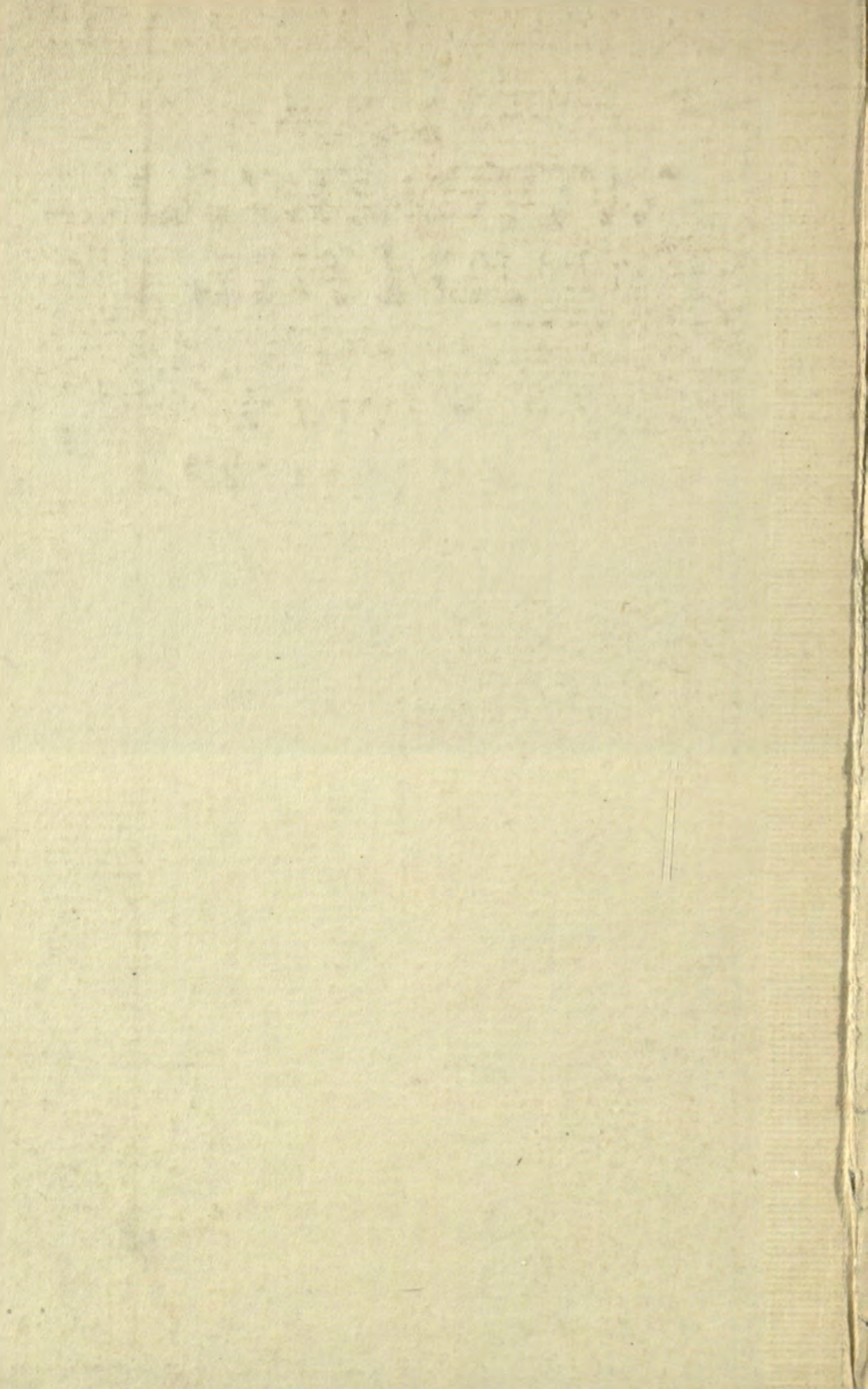


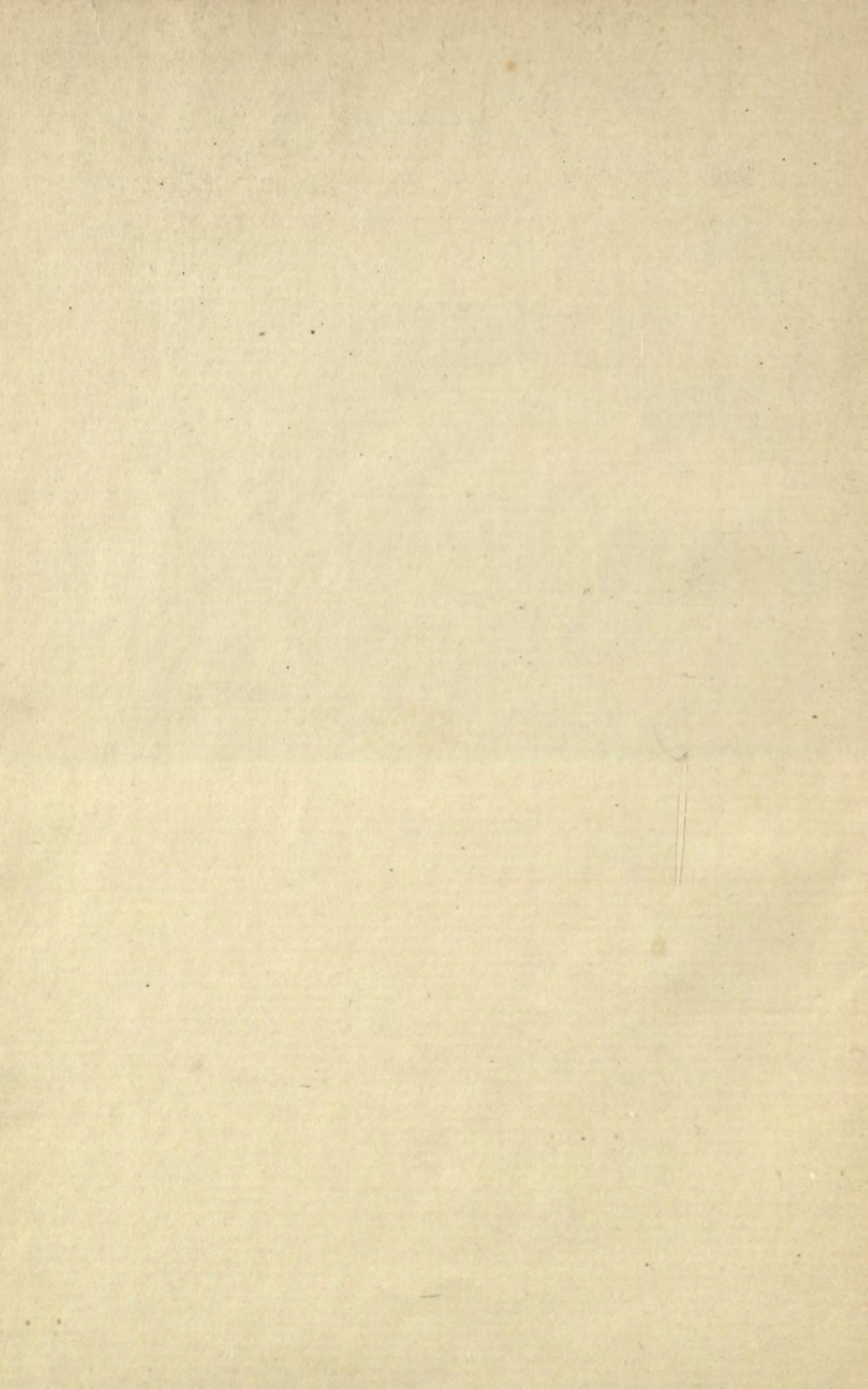
DAS WUNDERLAND AM NIL

VON

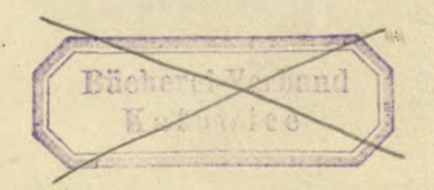
VICTOR OTTMANN

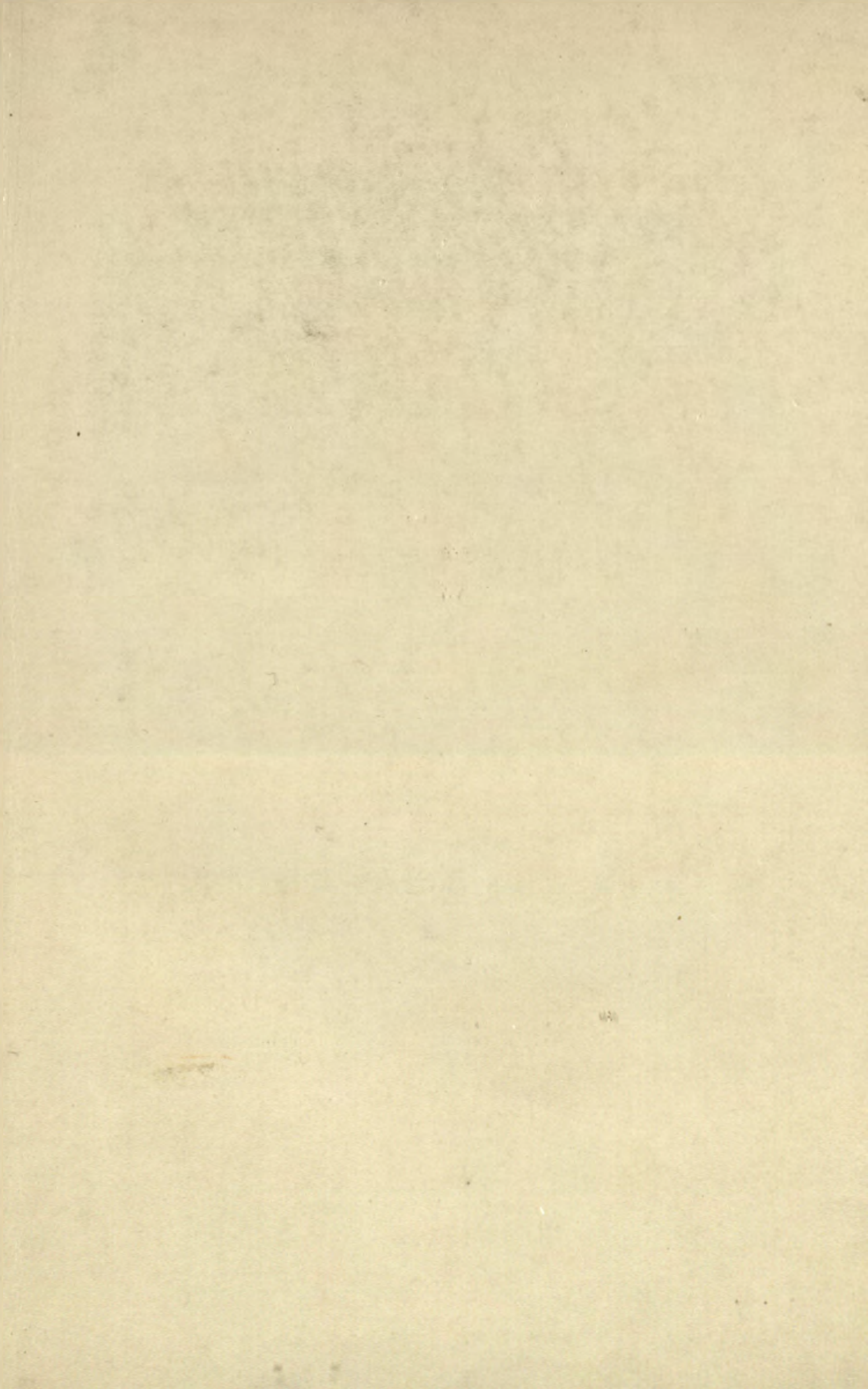


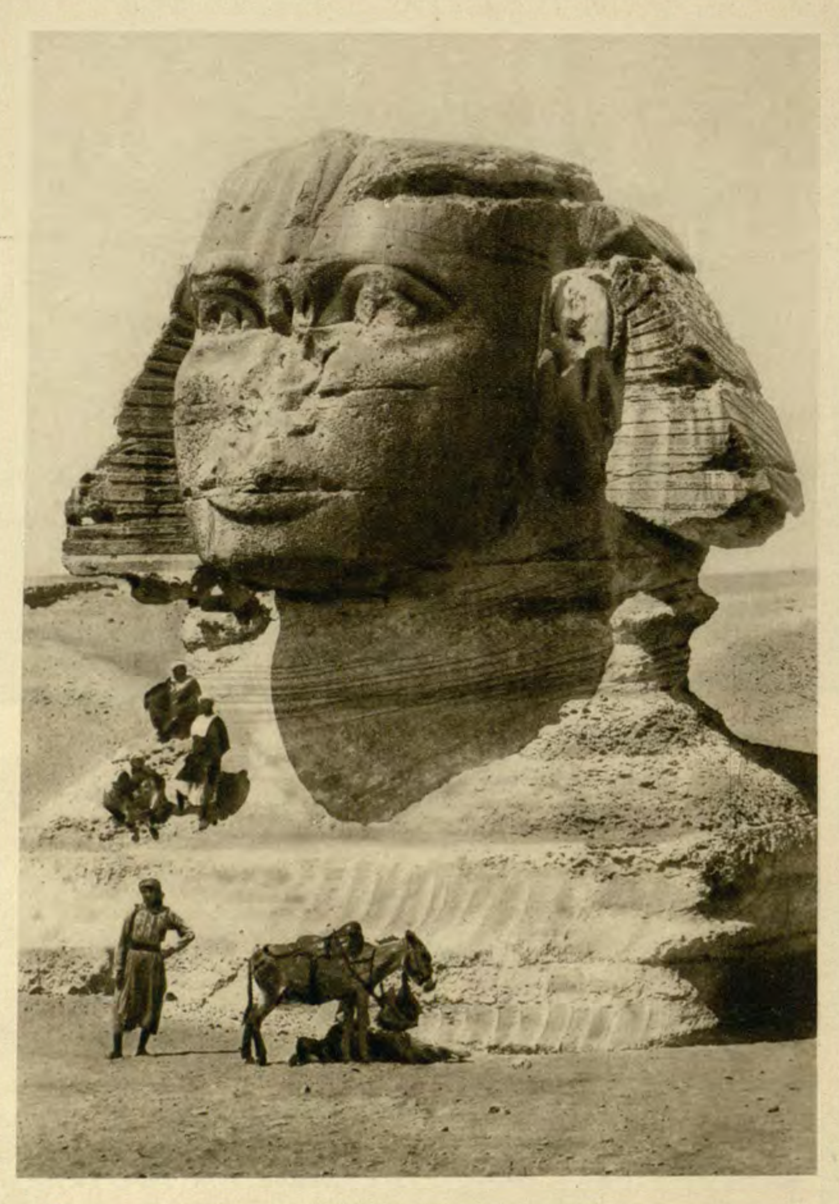




Das Wunderland am Nil







Kopf des Sphinx

Das
Wunderland am Nil

Eine Reise nach Ägypten und Palästina

Von

Victor Ottmann

Mit 44 Abbildungen und 2 Kartenskizzen





Verlag von Reimar Hobbing in Berlin SW 61





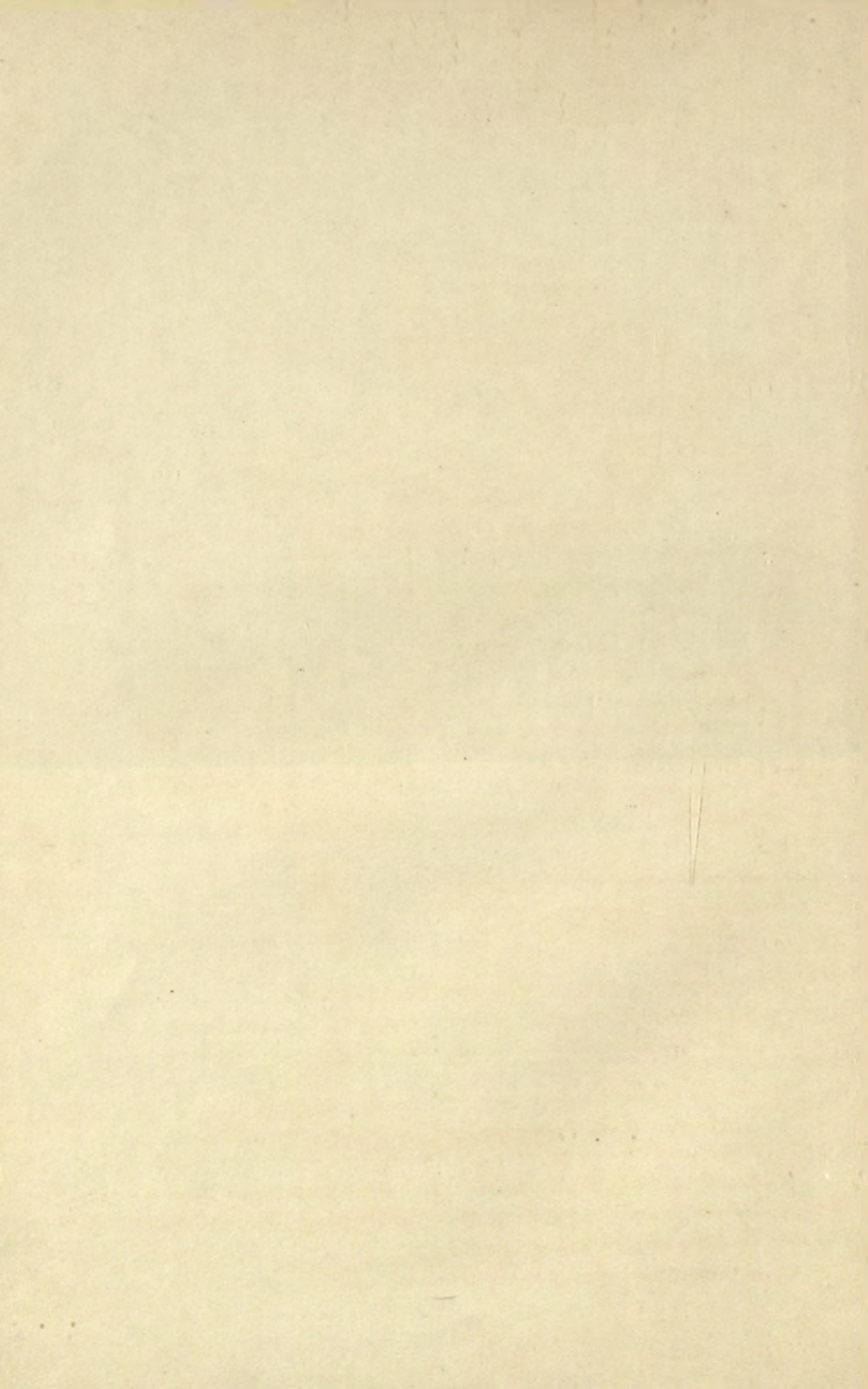
Einband nach Entwurf von Franz Heinrich, Berlin

Inhalt



Königin Nofretete, Gemahlin Amenophis' IV.
Farbige Büste aus El-Amarna

Aegyptisches Museum, Berlin



Verzeichnis der Bildtafeln

Erstes Kapitel

Durch die Homerische Welt nach Ägypten

Aus Winterkälte zur Adria. — In Triest und am Quarnero. — Abbazia, das Immergrüne. — Mit Odysseus auf Korfu. — Von Böcklins Toteninsel und der lieben Nausikaa. — Wo lag Ithaka? — Einzug in Athen. — Die schattenarme, blendende Stadt. — Neu-Athen vor hundert Jahren und heute. — Athenisches Straßenleben. — Archäologitis und Buddelfanatiker. — Rund um die Akropolis.

Man hört so häufig über die angebliche Poesielosigkeit unseres modernen Reisewesens klagen, über den raschen und überhasteten Wechsel der Eindrücke, den die Schnelligkeit der Verkehrsmittel bedingt und den die Sucht, in kurzer Zeit möglichst viel zu sehen, möglichst weite Strecken zurückzulegen, noch steigert. Die Welt leidet an Rasewahn, das läßt sich nicht leugnen. Tempo, Tempo! — so knallt die Hetzpeitsche hinter uns her, nicht bei der Arbeit nur, auch beim Genuß, und nicht zuletzt auch auf Reisen. Gottfried Seume ließ sich neun Monate Zeit, um von Leipzig nach Syrakus und wieder zurück spazierenzugehen, und ein noch viel älterer Gottfried, Gottfried von Bouillon, war sogar drei Jahre unterwegs, ehe er mit seinen Kreuzfahrern das heißersehnte Ziel Jerusalem erreichte. Abenteuerlicher als heute war das Reisen damals zweifellos. Was aber die Poesie betrifft, die dem heutigen Reisen abgehen soll, so überschätzen wir die Vergangenheit wohl in demselben Maße, wie wir die Gegenwart zu unterschätzen lieben. Denn so viel scheint mir sicher zu sein: wenn Gottfried von Bouillon heute Gelegenheit hätte, auf einem weltstädtischen Bahnhof zu sehen, wie ein moderner Expreßzug, ein kompliziertes Meisterwerk der Technik, glänzend beleuchtet, schnaufend und fauchend, zitternd vor verhaltener Kraft, zur Ausfahrt in das nächtige Dunkel bereitsteht, wie seine

Insassen sich, gerade als ob sie sich zwischen ihren vier Wänden befänden, auf weißem Linnen zum Schlaf ausstrecken, um am nächsten Morgen viele Hunderte von Kilometern weit irgendwo in der Ferne wieder die Augen zu öffnen — ich glaube, der vielbewanderte Recke Gottfried würde bei seiner Rückkehr in die Gruft diesen Eindruck doch als das Traum- und Märchenhafteste, kurz, als den Inbegriff aller Poesie mitnehmen. Gar nicht zu sprechen davon, welche Wirkung erst das Flugzeug auf ihn ausüben würde.

Ein solcher Expreßzug ist es, der uns an einem naßkalten Februartag aus der norddeutschen Ebene nach Süden entführt. Von Sehnsucht nach Sonne und Wärme geschwellt, sind heute auch wir rettungslos dem Tempowahn verfallen, und wie schnell auch der Zug seine Bahn durchrast, für unsere Ungeduld geht es noch immer nicht rasch genug. Der vorbeifliegenden Gegend draußen spenden wir heute kaum einen Blick, armselig erscheint sie uns im Vergleich zu den Bildern, von denen Hirn und Herz schon gänzlich erfüllt sind. Mag doch der Regen an die klirrenden Fensterscheiben trommeln, mögen vor dem Eintritt in den Alpenwall ungeheure Schneemassen die Luft verfinstern — was geht es uns an! Schon in wenigen Stunden kümmern uns die nordischen Winterlaunen nicht mehr. An den Ufern der Adria liegt es bereits wie Frühlingsahnen in der Luft; blau und friedlich, Meeresstille und glückliche Fahrt verheißend, dehnt sich der Wasserspiegel aus. In Miramare reicht uns jemand die ersten Veilchen in den Wagen, und wenn es auch nicht gerade ein holdes Blumenmädchen ist, sondern ein wuschelbärtiger alter Invalide mit einer sanft alkoholisch angehauchten Nase, so nehmen wir den kleinen Schönheitsfehler duldsam in Kauf. Und jetzt, an der Schwelle des Südens angelangt, entsagen wir auch dem Tempowahn. Wir wollen unsere Reise nach dem Pharaonenlande fortan in aller Gelassenheit fortsetzen und dabei den kleinen Umweg über Griechenland, durch die Homerische Welt, nicht scheuen.

Unsere erste Station, der Ausgangspunkt der Seereise, ist Triest. Wer Triest in schwarzgelben Zeiten, als es noch österreichisch war, gekannt hat und heute hier ankommt, wird auf die ersten Eindrücke hin zur Ansicht gelangen, daß sich im Stadtbilde und in der Physiognomie des öffentlichen Lebens eigentlich wenig geändert hat. Denn wie in der

Landschaft um Triest herum Nordisches und Südliches ineinander-fließen, wie der rauhe, wüste Karst fast unvermittelt in den immer-grünen Strand mit seinem milden Klima übergeht, so verschmolzen von jeher auch im Antlitz der Stadt, in der Architektur, den Lebens-gewohnheiten usw., Deutsches, Südslawisches und Romanisches zu einer für Triest sehr bezeichnenden Stilmischung. Nicht anders heute, nur daß das Italienische noch mehr als früher zur Geltung kommt, ohne daß aber deshalb Triest zu einer echtitalienischen Stadt nach dem Herzen der Italianissimi geworden wäre. Dazu ist der Einschlag von nichtitalienischen Bevölkerungselementen vorläufig doch noch zu stark. Von der Gesamtbevölkerung des ehemals österreichischen Küstenlandes ist nur die knappe Hälfte italienischen Stammes, während die größere Hälfte aus Slawen (Slowenen, Kroaten, Illyriern) besteht, und sogar in Triest konnten vor dem Kriege höchstens 75 Prozent der Einwohner-schaft für Italiener gelten.

Man kann nicht behaupten, daß die weitläufigen und vortrefflichen Hafenanlagen von Triest sehr belebt wären, immerhin sind sie belebter als früher. Das alte Österreich hat an seinem einzigen großen Seehafen niemals ungetrübte Freude erlebt. Gewisse Schwächen der geo-graphischen Lage können eben durch keinerlei künstliche Maßnahmen völlig ausgeglichen werden. Es läßt sich nun einmal nicht ändern, daß Triest in einem Winkel liegt. Es ist nicht gerade ein versteckter Winkel, aber es ist doch ein Winkel im äußersten Norden des Adriatischen Meeres, das ohnehin schon durch seine ganze Gestalt und Lage sowie die geringe Anzahl bedeutender Küstenplätze ein Meer von unter-geordneter Bedeutung ist. Ohne maritimen Durchgangsverkehr und in der Hauptsache auf das Hinterland angewiesen, spielte Triest in der internationalen Schiffahrt eine verhältnismäßig engbegrenzte Rolle, und selbst die Spezialität des Österreichischen Lloyd, der Levantedienst, hatte gegen die konkurrierenden Linien einen schwierigen Stand. Die Nachteile der geographischen Lage können auch von den neuen Besitzern des Triestiner Hafens nicht aus der Welt geschafft werden. Aber man muß es dem italienischen Unternehmungsgeist lassen, daß er hier große Rührigkeit zeigt und keine Anstrengungen scheut, um den Einflußkreis des Triestiner Hafens so weit wie möglich auszudehnen.

Da bis zur Abfahrt des Korfudampfers noch einige Tage Zeit übrigblieben, benutzte ich sie zu einem Ausflug nach dem klimatischen Kurort und Seebad Abbazia. Die „Perle Istriens" gehört seit dem Ausgang des Weltkrieges ja auch zu Italien. Aber dieses Neu-Italien ist im stillen doch ein Italien mit allerlei Vorbehalten. Nordisches und Südliches stoßen hier noch härter aufeinander als in Triest. Oben der steinige, rauhe Karst, unten der sehnsuchtsblaue, warme Quarnero, die inselreiche Bucht der Adria zwischen Istrien und der kroatischen Küste. Die klimatischen Gegensätze äußern sich schroff. Noch im vorgerückten Frühling kann es dem Ankömmling passieren, daß er in Abbazias hochgelegener Bahnstation Mattuglie den Zug im grimmigsten Schneetreiben verläßt, um eine Stunde später unten am Strande zwischen frischgrünem Lorbeer und duftenden Blumenbeeten zu wandeln.

Abbazia ist ein reizender Platz. Ein langgestreckter, klippenreicher Ufersaum zwischen dem Steilabfall des Karstes und dem Meer, bedeckt mit Parkanlagen, Kurhäusern, weißleuchtenden Villen, Hotels. Als Winterstation kann sich Abbazia mit den Kurorten der Riviera freilich nicht messen, dazu liegt es doch nicht geschützt genug, ist zu sehr den gefürchteten jähen Winden, der vom Karst herabfallenden eisigen Bora und dem Schirokko, ausgesetzt. Aber herrlich ist es vom ersten Frühling an bis tief in den Herbst hinein. Ein Strandweg von zehn Kilometer Ausdehnung, von Eichen und Lorbeer umgrünt, reich an lauschigen Plätzen über den Klippen, lockt täglich zu neuen Wanderzielen. Von hier aus gesehen, gleicht der Quarnero einem Binnengewässer, da ihn die großen Inseln Cherso und Veglia fast völlig gegen das offene Meer abschließen. Trotz starker Fremdenfrequenz ist Abbazia ein sehr ruhiger Kurort, ohne die Auswüchse modernen Amüsementbetriebes, so recht geschaffen zur Erholung. Wie vor dem Kriege, setzt sich die Kurgesellschaft auch heute wieder hauptsächlich aus Österreichern, Reichsdeutschen, Ungarn und Tschechen zusammen. Deutsch ist jedenfalls die Sprache, die man am meisten zu hören bekommt. Die erwarteten Italiener bleiben aus; sie lieben es, ihre Ferien dort zu verbringen, wo sie ganz unter sich sind und den gewohnten, ihnen einzig sympathischen Stil der italienischen Lebensführung finden. Den finden sie unter

den „Barbaren" von Abbazia nicht. Die größtenteils slawische Bevölkerung der ganzen Küste, stillen und bescheidenen Wesens, hat sich äußerlich allerdings mit philosophischem Gleichmut in Neuitaliener verwandelt; es ist und bleibt ja der alte Heimatboden, in dem sie wurzeln, und es macht ihnen schließlich nichts aus, welche Fahne darüber weht.

Auch den ob ihrer Ausgiebigkeit geschätztesten Bewohnern des Quarnero, den Thunfischen, ist das gleichgültig. Das mächtige, bis vier Meter lange Tier tritt in der Bucht von Preluka bei Abbazia zu bestimmten Jahreszeiten in großen Scharen auf. Am Ufer sieht man Beobachtungsstände in Gestalt von schräg über die Meeresfläche ragenden Riesenleitern. Meldet der Auslugposten, der dort oben in schwindelnder Höhe auf der Lauer steht, das Nahen eines Schwarmes, so wird den Fischen mit sehr großen, starken Netzen der Weg versperrt, sie werden von einer Kammer des Netzes in die andere, immer engere getrieben, bis sie endlich, dicht aneinandergepreßt, in der letzten, engsten Kammer angelangt sind. Dann erschlägt man die an Land gezogenen Tiere mit Keulen und verwandelt sie in der Tonnara, der Thunfischsiederei, durch Ausschmelzen in Öl und Tran.

Ist der Thunfisch ein wahrer Ausbund aller nützlichen Eigenschaften, da er sich bis auf den letzten Rest, einschließlich der Haut und der Knochen, verwerten läßt, so kann man das von einem anderen Gelegenheitsbesucher des Quarnero, dem Haifisch, nicht sagen. Er hat mit der bösartigen Gattung der tropischen Menschenhaie allerdings nichts gemein, ist ziemlich harmlos und hält sich vom Ufer fern. Da er meistens an der Oberfläche schwimmt und die dreieckige Rückenflosse aus dem Wasser ragen läßt, wird er bei seinem Auftreten von den Fischern immer sehr bald gesichtet und infolge seiner blinden Gier, die ihn auf jeden glänzenden Köder anbeißen läßt, leicht zur Strecke gebracht.

Wenn es die Kurgäste von Abbazia nach einem Ausflug in die große Welt gelüstet, fahren sie mit dem Dampfer in einer halben Stunde nach dem jenseits der Bucht liegenden Fiume hinüber. Sehr groß ist die Welt von Fiume nun freilich auch nicht, aber dieser ehemals ungarische Seeplatz ist doch immerhin eine ziemlich lebhafte Hafen- und

Handelsstadt in prächtiger Lage. Die Einwohnerschaft besteht nur zur kleineren Hälfte aus Italienern, zur größeren aus Kroaten, Ungarn, Dalmatinern und Deutschen.

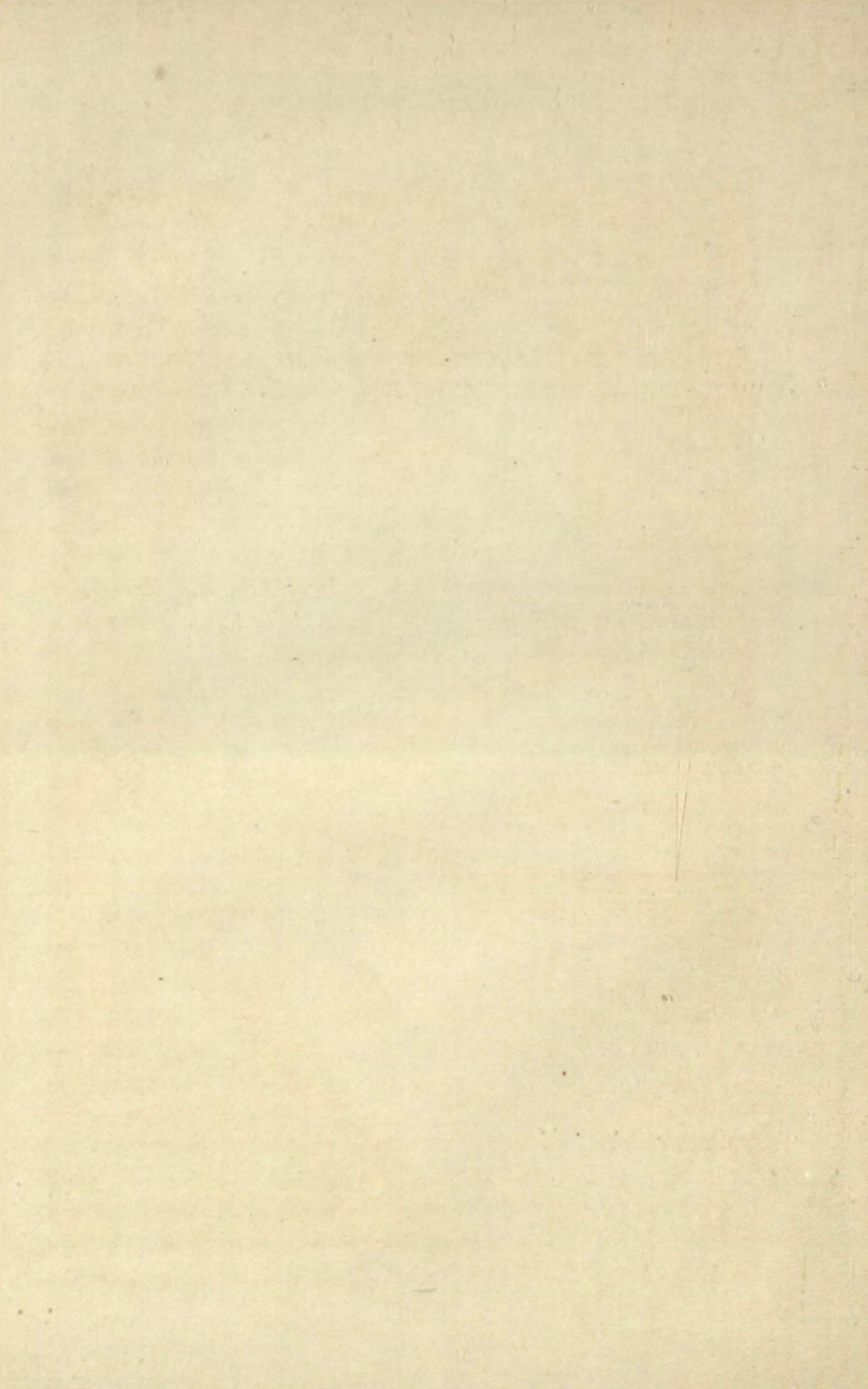
* * *

Zwei Tage später in früher Morgenstunde, noch vor Anbruch des Tages, läuft unser Dampfer langsam in den Hafen von Korfu ein, der Hauptstadt der gleichnamigen griechischen Insel. Noch ist alles mit dunkelgrauen Schleiern verhängt, man kann nicht vom einen Ende des Schiffes zum andern sehen, und nur das dünne Gebimmel eines Kirchenglöckchens, das zum Besuch der Frühmesse ladet, verrät vom Lande her die unmittelbare Nähe der Stadt. Wir stehen und warten. Jeder Vielbewanderte kennt die unbehaglichen Empfindungen bei der Ankunft zur See in einem südlichen Hafen. Es ist immer und überall dieselbe Geschichte: man ist angelangt und doch noch lange nicht da. Man steht auf Deck herum, das Gepäck zur Seite, und harrt voll nervöser Ungeduld des Augenblicks, wo das Schiff mit seinen Landungsmanövern und der Abwicklung der Formalitäten endlich fertig sein wird. Man heuchelt Gelassenheit und muß doch fortwährend an das nun Kommende, Unvermeidliche, schon so oft Erlebte und immer wieder so Lästige, Stimmungmordende denken, an den Kampf mit den kleinen Handlangern der Fremdenindustrie, den Bootsleuten, Trägern, Kutschern, an die Scherereien der Paß- und Zollrevision, die Sicherung eines guten Quartiers, an alles, was sonst noch zu den Mühseligkeiten und Unerquicklichkeiten des Reisens gehört.

Immer und allerorten ist es dasselbe. Aber während wir so, ein wenig übernächtig und fröstelnd, auf die Vertreter der Hafenbehörde warten, denen jeder Gedanke an Überstürzung so fern wie nur möglich liegt, geht das düstere Grau ringsum allmählich in lichtere, violette Töne über; von der jungen Sonne besiegt und verjagt, verflüchtet der mißgünstige Nebel, aufeinandergetürmte weiße Häusermassen, überragt von einem altvenezianischen Fort, schälen sich aus den zerflatternden Schleiern heraus, und dahinter, allmählich Umriß und Farbe gewinnend und rosig erglühend, steigen wuchtige Bergmassen titanenhaft auf. Helios berührt das anscheinend noch schlafende alte Kerkyra mit seinem



An der Hyläischen Bucht auf Korfu mit dem Inselchen Pontikonisi, Böcklins Toteninsel



Zauberstabe, spiegelt sich, strahlend von unvergänglich neuer Schöpferkraft, in tausend aufflammenden Fensterscheiben und schleudert mit seinem warmen, goldigen Licht die Gespenster der Nacht auf eines Tages Länge ins Chaos zurück.

Wunderschön ist der Anblick Korfus um diese Stunde vom Hafen aus, er gehört zu den stärksten Eindrücken, die das an landschaftlichen Reizen doch wahrlich nicht arme Mittelmeer zu bieten hat. Wie gern sähe man diesen Augenblicken ein bißchen Ewigkeit geschenkt! Aber ach, die gemeine Not der Gegenwart ist gerade jetzt den Träumereien nicht hold, sie fordert entschlossenes Handeln. Denn schon haben sich vom Lande her in konzentrischem strategischen Angriff die entfesselten Elemente aufs Schiff gestürzt und überfluten, in allen Sprachen kauderwelschend, das Deck — die Barkenführer, die Hotelkommissionäre, die Träger, Kutscher, Geldwechsler und selbstverständlich auch die Schuhputzer. Ja, ganz besonders auch die Schuhputzer, denn nichts in der Welt kann einen Schuhputzer der Mittelmeerländer von dem Wahn abbringen, daß der nordische Fremdling den Süden allein und ausschließlich zu dem Zweck bereist, sich in jeder Lebenslage zunächst einmal die Schuhe putzen zu lassen. Und während man uns das Gepäck entreißt, um damit vielleicht auf Nimmerwiedersehen zu verschwinden, können wir mit dem göttlichen Dulder Odysseus anstimmen:

„Weh mir, zu welchem Volke bin ich nun wieder gekommen!
„Sind's unmenschliche Räuber und sittenlose Barbaren,
„Oder Diener der Götter und Freunde des heiligen Gastrechts?"

Auf dieser Phäakeninsel, dem Scheria Homers, am Strande von Korfu, war es, wo der Vielgewanderte, der Verschmitzte, als Schiffbrüchiger sein Wehgeschrei ausstieß. Und die holde Nausikaa — doch davon später! Was unsere Koffer betrifft, so finden wir sie in der Zollhalle am Land unversehrt wieder, denn trotz ihrer Galgenvogelgesichter sind die Barkenführer von Korfu noch lange nicht die schlimmsten Mittelmeerräuber. Und hat man erst die üblichen Ankunftsplackereien hinter sich, so fühlt man sich in Korfu sehr wohl. Diese einzige Stadt der bäuerlich-arkadischen Insel ist ein ziemlich lebhafter Handelsplatz mit einem ganz orientalisch anmutenden Gassenlabyrinth und einer sehr malerischen Wasserfront. Ein stilles Nest ohne viel Fremden-

verkehr, ein angenehmes Standquartier für die Ausflüge in die reizende Umgebung. Kein Führer sucht sich dabei aufzudrängen, kein Wagenlenker kümmert sich um uns; die Bevölkerung übt Zurückhaltung und läßt uns ungestört und kaum beachtet die Straße ziehen.

Und wie schön sind diese einsamen Straßen, auf denen noch kein Auto poltert und rast! Nur eine halbe Stunde vom Hafen entfernt, umfängt uns schon ländliche Einsamkeit; es ist gerade, als ob die ganze große Insel zu unserer ausschließlichen, unbeschränkten Verfügung stände. Viele Wochen wären nötig, um sie einigermaßen gründlich kennenzulernen. Meine Pläne fliegen durchaus nicht so weit. Ich wandere während der Zeit meines Aufenthaltes in Korfu täglich immer wieder dieselbe Straße, denn was dieser eine Spaziergang zu bescheren hat, genügt mir durchaus. Er führt am steilen Kegel des altvenezianischen Forts vorbei, wo das Standbild eines Grafen Johann Matthias von der Schulenburg an den braven deutschen Kriegsmann erinnert, der im Dienste der Republik Venedig die Festung erfolgreich gegen die Türken verteidigt hat. Weiter durch die schon ganz ländliche Vorstadt Kastrades nach dem prächtig verwilderten Park — nur verwilderte Parke sind richtige Parke — des am Meere gelegenen Schlößchens Monrepos. Es ist unbewohnt und hat etwas von einem richtigen verwunschenen Schloß; alle die Tage bin ich hier keinem einzigen Menschen begegnet, nicht einmal einem Gärtner oder Wächter. Wie schön, so fern von jedem Geräusch der Stadt zwischen den alten Zypressen und Eukalyptusbäumen im Dickicht blühender, duftender Sträucher zu wandeln und, vom leisen Summen und Rauschen des Jonischen Meeres in Träume gewiegt, selig und wunschlos im Grase zu liegen!

Weiter geht es dann sanft bergan durch einen großen Olivenhain mit uralten, ganz abenteuerlich knorrigen und verschnörkelten Bäumen zu den in tiefster Waldeinsamkeit am Strande gelegenen Resten eines antiken Tempels, der vermutlich einst ein Quellenheiligtum war; die eingefaßte Quelle sprudelt noch immer, wie vor Jahrtausenden, als sie den Hirten und Schiffern ihr erquickendes Naß spendete, aus den Steinen hervor. Unweit davon, hoch über den steil abfallenden Klippen,

ist ein Platz, auf dem ich stundenlang sitze. Man übersieht von hier den größten Teil der Ostküste Korfus, in unglaubliche Fernen dringt in der klaren Vorfrühlingsluft der Blick. Ja, das ist die Welt Homers, die Welt des Odysseus! Allerdings neigt das Landschaftsbild, wenn auch von den großen, kühnen Linien des Inselgebirges und weiterhin, jenseits der See, von den gewaltigen, noch schneebedeckten Mauern des albanischen Hochlandes beherrscht, im allgemeinen weniger zum Heroischen als zur Idylle. Die stillen Buchten mit den einladenden Ufern, die freundlichen grünen Auen und Triften, die Ölbaumwälder, das alles scheint von der Natur nicht gerade zur Brutstätte von Unholden und Barbaren, sondern zum Sitz eines liebenswürdigen, heiteren Menschenschlages bestimmt zu sein. Und das waren die alten Phäaken, die den schiffbrüchigen göttlichen Dulder Odysseus so gastfreundlich aufnahmen, ja in der Tat, wie auch die heutigen Korfioten sich ebenfalls mehr dem arkadischen Gott der Herden als dem Ares zugeneigt fühlen.

Der Weitermarsch bringt mich zu einer tief ins Land einschneidenden, im Verschlammen begriffenen Bucht, dem ehemaligen Hylläischen Hafen, an dem sich wahrscheinlich einst die Stadt der Phäaken befand. Am Eingang der Bucht, an einem hochgelegenen Punkt, der zur Erinnerung an eine altvenezianische Batterie Canone heißt, entfaltet sich wiederum ein herrliches Panorama. Seinen Mittelpunkt bildet ein mit ernsten, schweigsamen Zypressen bestandenes kleines Eiland, das übrigens auch deshalb von Interesse ist, weil es dem Maler Arnold Böcklin die Anregung zu seiner bekannten „Toteninsel" gegeben hat. Drüben aber, am bewaldeten anderen Ufer der Bucht, ist die Stelle, wo sich nach der Volksüberlieferung die köstlichste Idylle der Odyssee abgespielt hat. Hier war es, wo der göttliche Dulder und bewährte Dauergast als Schiffbrüchiger ans Land geworfen wurde und, von allem entblößt, der Wäsche waschenden Königstochter Nausikaa begegnete. Wie der durchtriebene Schlaumeier das Prinzeßlein mit Schmeichelworten zu ködern verstand, wobei er nach alter Gewohnheit das Blaue vom Himmel herunterschwindelte, und wie Nausikaa, das goldene Herz, auch prompt darauf reinfiel, das gehört zum Heitersten des unsterblichen Epos, und es hier unter dem Schutz des Genius

loci auf den moosbewachsenen Steinen am Strand wieder einmal zu lesen, ist ein Genuß.

Ein anderer, größerer Ausflug führt zum Achilleion. Glanz und Glück, wo seid ihr geblieben! Das prächtig gelegene Schloß, in dem einst die weltflüchtige Kaiserin Elisabeth ihren romantischen Träumen nachhing und das dann später als Eigentum Kaiser Wilhelms der Mittelpunkt eines lebhaften Treibens war, diente zur Zeit unserer Anwesenheit auf Korfu griechischen Flüchtlingen zum Asyl. Die marmornen Standbilder der Terrasse, die ehedem, bei den Mittelmeer-reisen des deutschen Herrschers, so oft höfischen Prunk und fürstliche Gastlichkeit zu sehen bekamen, blickten jetzt auf arme Entwurzelte hinab. Es scheint, als ob dieses schimmernde Schloß am Meer von keinen guten Geistern umwittert ist und das Füllhorn der Gaben, das die Götter so verschwenderisch über Korfu ausgeschüttet haben, dieser einen Stelle den Segen nicht gönnt.

* * *

Leider heißt es bald Abschied nehmen von Korfu. Eines Morgens erscheint im Hafen der Dampfer des Triestiner Lloyd, der uns um den Peloponnes herum nach der Hafenstadt Athens, dem Piräus, bringen soll. Diese Fahrt, auf der man das Land — zuerst die Jonischen Inseln und die Westküste Griechenlands, dann die Ostküste des Peloponnes — niemals ganz aus den Augen verliert, dauert reichlich anderthalb Tage und ist bei günstigem Wetter, wie es uns beschert war, über die Maßen schön.

Mit Ausnahme von Korfu werden die Jonischen Inseln so gut wie gar nicht von Fremden besucht. Wie viele Schiffe auch unmittelbar an ihren Gestaden vorüberfahren, liegen sie doch ganz abseits vom Reiseverkehr; höchstens daß einmal ein Archäologe oder ein Handels-vertreter ihnen einen Besuch abstattet. Die Verbindungen mit dem Festland sind schlecht, und die Unterkunft, die auf den Inseln geboten wird, kann nur den bescheidensten Ansprüchen genügen; schließlich stößt auch die Verständigung auf Schwierigkeiten, denn es gibt nur wenige Ausländer, die sich rühmen können, des Neugriechischen einigermaßen mächtig zu sein. Wundern muß man sich aber darüber, daß unsere

Landschaftsmaler, die doch bereits bis zur Südsee schweifen, diese herrliche odysseische Welt noch immer nicht entdeckt haben. Auch Friedrich Preller hat einst die Studien zu seinen Odysseelandschaften nicht hier an Ort und Stelle, sondern in Italien gemacht.

In strahlendem Sonnenglanz fahren wir an Leukas und Ithaka vorbei, und zwischen einigen Fahrgästen, die nicht umsonst auf deutschen Gymnasiumbänken gesessen haben, entspinnt sich der alte Gelehrtenstreit darüber, ob Ithaka wirklich als die Odysseusinsel betrachtet werden darf. Denn wenn auch Homer dem Listenreichen die genaue Herkunftsangabe in den Mund legt:

„Ich bin Odysseus, Laertes' Sohn, durch mancherlei Klugheit
Unter den Menschen bekannt, und mein Ruhm erreichet den
Ithakas sonnige Höhen sind meine Heimat . . ." [Himmel,

so schien es doch nicht ganz sicher zu sein, ob damit wirklich auch jene Insel gemeint ist, die heute den Namen Ithaka führt. Nach der Dörpfeldschen Theorie wäre Leukas das Ithaka der Odyssee, denn in dem Epos heißt es bei der Aufzählung der Inseln:

„Ithaka liegt in der See am höchsten hinauf an die Feste
Gegen den Abend, die andern sind östlich und südlich entfernet."

Diese Angabe läßt sich, wie ein Blick auf die Karte zeigt, mit der Lage Ithakas in der Tat nicht gut vereinbaren und trifft, ebenso wie die Ortsbeschreibungen in der Odyssee, besser auf Leukas zu. Nach Dörpfelds Hypothese, die aber nicht unangefochten blieb, wäre also Leukas das homerische Ithaka, das heutige Ithaka jedoch das Same Homers und sein Dulichion das heutige Kephallenia.

Der ganze Streit setzt freilich voraus, daß man sich nicht die Lehre zu eigen macht, die von einem historischen Homer ebensowenig etwas wissen will wie von einem historischen Odysseus. Das ist jene spekulative Richtung, für welche die großen Menschen und die großen Geschehnisse, wenn ein paar tausend Jahre darüber hingegangen sind, zum nebelhaften Mythus werden, eine Richtung, die sich im Deuteln und Tüfteln gar nicht genug tun kann. Daß die Nachfolger dieser Symbolinstik später einmal dicke Bücher darüber schreiben werden, ob Goethe und Bismarck wirklich gelebt haben und nicht rein mythisch und symbolisch aufzufassen seien, das ist ganz sicher. Wer die Homerischen Gesänge

nicht für das Werk eines Menschen von Fleisch und Blut, eines gottbegnadeten Dichters, sondern für die Zusammenstopplungen aller möglichen wandernden Rhapsoden hält, dem ist ebensowenig zu helfen wie denen, die in Odysseus, dieser von lebendigstem Leben erfüllten Gestalt, nur eine Ausgeburt der Phantasie ohne leibhaftiges Urbild erblicken wollen.

Wir sitzen unterm Sonnensegel und können kaum die Blicke wenden von dem bezaubernden Wandelbild der vorübergleitenden, wie Kulissen sich ineinanderschiebenden Inselgestade. Und wenn wir dabei dem griechischen Wein zusprechen, der übrigens gerade auf Ithaka in Überfluß wächst, so wissen wir uns darin in voller Übereinstimmung mit den Homerischen Helden. Denn von Abstinenz hielten sie offenbar nicht viel. Ob sie den Wein wohl auch schon in demselben Zustand genossen haben, wie ihn der heutige Grieche liebt: reziniert, d. h. mit einem Zusatz von Harz versehen? Für den Fremden ist er so kaum genießbar, und in unreziniertem Zustand wiederum hat er, besonders der Weißwein, etwas Weichliches, Süßlich-Fades im Geschmack. Am besten mundet noch der ziemlich feurige Mavrodaphne von Kephallenia, der den italienischen Weinen nahekommt. Das, was man in Deutschland gewöhnlich unter „griechischem Wein" versteht, süßen Rosinenwein, trinkt der Hellene nicht.

Am Nachmittag des folgenden Tages nähern wir uns der dritten und letzten Etappe auf unserem Wege nach Ägypten, und wiederum ziehen, bei der Einfahrt in den Golf von Ägina, klassische Landschaftsbilder von vollendeter Schönheit an uns vorbei. Von Kap Kolonnäs, dem alten Sunion, bis zu den schimmernden Marmorbrüchen des Pentelikon und weiter bis Salamis und Megaris — welche Fülle rasch wechselnder Formen und Farben! Und während sich der Dampfer bedächtig an die Molen des Piräus heranarbeitet, taucht hinter der lärmenden, vom Geist nüchterner Zweckmäßigkeit beherrschten Hafenstadt auch schon jenes Bild auf, das schon vor Jahrtausenden den Blick aller Schiffer gebannt hat: die hochragende Burg von Athen mit dem weithin leuchtenden Tempel des Parthenons.

Den Fremden, der zum erstenmal den klassischen Boden Attikas betritt, berührt es seltsam, von weitem erst und dann aus immer

größerer Nähe mit eigenen Augen nun die Stätten zu sehen, die, über ihre örtliche Bedeutung riesenhaft hinausgewachsen, eine ganze Welt mit ihren Strahlen erleuchtet und erwärmt haben. Ich hatte Athen schon einmal, vor siebzehn Jahren, besucht und war gespannt darauf, wie sich das Antlitz der Stadt nach den umwälzenden Ereignissen dieser Zeit verändert haben mochte. Damals war es noch möglich gewesen, den Einzug in Athen so zu vollziehen, daß die holden Illusionen nicht gleich zu Anfang starken Schaden erlitten. Zwar führten schon zu jener Zeit zwei Schienenstränge vom Piräus nach Athen, aber man überließ sie dem Einheimischen und dem Geschäftsreisenden und entschied sich für die romantischere Landstraße und einen offenen Wagen. Und sobald man dann die nichtssagende Hafenstadt hinter sich hatte, war die beschaulich langsame Annäherung an Athen wirklich von hohem Reiz. Man sah sich von der Stille der weitgedehnten attischen Ebene umgeben, grüne Felder und kleine Ölbaumhaine säumten die Straße ein, die damals noch eine richtige Landstraße war, rechts waren die Umrisse des bläulichen Hymettos, links die Berge des Ägaleos sichtbar, und immer hatte man das die Landschaft allmählich mehr und mehr beherrschende Felsplateau mit der hellschimmernden Marmorkrönung, der Akropolis, vor sich. Der Eintritt in das Weichbild von Athen vollzog sich ohne schroffe Übergänge, man glaubte eher in ein idyllisches Provinznest als in eine Großstadt zu kommen. Der Wagen rollte durch ein paar ländlich aussehende Straßen mit sauberen niedrigen Häusern, hier und dort sah man ein paar Säulengruppen und andere Altertümer, dann wurden die Häuser größer und drängten sich zu geschlossenen Fronten zusammen, und ein paar Minuten später befand man sich im Zentrum von Athen, am Verfassungsplatz.

Wie anders heute, nach einer so kurzen Zeitspanne, die doch ein Nichts im Verhältnis zu der langen und großen Geschichte Griechenlands ist! Aus der gemütlichen Pferdekutsche von damals ist inzwischen selbstverständlich ein Auto geworden. Das zu jener Zeit noch ziemlich idyllische Flachland zwischen der Hafenstadt und Athen wurde inzwischen größtenteils „für die Bebauung erschlossen", wie es fachmännisch heißt, und wer hier noch jetzt arkadischen Träumereien nachhängen wollte, müßte schon eine ungewöhnlich lebhafte Phantasie besitzen. Denn

sowohl der Piräus wie Athen tasten sich immer mehr in die Ebene hinein, und der Tag, wo sich die beiderseits vorgestreckten Fühler berühren werden, ist nicht mehr allzu fern. Die Straße steht, wie alle großen Verkehrsstraßen, heute im Zeichen des rasenden Motors. Entsetzlicher Staub, Knattern und üble Düfte, das sind die wesentlichen Eindrücke auf dieser Fahrt, und ehe wir es uns versehen, setzt uns der Wagen in einer Großstadtstraße vor einem modernen Hotel ab, dessen ganzes Milieu mehr an Budapest und Bukarest, als an die Heimat der Pallas Athene erinnert.

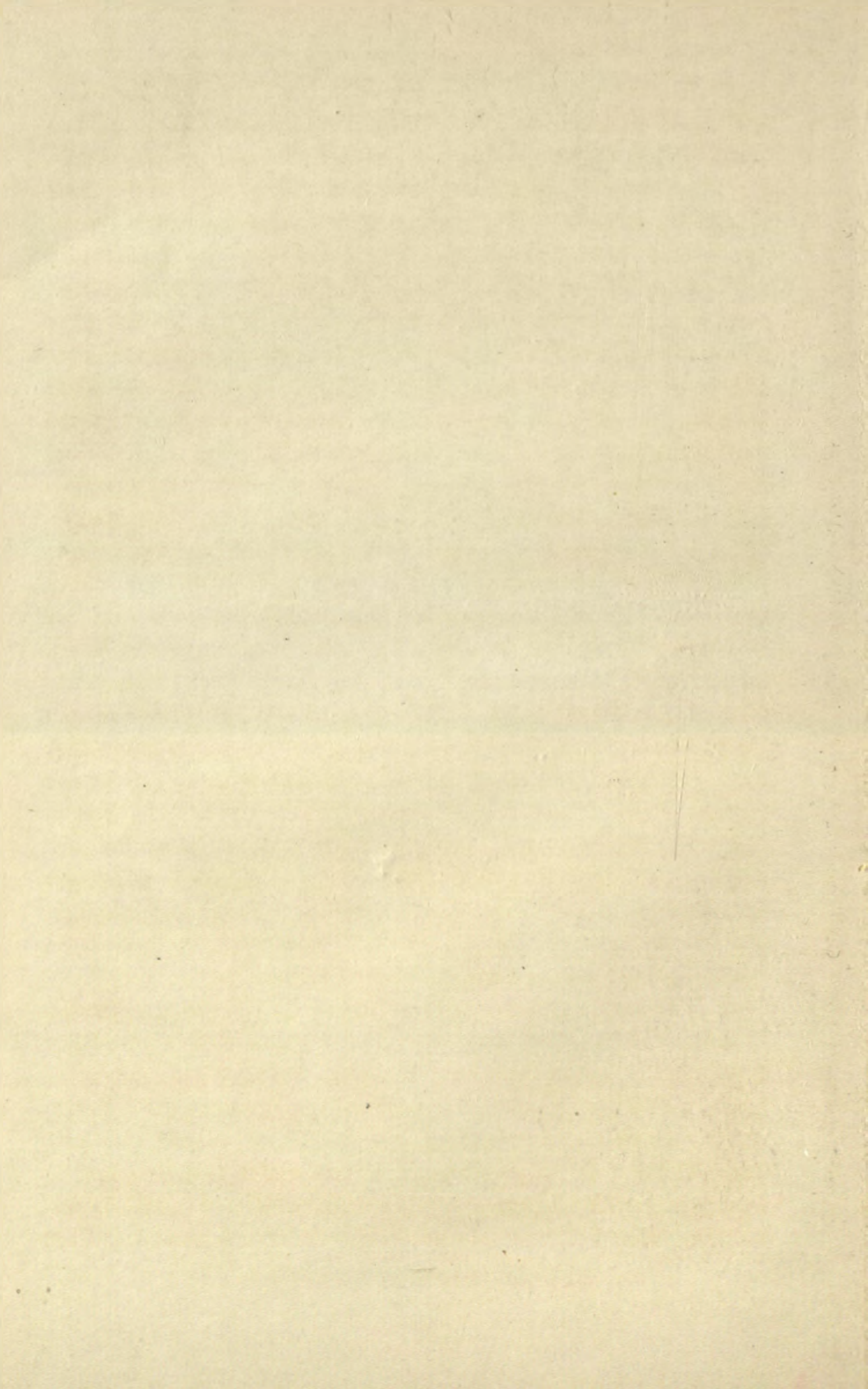
Mit anderen Augen wird ein Verehrer und Kenner des klassischen Altertums, mit anderen ein reisender Jünger Merkurs das Athen von heute betrachten; hier sei in Kürze der Eindruck festgehalten, den der unbefangene Tourist vom Antlitz dieser Stadt erhält. Ihr gegenüber fällt Unbefangenheit freilich nicht leicht. Wer nur als halbwegs Unterrichteter hierher kommt, hat ein so umfangreiches Programm, eine solche Fülle von Vorstellungen und Daten im Kopf, daß ihm siedeheiß wird bei dem Gedanken: Wie findest du dich nur mit alledem ab, was du sehen willst oder — o gräßlicher Imperativ! — durchaus gesehen haben mußt? . . . Ich rate, es einfach nach bewährtem Rezept zu machen, das treffliche Reisehandbuch vorläufig ruhig im Koffer zu bewahren und ein paar Tage lang nichts weiter zu tun, als kreuz und quer durch die Straßen zu schleudern, bald Altes, bald Neues zu sehen und die Dinge geruhsam auf sich wirken zu lassen. Dann ergibt sich bald zwanglos eins aus dem andern, ergibt es sich, daß Athen kein abstrakter Begriff aus der Geschichtsstunde und nicht lediglich ein Freiluftmuseum, sondern eine sehr lebendige Stadt, eine Stadt von heute ist, die mit lebendigen Sinnen erfaßt sein will.

Es läßt sich gut vorstellen, daß ausgesprochene Freunde des klassischen Altertums den auf den ersten Blick scheinbar unüberbrückbaren Gegensatz zwischen den erhabenen Trümmern dieser versunkenen Welt und dem lärmenden Treiben des lebhaften modernen Athen peinlich empfinden. Sie hatten sich vielleicht jahrzehntelang auf den Tag gefreut, an dem sie ihre Ideale im Glanz der attischen Sonne leibhaftig vor sich sähen, und jetzt, wo dieser Wunsch sich erfüllt, scheint es ihnen unmöglich zu sein, aus vielen befremdlichen Disharmonien den Kern



Der Parthenon auf der Akropolis

Karyatidenhalle des Erechtheion



der reinen Schönheit zu lösen. Denn das sieht man sofort, daß das heutige Athen im wesentlichen eine durch und durch moderne Stadt ist, eine Schöpfung der neueren und neuesten Zeit, und daß diese von schnurgeraden Straßen durchzogene weiße Häusermasse doch eigentlich nur in ziemlich losem Zusammenhang mit den Altertümern steht. Athen läßt sich nicht mit Rom vergleichen. Die Geschichte Roms weist keine erheblichen zeitlichen Lücken auf, in Rom hat sich alles ununterbrochen organisch entwickelt, Form fügte sich an Form, jedes Jahrhundert, jede Stilpoche, jedes politische Ereignis, jede starke Persönlichkeit ließ dort Spuren zurück; man kann am Antlitz Roms die Geschichtszahlen ablesen, wie an einem gefällten Riesen des Waldes die Jahresringe. Anders in Athen. Das auffällige Fehlen der Bindeglieder zwischen Altem und Neuem liegt in Athens Geschichte begründet, die auch die Geschichte ganz Griechenlands ist. Als im dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung das alte Athen in seinem Glanze erloschen war, sank es für anderthalbtausend Jahre ins Nichts zurück und war so gut wie verschollen, erst eine byzantinische Provinzstadt, dann, immer mehr herunterkommend, ein belangloses Nest von Ackerbürgern, deren ganzes Leben darin aufging, die von den jeweiligen Bedrückern erpreßten Steuern zu erschwingen. Erst als 1821 der Aufstand im Peloponnes ausbrach und das Hellenentum aus seinem langen, langen Schlaf erwachte, ward auch Athen wieder lebendig. Seine Wiedergeburt begann im Februar 1833, als ein junger Wittelsbachsproß, Otto von Bayern, als König von Griechenland am Fuß der Akropolis Einzug hielt, erfüllt von weitschauenden Plänen, begleitet von einem Stabe deutscher Künstler und Architekten, die dem neuen Königreich eine neue Hauptstadt schaffen wollten.

Es ist schwer, ein großes Erbe zu tragen, ja fast ein Verhängnis. Was der Enkel auch tun mag, sei er noch so begabt und von redlichem Willen erfüllt, immer wird er am Maßstab des großen Ahnen gemessen, immer gefällt sich die Welt darin, ihm seine Unzulänglichkeit vorzuhalten. So geht es Menschen, so geht es Völkern, so geht es Athen. Die Griechen von heute bekommen immer wieder zu hören, daß sie keinen Aristoteles, keinen Sophokles, keinen Phidias mehr hervorbringen. Man hat sogar hin und wieder ihre Abstammung von den

alten Hellenen bezweifelt und damit ein Volk, das seine ruhmreiche Vergangenheit in Ehren hält, an der empfindlichsten Stelle getroffen. Man macht ihnen gewisse nationale Schwächen zum Vorwurf und vergißt darüber gern, was Gutes an ihnen ist, wie z. B. ihre starke Vaterlandsliebe und Opferwilligkeit, ihr lebhaft entwickelter Fortbildungstrieb. Ungeheure Summen geben die reichen Griechen her, wenn es die Förderung irgendeines Werkes der Kultur oder des Gemeinwohls gilt, und selbst in den minderbemittelten Volksschichten verhallt ein Appell an die Spendefreudigkeit nie wirkungslos. Wie dünn gesät sind dagegen die Mäzene in manchem großen Staatswesen!

Man darf vor allem, um vieles Ungereimte zu verstehen, nicht die große Jugend Neu-Griechenlands und seiner Hauptstadt vergessen; man muß sich immer vor Augen halten, daß es, wie schon gesagt, erst 1821 war, als Alexander Ypsilantis mit seinem Aufruf zur Abschüttelung des vielhundertjährigen Türkenjochs die nationale Wiedergeburt einleitete, und daß Athen damals ein elender Flecken war. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, ist die Entwicklung der Stadt ganz außerordentlich. Beim Einzug König Ottos zählte sie ein paar tausend Einwohner, heute sind es fünfhunderttausend. Alles, was ist, mußte von Grund auf neu geschaffen werden. Bauten von edler Schönheit wetteiferten mit Instituten der Bildung und des Gemeinwohls, überall zeigt sich das Streben nach Großzügigkeit. Uns Deutschen gereicht der rege deutsche Anteil an der Wiederauferstehung Athens zur Ehre, auch wenn die Baukünstler in Ottos Gefolge, von den Geschmacksschwächen ihrer Zeit beherrscht, nicht immer eine glückliche Hand dabei zeigten. Der Münchener Architekt Leo von Klenze schuf das Stadtbild von Neu-Athen, ein anderer Münchener, Gärtner, baute das leider höchst nüchterne Königliche Schloß. Zum Glück machten später andere Leute aus dem Norden wieder gut, was der dünne Klassizismus gesündigt hatte: Lange schuf das Nationalmuseum, der Däne Hansen die farbige Universität und Theophil Hansen d. J. unter Ernst Zillers Leitung die prächtige Akademie der Wissenschaften, für deren Errichtung der griechische Bankier Sina in Wien fünf Millionen Drachmen spendete.

Die verschwenderische Fülle edlen Marmors, der hier, so nahe am marmorreichen Pentelikon, allerdings nicht viel kostet, verleiht den Monumentalbauten Neu-Athens den charakteristischen leuchtenden Glanz. Zuviel des Glanzes in dieser Stadt, der es leider in empfindlich spürbarer Weise an grünen Bäumen, an schattigen Anlagen fehlt. Um so lieber wenden sich da die Augen den gedämpften Farben des alten Marmors der klassischen Stätten zu. Ach, diese köstliche Patina, der Edelrost, der durch die Verwitterung der feinen Eisenteilchen des Marmors entsteht, diese wachsgelben, goldigen Töne der Säulenkolosse des Parthenons, des Theseustempels, des Olympieions! Da möchte man dem weißen, allzu weißen neuen Athen wünschen, daß es Farben vom Himmel regnen möge, zarte, matte, verschwimmende Farben, die der Verwitterungsarbeit der Jahrhunderte vorgreifen und die augenbeizenden Lichter dämpfen.

Den Sammelpunkt der feineren Welt bildet der Verfassungsplatz nebst den von ihm ausgehenden stattlichen Straßenzügen, der Stadionstraße und dem Universitätsboulevard. In diesem Umkreis befinden sich die besten Hotels, die besuchtesten Kaffeehäuser und Vergnügungsstätten. Auf dem Verfassungsplatz entwickelt sich bei den Klängen der Militärmusik ein korsoartiges Treiben, das in den heißen Monaten, wenn erst der Abend Erfrischung bringt, bis in die späte Nacht hinein dauert; hier spielt sich auch teils an den Kaffeehaustischen, teils unter freiem Himmel die politische Börse ab. Denn der Grieche wird nun einmal als Politiker geboren, und wo auch immer zwei Bekannte zusammentreffen, da entspinnt sich sofort eine lebhafte Debatte über die Tagesfragen. Was Eleganz des öffentlichen Treibens und wirklich großstädtische Einrichtungen betrifft, so ist Athen darin noch immer weit zurück. Im geistigen und geselligen Leben steht der altberühmte deutsche Verein „Philadelphia" hochgeachtet da; er wurde schon 1837 begründet, und seitdem ist eine unübersehbare Reihe bedeutender Menschen in seinen Räumen ein- und ausgegangen. Überhaupt sind die Beziehungen zwischen griechischem und deutschem Geistesleben sehr rege. Hunderte von jungen Griechen studieren Jahr für Jahr auf deutschen Universitäten, deshalb stößt man hier auch in den gebildeten Kreisen auf eine weitverbreitete Kenntnis der deutschen Sprache und Literatur.

Fehlt es den neuesten Stadtteilen mit ihrem ganz abendländischen Treiben an fremdartigem Reiz, so findet man diesen mehr in jenem älteren Athen, das innerhalb der ehemaligen, nur noch in Spuren vorhandenen Ringmauer der antiken Stadt liegt und sich vom Eintrachtsplatz bis zur Akropolis erstreckt. Hier ist besonders die Äolusstraße nebst den angrenzenden Gassen der Hauptsitz der kleinen Gewerbe und des Straßenhandels, hier treiben die Handwerker und Krämer, die Verkäufer von Süßigkeiten und anderen Genüssen geräuschvoll ihr Wesen, und wer den greulichen Staub, Athens ärgste Plage, nicht fürchtet, erhascht hier, wo der Kampf um einen Kohlkopf für die daran Beteiligten zum Ereignis des Tages wird, als stiller Beobachter so manche originelle Szene. Eine der häufigsten Straßenfiguren ist der Limonadenverkäufer. Er trägt sein süßes, mit dem Harz des Mastixbaumes durchsetztes Getränk in einem seltsam geformten, glänzend polierten Metallbehälter auf dem Rücken und zapft es durch einen Schlauch in Gläser ab. Auch der Obsthändler, der seine Früchte in sehr verlockender Weise auszubreiten versteht, erfreut sich regen Zuspruchs. Hier sieht man auch noch hin und wieder die in der Stadt schon im Aussterben begriffene Nationaltracht der Männer, deren Hauptbestandteil die frauenrockähnliche, bis zu den Knien herabfallende Fustanella ist. Auffallend ist ein eigentümlicher Brauch, dem der noch an alten Sitten festhaltende Teil der Männerwelt zu huldigen pflegt, nämlich die Gewohnheit, überall, im Gehen, Stehen und Sitzen, eine Schnur mit großen Holzperlen spielerisch durch die Finger gleiten zu lassen. Es ist damit nicht etwa ein religiöser Zweck verbunden, wie bei den Rosenkränzen der Katholiken, sondern es dient nur zur Beschäftigung der lebhaften Hände.

An den Nordabhang der Akropolis lehnt sich der älteste, noch bis zur Türkenzeit zurückreichende Stadtteil Anaphiotika. Hier hat man noch am ehesten Gelegenheit, Zusammenhänge zwischen dem Athener von heute und dem von einst zu sehen. Den Burschen, der da vor einer Weinkneipe beim Klang der Ziehharmonika tanzend den Boden stampft und mit den Fingern der hocherhobenen Hände im Takte schnippt, braucht die Phantasie nur seines modischen Warenhausanzuges zu entkleiden, und das Bild eines klassischen Tänzers steht vor uns. Die

kannegießernden Gruppen vor den Kaffeeschänken würden, vom Himation umwallt, in jeder Komödie des Aristophanes gute Figur machen. In den Zügen des Mütterchens aus dem Volke glauben wir die reinen Linien einer antiken Baukis zu erkennen, und wenn die jungen Mädchen mit dem Henkelkrug auf dem Kopf über die Straße hüpfen, um Wasser zu schöpfen, wenn der Milchjunge des Morgens seine Ziegen über das Pflaster treibt, oder am Sonntag die Hirten vom Lande mit blödem Staunen die Stadtwunder betrachten, sehen wir alte, uralte Gestalten. Die Äußerlichkeiten haben sich verändert, die Menschen sind im wesentlichen dieselben geblieben.

Man ist jetzt leider dabei, das unregelmäßige Gassengewirr von Anaphiotika mit seinen malerischen Häuschen niederzulegen, um die Zahl banaler, nichtssagender Straßen, an denen Athen ohnehin schon überreich ist, noch um ein paar neue zu vermehren. Man hofft auch, in der Umgebung des antiken Marktes und des „Turmes der Winde" durch Ausgrabungen bedeutende Funde zu machen. So fällt das urwüchsige bunte Viertel, das sich als letzter Rest Alt-Athens so vertrauensselig an den Heiligen Berg schmiegt, der entsetzlichen Gleichmacherei und der „Archäologitis" zum Opfer, zwei Geisteszuständen, die nicht mit sich spaßen lassen. Was die Buddelfanatiker und die Gleichmacher in den letzten Jahrzehnten rings um die Akropolis schon gesündigt und wie sie es verstanden haben, aller natürlichen, bodenständigen Poesie zu Leibe zu gehen, das läßt sich nicht in Worte fassen. Die Musen verhüllen weinend ihr Haupt und suchen eine letzte Zuflucht in der verstümmelten, hoch oben in majestätischer Einsamkeit ragenden Marmorpracht der Akropolis.

Der Zauber der Einsamkeit, der überirdischen Größe umfängt uns hier. Können es wirklich Menschenhände gewesen sein, die diese kolossalen Blöcke formten und aufeinandertürmten, die mit anscheinend spielender Leichtigkeit über die Materie triumphierten und aus totem Gestein Symbole von ewigem Schönheitswert schufen? Betrachtet man die Schicksale der Akropolis und ihres vornehmsten Gebäudes, des Parthenons, so will es scheinen, als ob alle Wechselfälle menschlicher Tragikomödie nicht imstande wären, soviel Schönheit völlig zu vernichten. Von den Byzantinern seiner Kunstschätze beraubt und in

eine christliche Kirche, dann von den Türken in eine Moschee mit angebautem Minarett verwandelt, später zum Arsenal degradiert, in zahlreichen Kämpfen beschädigt, trug der Tempel Jahrhunderte hindurch seine wechselnde Last, bis im September 1687 eine von venezianischen Söldlingen deutscher Herkunft geschleuderte Bombe in die Pulverkammer schlug und den Parthenon in Trümmer legte. Was die Bombe verschont hatte, suchte im Jahre 1801 Lord Elgin vollends zu ruinieren, indem er unter falschen Vorspiegelungen den Figurenfries aus den Giebelfeldern des Tempels brechen und nach England schaffen ließ, wo er seitdem eine der größten Kostbarkeiten des Britischen Museums bildet. Doch all den grauenhaften Verwüstungen zum Trotz liegt in den übriggebliebenen Resten doch immer noch eine kaum erfaßbare Fülle erhabener Schönheit, die gerade durch ihre Verstümmelung doppelt ergreifend wirkt.

Fast noch schlimmer als dem Parthenon erging es den anderen Bauten der Akropolis, aber die Sorgfalt der Forscher hat die Bruchstücke gesammelt und mit so feinem Verständnis zusammengefügt, daß manche Kleinodien antiker Baukunst, wie der Niketempel und das Erechtheion, ihre Wiedergeburt erlebten und gleich dem Phönix aus der Asche zu neuem Glanz erstanden.

Weihevolle Stätte des Friedens, der stillen Einkehr, Akropolis, wo hast du deinesgleichen in der Welt? Es strömt wie hehre stumme Musik aus den Säulenhallen und aus den Marmortrümmern, und wer den Blick dafür hat, dem kann es hier wohl geschehen, daß er in brütender Mittagshitze seltsame Schatten ihr Wesen treiben sieht. Und dann der Auslug in Nähe und Weite ringsum! Von den in dunstiger Ferne verschwimmenden Höhen des Peleponnes bis Kap Sunion und dem Pentelikon, welch ein Wechsel von Land und Meer, welch reiche Palette! Unzählige, durch Geschichte und Legende geweihte Örtlichkeiten umfaßt dieser Blick, allen Zauber der südlichen Landschaft, das zarte Blau und das gesättigte, selbst die Schatten durchdringende Sonnenlicht. Unten zu Füßen dann die ausgedehnte weiße Masse der Stadt, vom steilen Kegel des Lykabettos beschirmt, und auf der anderen Seite, am Meer, der Piräus mit seinem Arbeitsrauch, seinen Schiffen im Hafen, und die mit Villen umkränzte Bucht von Phaleron.

Immer wieder kommt man herauf, um das zu sehen, mit den Augen zu trinken, und was man an Neu-Athen und seinen Dissonanzen mit Recht oder Unrecht auch auszusetzen haben mag — hier oben, „hoch überm niedern Erdenleben", bei den vergilbten, honigfarbigen Tempelsäulen, herrlich noch in ihrer Verstümmelung, vergißt man es rasch und bekennt dankbaren, freudigen Herzens: Ja, das Antlitz dieser Stadt ist und bleibt doch in Ewigkeit schön!

Zweites Kapitel

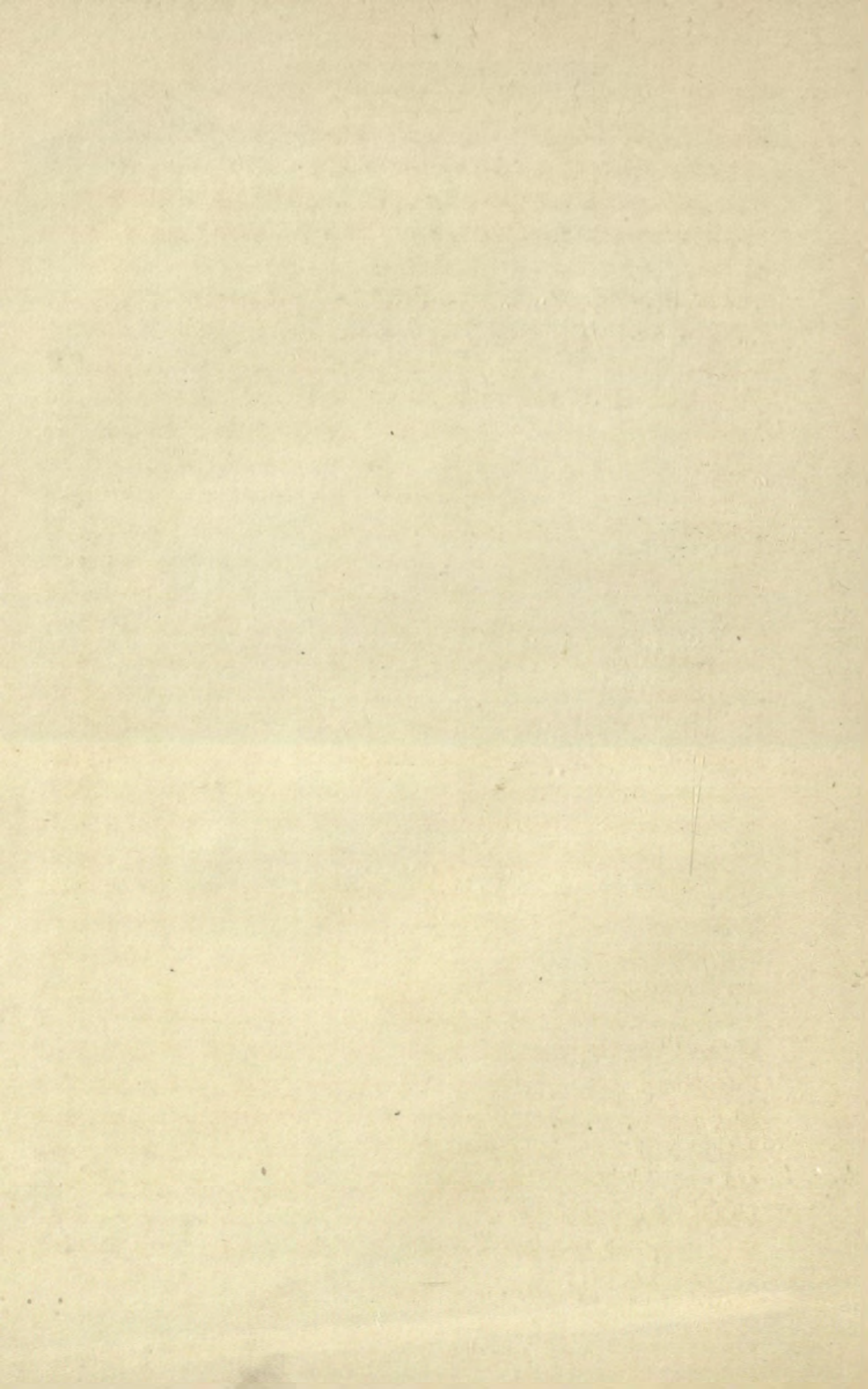
In Alexandrien und Kairo

Unholde Frühlingslüfte. — Ankunft in Alexandrien. — Der problematische Levantiner. — Ägyptens Handelsmetropole. — Am Mahmudije-Kanal. — Nach Kairo. — Auf und vor der Hotelterrasse. — Der Esbekijeplatz und die Muski. — Im Basarviertel. — Von echten Teppichen und kostbaren Büchern. — Allerlei Straßentypen. — In der Gamia el Azhar. — Seltsamer Hochschulbetrieb. — Die Zitadelle. — Hochzeit und Begräbnis. — Vom religiösen Leben der Mohammedaner. — Fatalismus. — Nachtleben in Kairo. — In einer Negerbierschenke. — Der Rechtgläubige und der Alkohol.

Ein plötzlicher Umschlag des bisher so warmen und angenehmen Wetters ließ uns den Abschied von Athen nach kurzem Aufenthalt leichter werden, als es wohl sonst der Fall gewesen wäre. Bösartige Staubwolken vor sich her jagend, pfiff der Nordwind empfindlich kalt durch die Säulenpracht einer versunkenen, schöneren Welt, und während wir uns dichter in die Wintermäntel hüllten, kamen mir die schalkhaften Worte in den Sinn, mit denen Friedrich Vischers „Auch Einer" über den „katarrhalischen Stil" der alten Griechen philosophiert. Auf den „ewig heiteren Himmel Griechenlands" ist durchaus nicht immer Verlaß. Sogar noch in der jetzigen Jahreszeit, im Vorfrühling, hat man hier, wie überall im europäischen Süden, mit einem Rückfall des Wetters in Winterlaunen zu rechnen, und bei der Unzulänglichkeit der Heizvorrichtungen regt sich dann brennende Sehnsucht nach einem gediegenen nordischen Ofen und einem nicht minder schätzbaren nordischen Punsch. Alte Mittelmeerpilger sind deshalb auch längst zu der Erkenntnis gelangt, daß man die südlichen Küsten Europas erst in den Monaten verläßlicher Wärme mit ungestörtem Behagen bereist. Die Temperatur, durch das allgegenwärtige Meer und seine Winde



Alexandrien mit der Pompejussäule



gemildert, ist selbst im Sommer keineswegs drückend, die Natur entfaltet erst in der vorgerückten Jahreszeit ihre volle Pracht, außerdem fehlt dann der große Fremdentroß, und man findet deshalb überall viel bessere Aufnahme. Für Ägypten ist es von Mitte April an freilich zu spät.

Vom Wunsch nach einem möglichst raschen Übergang in wärmere Breitengrade beseelt, gingen wir im Piräus auf der „Fezara" an Bord, einem ganz komfortablen Schiff der Khedivial-Linie, die den Verkehr zwischen Konstantinopel, Griechenland und Ägypten vermittelt. Die Fahrt nach Alexandrien dauert bei gutem Wetter dreiundvierzig Stunden. Anfangs ging es wieder dicht an der Küste Attikas entlang, deren Formen- und Farbenschönheit wir schon bei der Herfahrt genossen hatten, wieder grüßte uns Kap Kolonnäs, das klassische Sunion. Dann tauchten die Kykladen auf, Kea, Thermia, Seriphos, und abends leuchteten die Lichter der Ortschaften von Melos herüber, jener Insel, die der übriggebliebene Rand eines in sich versunkenen vorgeschichtlichen Riesenkraters und zugleich auch die Heimat und Fundstätte der göttlichen Venus von Milo ist. Am nächsten Morgen beherrschte das düstere Kreta mit dem mächtigen Gebirgsstock von Lassithi im Osten der Insel das Gesichtsfeld, dann empfing uns das bleierngraue, stark bewegte offene Meer. Wie schon so oft auf meinen Mittelmeerfahrten mußte ich wieder daran denken, was für verwegene Kerle die alten Seefahrer, die Phönizier, Griechen, Karthager, doch gewesen sind, daß sie sich mit ihren kleinen, offenen Fahrzeugen auf so große Reisen wagten, von der Nilmündung bis zu den Säulen des Herkules und weit darüber hinaus, auf einem Meere, das selbst große Dampfschiffe unbarmherzig springen und tanzen läßt.

Am nächsten Morgen nähern wir uns der ägyptischen Küste. Ja, das ist Afrika, das ist eine neue Welt! Anders als sonst im Mittelmeer sieht es hier aus; keine schön geschwungene Berglinie, kein ragendes Kap, keine terrassenförmig aufsteigende Stadt, keines der romantischen Landschaftsbilder, an denen das Mittelmeer so reich ist, grüßt schon von weitem. Nur die eigenartige Färbung des Horizonts, ein in Dunst gehüllter gelbgrüner Streifen, verkündet das nahe, ganz flache Land. Auch etwas anderes noch, nämlich die hellere Färbung des Wassers.

Mit diesem Zeichen heißt uns der Nährvater Ägyptens, der heilige Nil, willkommen, denn seine Fluten sind es, die die Färbung des Meerwassers bis weit über die Nilmündungen hinaus beeinflussen.

Wir haben bereits den Leuchtturm von Alexandrien vor uns und sehen hinter der schäumenden Brandungslinie der Küste gelbe Sanddünen, grüne Vegetationsstreifen, ragende Palmengruppen. Allmählich wird auch der Hafen mit seinen Dampferschloten und Masten, dem Arsenal, dem Königlichen Schloß deutlich sichtbar, die schlanke Pompejussäule taucht auf. Ein Lotse kommt an Bord, denn die Einfahrt ist eng und klippenreich und deshalb auch nur am Tage gestattet. Endlich befinden wir uns im Angesicht einer hellfarbigen, im warmen Sonnenlicht leuchtenden Häusermasse von vorwiegend europäischem Aussehen im Hafen, fühlen Pulsschlag und Rhythmus des Weltverkehrs. Ausgedehnte Molen und Kais, Schiffe und Flaggen aller Nationen, Speicher und Ladegut ohne Ende, Kettenrasseln, Sirenenheulen, Lärm und Staub. Und nicht zuletzt auch Geruch, jener dem Kenner so vertraute, charakteristische Mittelmeergeruch, der alle Küstenplätze zwischen Gibraltar und Suez umwittert.

Nach bedächtigem Manövrieren legt die „Fezara" endlich am Kai an, den schon längst eine dichtgedrängte Menge von Gepäckträgern, Dragomanen, Hotelangestellten, Bummlern und Gaffern belagert. Nach Erledigung der gesundheitspolizeilichen Förmlichkeiten erfolgt dann der unvermeidliche Massenangriff. Ein tosender Schwarm brauner Gesellen ergießt sich über das Schiff, boxt bis zum Knockout um das Gepäck. Vier Dragomane, alle gleichzeitig sprechend und einander beschimpfend, bemühen sich, uns von der Unentbehrlichkeit ihrer Dienste zu überzeugen, ein paar Stiefelputzjungen prügeln sich um die Ehre, unsere blitzblanken Schuhe noch blanker zu putzen, man will uns Geld wechseln, will uns Ansichtskarten, gefälschte Antiquitäten, Glasperlenketten, Gebetteppiche und sogar ein ausgestopftes kleines Krokodil verkaufen, ein dunkler Ehrenmann flüstert uns Ratschläge ins Ohr, wie wir die Zeit unseres Aufenthaltes in Alexandrien auf die seiner Meinung nach angenehmste Art verbringen könnten, und ein Zauberkünstler in rotem Burnus zieht mir mit freundlichem Lächeln Eier aus der Nase. Endlich befreit uns der Vertreter eines bekannten Reisebüros

von der Horde, wir überlassen ihm alle Maßnahmen und befinden uns gleich darauf auf der Fahrt ins Hotel.

Schon bei flüchtigem Durchstreifen der modernen Stadtviertel Alexandriens wird es dem Ankömmling klar, daß das nicht das „eigentliche" Ägypten ist, das Land der Pyramiden und Grüfte, wie es vor unserem geistigen Auge steht. Eigentlich ägyptisch ist die Stadt Alexanders des Großen überhaupt nie gewesen, von jeher war es eine Kolonistenstadt, und auch in seiner Blütezeit, als der Ruhm alexandrinischer Gelehrsamkeit und Herrlichkeit die damalige Kulturwelt erfüllte, hat es die Fremden, hauptsächlich Griechen, immer weit mehr angelockt als die eigentlichen Landeskinder. Noch heute spielt das griechische Element im Erwerbsleben Alexandriens eine führende Rolle, die griechische Kolonie gilt als sehr wohlhabend; Hochfinanz, Unternehmertum und Spekulation liegen zum großen Teil in griechischen Händen. Auch Italien ist in Alexandrien stark vertreten, dann kommen Franzosen und Engländer und — nach dem Kriege allmählich wieder — Reichsdeutsche und Österreicher. Nicht zu vergessen das sehr wichtige levantinische Element, das den Übergang von den Eingewanderten zu den Bodenwüchsigen darstellt und auch hier, wie überall an den Handelsplätzen der Levante, im Erwerbsleben mit an erster Stelle steht. Was man unter einem Levantiner eigentlich zu verstehen hat, läßt sich nicht so einfach sagen. Der Begriff ist ebenso schwankend wie das Bild seines Charakters. Im engeren Sinne des Wortes sind Levantiner die in der Levante (also den östlichen Mittelmeerbezirken: Ägypten, Palästina, Syrien, Türkei) geborenen und aufgewachsenen Abkömmlinge von südeuropäischen Vätern und orientalischen Müttern. Aber da auch andere Mischlinge aller Schattierungen, in deren Blut der europäische Einschlag nur sehr gering ist, Wert darauf legen, für Europäer oder mindestens Halbeuropäer zu gelten, nimmt man es nicht so genau und hält sich an die Regel: „Was man nicht definieren kann, sieht man als Levantiner an." Die Levantiner sind die geborenen Agenten und Zwischenhändler. Mit allen Salben ererbter Schlauheit gesalbt, wohlvertraut mit den verwickelten Bräuchen des Ostens, intelligent ohne tiefere Bildung, sehr sprachengewandt, so stellen sie das verbindende Mittelglied zwischen Orient und Okzident dar. Man wirft ihnen

zweifelhafte Moral vor, nennt sie falsch und unzuverlässig — und braucht sie doch. Natürlich gilt das Gesagte nicht durchweg für alle Levantiner, es gibt auch sehr achtbare Leute unter ihnen, aber sie befinden sich in der Minderheit. Ist also der Levantiner ein Halborientale, so trifft das noch mehr auf die Levantinerin zu, die in früher Jugend zwar oft durch äußere Reize bestrickt, aber bei ihrer Trägheit und Ungeistigkeit immer etwas Odaliskenhaftes an sich hat.

Alexandrien bleibt mit annähernd 400 000 Einwohnern zwar weit hinter Kairo zurück, ist aber die größte Industrie-, Handels- und Hafenstadt Ägyptens. Im übrigen eine Stadt seltsamer Gegensätze. Aus den geradlinigen Straßen des modernen Frankenviertels mit ihren charakterlosen Bauten, ihrer höchst zweifelhaften Eleganz, gelangt man mit einer kurzen Abschwenkung plötzlich in echt orientalische Labyrinthe von krummen Gassen und verlorenen Winkeln. Aber auch diese Eingeborenenquartiere sind im allgemeinen wenig erfreulich, denn das Leben, das sich hier in Armseligkeit und Staub und Schmutz abspielt, hat schon zu sehr einen Stich ins Europäisch-Proletarierhafte, als daß es ungetrübte Empfindungen aufkommen ließe. Zwischen den einzelnen Vierteln dehnen sich im Süden der Stadt größere Freiflächen und Schutthalden aus, und auf einer von ihnen erhebt sich das einzige erhalten gebliebene große Monument, das an den Ruhm des alten Alexandrien erinnert, die Pompejussäule. Sie hat mit Pompejus nichts zu tun und verdankt diesen Namen nur einem im Mittelalter aufgekommenen Irrtum. Wahrscheinlich wurde sie als Landmarke für die Schiffer errichtet und später, zu Anfang des vierten Jahrhunderts nach Christus, zur Trägerin eines inzwischen wieder verschwundenen Standbildes des Kaisers Diokletian gemacht. Die Säule, deren mehr als 20 Meter hoher Schaft ganz meisterhaft aus einem einzigen Stück roten Granits von Syene gearbeitet ist, befand sich damals im Hof des berühmten Serapistempels, von dem wir leider so gut wie nichts mehr besitzen.

Die radikale Zerstörung und Beseitigung aller der stolzen Bauwerke, durch die das alte Alexandrien weltberühmt war, versetzt in Erstaunen. Bis in die neueste Zeit hinein gab es hier noch zwei Denkmäler aus der

Blütezeit der Pharaonen, aber auch sie sind verschwunden. Das eine war die „Nadel der Kleopatra", ein kolossaler Obelisk, gleich der Pompejussäule aus rotem Syenit, das andere ein zweiter Obelisk, der neben der Nadel umgestürzt am Boden gelegen hatte. Sie stammten beide aus Heliopolis und waren von einem römischen Präfekten nach Alexandrien versetzt worden. Aber auch hier sollten sie keine dauernde Ruhe finden. Der umgestürzte Obelisk hat den klaren Sonnenhimmel Ägyptens mit dem Londoner Nebelklima vertauschen müssen und ziert seit 1878 den Themsekai der englischen Hauptstadt, und die Nadel der Kleopotra mußte es sich 1880 sogar gefallen lassen, über das große Wasser nach Amerika verschleppt zu werden, wo sie in New York Aufstellung fand. Über die barbarische Unsinnigkeit solcher Entwurzelungen bodenständiger Monumente und ihrer Versetzung in eine ihrer Wesensart völlig fremde Umgebung ist kein Wort zu verlieren. Unweit der Pompejussäule wurden zu Anfang dieses Jahrhunderts höchst wertvolle Überreste des alten Alexandrien freigelegt, die Katakomben des Hügels Kôm esch Schukâfa, d. h. Scherbenberg. Diese ausgedehnte Grabanlage, das bedeutendste Denkmal ägyptisch-hellenistischen Stils, stammt aus dem zweiten Jahrhundert nach Christus und besteht aus drei in den Fels gehauenen Stockwerken, einem wahren Labyrinth von Galerien, Festräumen, Sargkammern und Schiebegräbern. Man fand hier, außer etwa fünfhundert Skeletten, eine Fülle von Skulpturen, besonders Statuen, bei denen die Vermischung ägyptischer und griechisch-römischer Kunstformen sehr charakteristisch für die alexandrinische Kunst ist.

Der Katakombenhügel Kôm esch Schukâfa grenzt im Süden an den Mahmudije-Kanal, der von Alexandrien nach El-Atfe am Rosettearm des Nils führt. Unter den vielen Kanälen des Deltas ist er, obwohl nur 84 Kilometer lang, der wichtigste, weil er nicht nur die ganze Gegend von Alexandrien bewässert und fruchtbar macht, sondern weil er sie auch in unmittelbare Verbindung mit dem Nil bringt und damit eine für den Handel und Frachtenverkehr höchst wertvolle Wasserstraße bildet. Man kann sagen, daß Alexandrien sein rasches Emporblühen in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vor allem diesem Kanal zu verdanken hatte. Er wurde 1823 von Mohammed Ali, Ägyptens

bedeutendstem Herrscher in neuerer Zeit, gebaut und nach dem damaligen türkischen Sultan Mahmud benannt. Da Mohammed Ali die Vollendung des Werkes kaum erwarten konnte, ließ er nicht weniger als 350 000 Menschen gleichzeitig daran arbeiten. Der Kanal wurde nun auch wirklich in der kurzen Zeit von einem Jahre fertig, aber durch die Zusammendrängung solcher Massen auf engem Raum und die rücksichtslose Ausbeutung aller Kräfte gingen dabei viele Tausende von Menschenleben an Krankheiten und Entbehrungen zugrunde. Den echt orientalisch denkenden Mohammed Ali bedrückte das kaum, dieser zweifellos ganz geniale Mann kannte keine Sentimentalität und hatte ein sehr robustes Gewissen.

Zu den hübschesten Eindrücken, die Alexandrien zu gewähren hat, gehört ein Spaziergang am Mahmudije-Kanal zwischen seiner Mündung am Hafen und dem im Osten der Stadt gelegenen prächtigen Landsitz der reichen griechischen Kaufmannsfamilie Antoniades. Man kommt hierbei auch nahe an den großen Mareotis-See (arabisch Birket Mariût) heran, der aber, gleich den meisten anderen großen Lagunengewässern im Küstenlande des Deltas, schon längst kein richtiger See mehr, sondern in der Hauptsache ein ungeheurer, von Flamingos, Pelikanen, Enten und anderen Vögeln bevölkerter Sumpf ist. Bereits im achtzehnten Jahrhundert war der Mareotis-See größtenteils ausgetrocknet, aber als dann das französische Expeditionskorps Alexandrien besetzt hielt, durchstachen die Engländer, um die Franzosen vom Lande abzuschneiden, 1801 die Dämme am Meer, so daß das hereinflutende Meereswasser zahlreiche Ortschaften auf dem ehemaligen Seeboden mit vielen Tausenden von Bewohnern fortschwemmte. Ungemein anziehende Szenerien entfalten sich am Mahmudije-Kanal, besonders in der gedämpften Beleuchtung des nahenden Abends. Herrschaftssitze, von reizenden Gärten umgeben, wechseln mit Eingeborenendörfern ab, deren Insassen sich hier draußen im Freien, von Licht und Luft umspielt, zwischen Palmenhainen und Sykomoren, doch ganz anders ausnehmen als die Bewohner der schmutzigen, traurigen Gassen der inneren Stadt. Am reizvollsten aber ist der Kanal selbst. Seine unregelmäßigen Schlängellinien und die mit Baumwuchs bestandenen Ufer lassen ihn mehr einem natürlichen als einem künstlichen Wasser-

lauf gleichen. Er ist zu jeder Zeit stark belebt. Alle Arten der landesüblichen Fahrzeuge sind auf seiner spiegelnden Flut vertreten, vom kleinen Flachboote an bis zur großen Dahabije, dem charakteristischen Nilsegelschiff, dessen Formen sich seit der Pharaonenzeit kaum verändert haben. Und erstaunlich ist die Menge von Warenlasten, die, aus dem Innern des Landes kommend, hier auf dem Wasserwege nach Alexandrien strömt. Vor allem sind es die Baumwollballen, die in der schwimmenden Fracht überwiegen. Der Hafen und die Börse von Alexandrien stehen ja hauptsächlich im Zeichen der Baumwolle und des Getreides. Nach der Ankunft in Alexandrien wandert das flockige weiße Gespinst zunächst in die Faktoreien am Hafen, wo es unter gewaltigem hydraulischen Druck für den Seetransport zu steinharten Ballen zusammengepreßt, in Segeltuch gepackt und mit Eisenbändern umgürtet wird. In der Baumwollbörse von Alexandrien aber rollen die goldenen Würfel, und was auf den Feldern des Nildeltas unter dem heißen Himmel wuchs und reifte, von Hunderttausenden dürrer brauner Hände gehegt, geerntet und verarbeitet worden ist, das bildet hier den Gegenstand einer Spekulation, die manchen über Nacht zum reichen Manne, manchen auch schon zum Bettler gemacht hat. „King Cotton“, wie die Engländer ihn nennen, König Baumwolle, ist ein launischer Herrscher.

Alexandrien liegt auf der schmalen, zwei bis drei Kilometer breiten Nehrung, die das Meer von dem versumpften Mareotischen Landsee trennt. Beim Vergleichen des heutigen Stadtplanes mit den aus dem Altertum überkommenen topographischen Angaben läßt sich erkennen, welche umfangreichen Veränderungen der Bodengestaltung sich hier im Laufe der Zeit vollzogen haben. Nach der Beschreibung, die der griechische Gelehrte Strabo von Alexandrien liefert und deren Richtigkeit durch Funde und sonstige Merkmale bestätigt wurde, war zu Kleopatras Zeit der heute am weitesten ins Meer vorgeschobene Teil der Stadt, der vom Schloß Râs-et-Tin bis zum Fort Kaït reicht, damals eine Insel, die Insel Pharos, und an der Stelle des heutigen Forts befand sich das gewaltige Bauwerk des Pharos, jenes Leuchtturmes, der zu den sieben Weltwundern gehörte. Er war um 290 vor Christus errichtet worden, baute sich in mehreren Stockwerken bis zur

Höhe von 160 Meter auf und ließ sein Licht 50 Kilometer weit sichtbar werden. Der Pharos war schon im Altertum öfter in Einsturzgefahr und ist später ein Opfer der Vernachlässigung, der Erdbeben und Stürme geworden; nach dem großen Erdbeben von 1326 waren noch Reste von ihm vorhanden, die dann das Meer verschlang. Die Insel Pharos war durch einen künstlichen Damm, das Heptastadium, mit der Stadt verbunden; wie der Name besagt, hatte der Damm eine Länge von 7 Stadien gleich 1300 Meter. Das Heptastadium, das zwei überbrückte Durchfahrten enthielt, trennte den großen Hafen, dessen Eingang der Pharos bewachte, vom kleineren Hafen des Eunostos. Aus diesem Damm entstand nach dem Untergang der alexandrinischen Herrlichkeit durch Anschwemmungen ein Landstreifen, den man später durch Aufschütten von Erde und Steinen absichtlich immer breiter machte, um Gelände zu gewinnen. Heute bildet er zwischen dem Ost- und dem Westhafen einen 600 Meter breiten Stadtteil, durch den die ehemalige, jetzt ebenfalls dichtbebaute Insel Pharos mit Alexandrien zu einer zusammenhängenden Masse verschmilzt. Der Haupthafen der Alten aber ist heute bedeutungslos und nur noch für Fischerboote zugänglich, während der damalige Hafen des Eunostos jetzt der eigentliche Seehafen Alexandriens ist. Das Museion, der Brennpunkt des geistigen Lebens von Alexandrien in der antiken Blütezeit, mit der berühmten, angeblich 700000 Handschriftrollen umfassenden Bibliothek, hat sich vermutlich ungefähr an der Stelle der heutigen neuen koptischen Kirche befunden. Wie schon gesagt, man muß sich darüber wundern, wie verschwindend wenig vom alten Alexandrien, dem Zentrum des späten Griechentums, der damaligen Handelsmetropole, dem Brennpunkt eines bis zur Ausschweifung gesteigerten Lebensraffinements, der Residenz des ptolemäischen Königshauses, der Stadt der Kleopatra, übriggeblieben ist. Die Bibliothek des Museions fiel im Alexandrinischen Krieg dem verheerenden Brande zum Opfer, und was von den zerstörten Monumentalbauten noch brauchbar war, Marmor und Granit, wurde nach Rom und Byzanz entführt und dort zu Bauten verwendet. Immerhin mag unter den aufgetürmten Schuttmassen der heutigen Stadt noch viel Wertvolles verborgen sein und der Entdeckung harren.

Damit nehmen wir von Alexandrien Abschied, um nach Kairo zu fahren. Das dauert mit dem Expreßzug reichlich drei Stunden. Das ägyptische Eisenbahnwesen macht den besten Eindruck. Gut ausgestattete, bequeme Korridorwagen, sauber gehalten und durch mehrfache Fensterscheiben gegen Staub und den feinkörnigen Sand gesichert, der an windigen Tagen von der Wüste her bis tief in das Delta fegt. Weder an Speise- noch an Schlafwagen fehlt es, und es wird mit einer Geschwindigkeit gefahren, die an die der besten europäischen Schnellzüge nahe heranreicht. Es läßt sich also auf den ägyptischen Eisenbahnen recht angenehm reisen.

Wir fahren zuerst ein Stück an den Sümpfen und Wasserlachen des Mareotischen Sees entlang und kommen dann in die flachen Gefilde des Nildeltas. Das ist eine der merkwürdigsten Landschaften der Welt: schwerer schwarzer Humusboden, von zahllosen kleinen Kanälen und Gräben durchzogen, Baumwollfelder, Maisäcker, Weiden, armselige Dörfer, die alle etwas Ruinenhaftes an sich haben, schlanke Minarette, Palmenhaine und Sykomoren, weißleuchtende Heiligengräber, feierlich schreitende Weiber in schlicht herabfallendem Gewand, auf dem Kopf den Wasserkrug oder andere Lasten, halbnackte Bauern hinter dem Pflug und an uralten Schöpfbrunnen, glotzende schwarze Büffel, die bis zum Bauch im Sumpf der Kanalufer waten, hochbeladene Kamele und munter trippelnde Esel. Über dem allen ein warmer, sonniger Frühlingshimmel. Auf schwellenden Polstern und im Speisewagen saust eine etwas fragwürdige Kultur an Menschen und Dingen vorbei, die heute kaum viel anders sind als vor fünftausend Jahren.

Halbwegs zwischen Alexandrien und Kairo rollen wir auf einer mächtigen Eisenbrücke über den breiten westlichen Mündungsarm des Nils, den Arm von Rosette, dann kommen wir an der großen Provinzhauptstadt Tanta vorbei, von der noch später die Rede sein wird, und bei Benha geht es auch über den östlichen Nilarm, den Arm von Damiette. Bald darauf tauchen weit hinter den grünen Feldern im feinen Dunst des Horizonts ein paar blaßblaue Dreiecke auf, die großen Pyramiden von Giseh, und allmählich treten auch die anderen Wahrzeichen Kairos deutlicher hervor, die kahlen Felsen des Mokattam, die Mauern und Türme der Zitadelle, die Minarette der Mohammed-Ali-Moschee und

der Obelisk von Heliopolis. Zwischen Vororthäusern und Gärten geht es dahin, und endlich fährt der Zug in den Hauptbahnhof von Kairo ein.

Eine Viertelstunde später befinden wir uns in der weiträumigen Halle eines großen Hotels im Mittelpunkt der modernen Stadtteile gegenüber vom Esbekije-Park. Uns überläuft es ein bißchen beim Anblick der vielen Bediensteten, der europäischen in korrektem Schwarz und der Eingeborenen in bunten Phantasieuniformen; Zwangsideen von unermeßlichen Trinkgeldern stellen sich ein. Aber man hat Platz für uns, was jetzt in der Hochsaison durchaus nicht immer mit Sicherheit erwartet werden darf, ja man weist uns sogar ein sehr nettes, ruhig zum Garten hinaus gelegenes Zimmer an, und somit bleibt uns im Augenblick höchstens das eine noch zu wünschen übrig, daß unser Auszug aus dieser modernen Karawanserei sich später ebenso glatt vollziehen möge wie unser Eingang.

* * *

Es kommt weniger darauf an, von welchem Standpunkt man den Lauf der Welt betrachtet, als darauf, daß man überhaupt einen festen Standpunkt hat. Unser gegenwärtiger Standpunkt ist die Terrasse des großen Hotels. Der Lunch ist beendet, braune Diener, wie die Hofheiducken des achtzehnten Jahrhunderts gekleidet, reißen die Flügeltüren des riesigen Speisesaales auf, und an den Lord-Oberkellnern vorbei, die ihren Verbeugungswinkel mit mathematischer Präzision nach dem Vornehmheitsgrad des Gastes berechnen, flutet die Menge zum Mokka in die Halle und auf die Terrasse. Auf der Terrasse, dem Opernplatz, den Bäumen und Blumenteppichen des Esbekijegartens ruht blanker, warmer Sonnenschein; er spiegelt sich im Grün der Chartreuse, im satten Gelb des Benediktiners und schüttet seinen goldenen Überfluß auf eine ohnehin schon vergoldete Welt. An den Tischen ringsum und auf den Liegestühlen plaudert, lächelt, flirtet und langweilt sich ein buntes Nationalitätengemisch, in dem das englische und amerikanische Element die Vorherrschaft hat. Den meisten dieser Damen und Herren ist es wahrscheinlich sehr gleichgültig, ob sie sich in Nizza oder in Pontresina oder in Kairo von den Strapazen ihres Daseins erholen, aber da es nun einmal zum guten Ton gehört, um diese Zeit ein paar Wochen lang in Ägypten „bemerkt" zu werden,

ist man eben in Ägypten. Wenn es Mode sein wird, nach Tibet oder Timbuktu zu reisen, wird man in Tibet oder Timbuktu sein und dort genau dasselbe treiben wie hier. Vanity Fair!

In diesem farbenfreudigen Kranz fehlt es auch nicht an mancher exotischen Blüte. Wie in allen ägyptischen Luxushotels sieht man auch auf dieser Terrasse eine Anzahl jüngerer und älterer Männer, die mit zu geflissentlich unterstrichener Eleganz gekleidet sind, als daß es noch wahrhaft elegant wäre: Löwen der eingeborenen Lebewelt, auf dem sorgfältig geschniegelten Haupt den roten Tarbusch, das letzte Überbleibsel der sonst verleugneten Landestracht. Die geschwätzige Fama weiß zu berichten, daß diese Herren sich in der Saison über Mangel an Entgegenkommen seitens eines gewissen Teiles der internationalen Damenwelt nicht zu beklagen hätten, durchaus im Gegenteil . . . Aber was wird in der Klatsch- und Skandalatmosphäre Kairos nicht alles erzählt! Und dann fehlt es auch nicht an Vertreterinnen der halbasiatischen Damenwelt der Levante, reichen Bankiers- und Kaufmannsfrauen mit lächerlich bemalten Gesichtern, mit auffälligem Schmuck überladen; man sieht es diesen haremshaften Gestalten an, daß sie sich am liebsten noch Ringe durch die Nase zögen und daß sie gewohnt sind, in der Intimität des trauten Heims mit untergeschlagenen Beinen auf dem Diwan zu hocken. Ihre männlichen Begleiter scheinen es zum Teil nur dem Mangel an Beweisen zu verdanken zu haben, daß sie sich noch des goldigen Lichtes der Freiheit erfreuen. Die scharfen Furchen des mitleidslosen Raubvogelgesichts und die listig spähenden Augen kennzeichnen sie zur Genüge. Es sind Geschäftemacher, Spekulanten, Wucherer, kurzum Leute, deren Weizen überall dort am besten gedeiht, wo eine wirtschaftlich schwache Masse von einer verhältnismäßig dünnen kapitalistischen und intellektuellen Oberschicht abhängig ist.

Vor der Terrasse auf der Straße lauert und wogt der Haufen jener, die sich von den Begünstigten oben irgendeinen Vorteil erhoffen. Da sind vor allem die Dragomane. Das ist hierzulande ein etwas vager Begriff. Eigentlich bedeutet Dragoman dasselbe wie Dolmetsch, bei den Gesandtschaften und Konsulaten des Orients gibt es beamtete, richtige Dragomane. Den Titel legt sich aber auch jeder Fremdenführer und Lohndiener zu, obwohl es mit seltenen Ausnahmen ganz

ungebildete Menschen sind, die außer einigen notdürftigen Sprachkenntnissen keinerlei Befähigung zum Cicerone haben und von den Altertümern, die sie „erklären" wollen, nichts verstehen. Der geübte Reisende braucht in Ägypten, wenn er nicht gerade ganz entlegene Gegenden aufsuchen will, überhaupt keinen Dragoman. Neben den Fremdenführern sind es Straßenhändler jeder Art, die sich dem das Hotel verlassenden Reisenden wie die Kletten anhaften, um ihm alle nur möglichen und auch manche unmöglichen Dinge aufzuschwatzen. Eine der häufigsten Typen vom Kairiner Pflaster, der Eseljunge, der mit seinem Reitesel einst vor allen Hotels, an allen belebten Plätzen gruppenweise zu finden war, ist ganz verschwunden. Leider! Denn der war eine der liebenswürdigsten Typen und, was Anstelligkeit und Mutterwitz betraf, sozusagen der „Schusterjunge" des Orients, auch wenn er schon längst kein Junge mehr war. Der Eseljunge und sein Esel, das hübsche, sauber gehaltene, mit bunten Glasperlenketten geschmückte Grauschimmelchen, sind in Kairo der modernen Entwicklung des Verkehrs, der Ausdehnung des Straßenbahnnetzes und dem Automobilismus zum Opfer gefallen. Innerhalb der Stadt benützen nur noch die unteren Klassen den Esel als Reittier.

Aber wir wollen uns nun aus dem sicheren Port der Terrasse ins feindliche Leben begeben. Wir schlagen den konzentrischen Angriff der Dragomane, Straßenhändler und Bettler unter leichten Backschischverlusten siegreich ab und erreichen den Esbekijeplatz, der, an der Grenze zwischen dem alten und dem neuen Kairo gelegen, der Mittelpunkt des modernen Verkehrslebens und zugleich auch der Mittelpunkt der Reisewelt ist. Ringsherum liegen die großen Hotels, hier befinden sich die führenden Bankinstitute, die Börse, der Palast des Tribunal Mixte, des internationalen Gerichtshofes, die Oper, das Hauptpostamt, das Telegraphenamt usw. sowie auch einige Restaurants, Kaffeehäuser und Bars im europäischen Stil. Hier reitet, in Bronze gegossen, auf ehernem Roß Ägyptens größter Feldherr, Ibrahim Pascha, der Sieger von Missolunghi, der Verwüster des Peloponnes, der Eroberer Syriens. Und eine seltsame Ironie will es, daß unmittelbar an diesen vornehmsten Platz der Stadt ihr unvornehmstes, berüchtigstes Viertel, der sogenannte Fischmarkt, stößt.

Den ganzen Innenraum des weiten, annähernd quadratischen Platzes nimmt der parkartige Esbekijegarten ein, eine Oase des Friedens inmitten der lärmenden Umgebung und eine Zufluchtsstätte des Fremden. Denn da der eingezäunte Garten nur gegen Eintrittsgeld zugänglich ist, bleiben ihm die breiten Volksschichten fern, so daß man sich in den schönen Anlagen, die mit den verschiedensten Gewächsen der subtropischen Flora geschmückt sind, in aller Ruhe ergehen kann. Nachmittags ist der Garten der beliebteste Treffpunkt der einheimischen Damen- und Kinderwelt, auch finden hier häufig Militärkonzerte statt, bei denen die feurigen Märsche im Geschmack der Janitscharenmusik den meisten Beifall finden uud gewöhnlich stürmisch da capo verlangt werden.

Da der Esbekijeplatz, wie gesagt, an der Grenze zwischen Altstadt und Neustadt liegt, bedarf es nur weniger Schritte, um vom modernen Kairo ins orientalische zu gelangen. Da ist es vor allem die altberühmte Muski, zu welcher der Fremde zuerst seine Schritte zu lenken pflegt. Diese Hauptverkehrsstraße des alten Kairo beginnt beim Platz Atabet el Chadra, dem Knotenpunkt der Straßenbahnen, und zieht sich mit ihren Verlängerungen ziemlich geradlinig bis zur östlichen Stadtmauer in Nähe der Kalifengräber hin. Aus den vor zwei Menschenaltern erstandenen Aquarellen Eduard Hildebrandts sowie den Gemälden von Wilhelm Gentz und anderen zeitgenössischen Orientmalern läßt sich erkennen, von welchem märchenhaften Zauber, von welcher Buntheit das Leben und Treiben auf der Muski damals war. Leider hat sich auch diese Straße notgedrungen den Forderungen der Gegenwart anpassen müssen und befindet sich im Zustand einer rasch fortschreitenden Modernisierung. Von den alten arabischen Häusern mit ihren schlichten und doch so reizvollen Fassaden muß eines nach dem andern Neubauten von höchst zweifelhaftem Geschmack Platz machen; der schlimmste Feind der alten Romantik ist aber auch hier, wie überall im Orient, das Automobil. Wo sich ein Kraftwagen hinter dem andern in rücksichtslos raschem Tempo knatternd und tutend durch die engen Gassen drängt, dort ist es natürlich bald aus mit allem, was das orientalische Leben der Öffentlichkeit so anziehend macht, mit dem gemütlichen Kleinhandel, dem sorglosen Schlendern, dem Immer-Zeit-Haben.

Die Straße wird zur Rennbahn, und aus dem einst so geruhsamen Orientalen werden nervöse, überreizte Großstädter, ganz wie bei uns.

Hat die Muski also, wenigstens die eigentliche Muski, die vom Platz Atabet el Chadra bis zum Rond Point reicht, viel von ihrem einstigen Zauber verloren, so ist das überaus lebhafte Treiben in ihr doch noch immer fesselnd genug. Sie ist immer so vollgepfropft, als ob es der Ehrgeiz jedes Kairiners wäre, täglich mindestens einmal durch diese Straße zu gehen. An Ladengeschäften fehlt es nicht, aber was man in den Schaufenstern zu sehen bekommt, sind hauptsächlich europäische Waren minderwertiger Art. Das Bild verändert sich zu seinen Gunsten, wenn wir in die Verlängerung der Muski, in die Rue Neuve, und weiterhin in die Sharia Sarawani gelangen. Je mehr wir uns dem östlichsten Bezirke nähern, desto mehr bleibt der moderne Einschlag zurück, desto farbiger und interessanter wird die Umgebung. Die beiden Hauptstraßen durchschneiden hier das Quartier der Bazare, und hier finden wir dann auch endlich jenes ursprüngliche und romantische Alt-Kairo, das uns lieber ist als die fragwürdige Modernität der neuen Quartiere, finden wir noch jene echten orientalischen Gestalten, die unseren Herzen näher stehen und uns mehr zu sagen haben als die europäisierten, geschniegelten Tarbuschstutzer der Hotelterrassen und Kaffeehäuser.

Wir biegen in eine der zahlreichen engen Seitengassen ab, die für das Auto Gott sei Dank unzugänglich sind. Eine ganz andre Welt umfängt uns da. Wie es in alten Zeiten bei uns in Deutschland und auch in anderen Ländern Sitte war, daß jedes Handwerk und jede Handelsspezialität ein eigenes Stadtrevier hatte — daher die Namen Gerber-, Metzger-, Goldschmied-, Sattlergasse usw. — und die Zunftgenossen ohne Konkurrenzneid friedlich nebeneinander hausten und arbeiteten, so ist diese Zusammenballung bestimmter Gewerbe im Orient noch heute allgemein üblich. Für den Kauflustigen hat das den Vorteil, daß er sich auf der Suche nach einem bestimmten Gegenstand nur in das betreffende Revier der Basarviertel zu begeben braucht, um dort gleich eine ganze Reihe von Handwerkern und Geschäftsleuten vorzufinden, die gerade diesen Gegenstand herstellen; er kann dann in aller Bequemlichkeit und Ruhe einen Laden nach dem andern mustern, bis er gefunden hat, was ihm am besten gefällt.

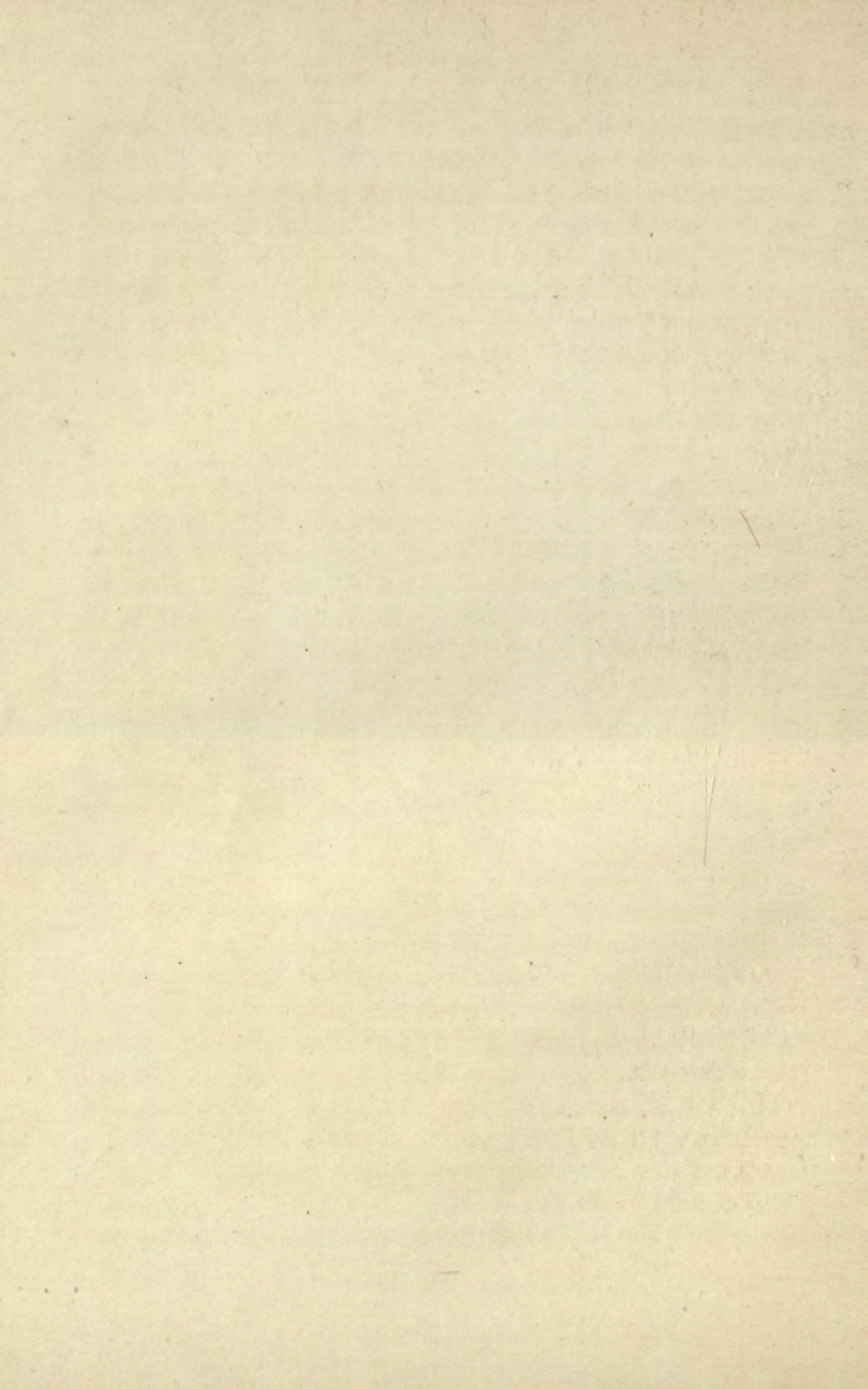
Ja, in Ruhe — das ist nämlich das charakteristischste Kennzeichen des orientalischen Basars. Hier überstürzt man sich nicht, hier ist niemand ungeduldig, der Kauflustige nicht und der Händler erst recht nicht, hier geizt man nicht mit den Minuten, hier hat man den ganzen Tag Zeit, und wenn das Geschäft nicht nach der ersten Stunde zum Abschluß kommt, dann vielleicht nach der zweiten oder dritten, nachdem man sich zwischendurch reichlich mit Kaffee gestärkt hat. Schon das ganze Milieu der in geheimnisvollem Dämmerlicht liegenden, zum Teil mit Zeltleinen und Matten überdachten engen Gassen hat etwas ungemein Beruhigendes. Ein eigentümlicher Duft, der sich schwer auf die Sinne legt, umwittert das märchenhafte Labyrinth der Basare, ein Duftgemisch von Wasserpfeifenrauch, herbem Leder- und Stoffgeruch, von Räucherkerzen, Ambra, Rosenöl und anderen wohlriechenden Essenzen. Hier reiht sich Laden an Laden, die meisten sind winzig klein, eigentlich nur Verschläge und gerade geräumig genug, daß der Handwerker mit seinem Arbeitszeug und vielleicht noch einem Gesellen Platz darin findet; es gibt aber auch umfangreiche Geschäfte mit großen Warenlagern und sehr komfortabler Einrichtung. Überall wird unmittelbar an der Straße gearbeitet, so daß man die Herstellung eines Gegenstandes auf allen Stufen seiner Entwicklung verfolgen kann. Es ist sehr reizvoll, so im Vorüberschlendern den subtilen Hantierungen der Gold- und Silberschmiede, dem Hämmern und Punzieren der Metallarbeiter, den Kunsttischlern bei der Anfertigung von Elfenbein- oder Perlmutterinkrustationen zuzusehen. Im Basar der Schuhmacher können wir uns für geringes Geld ein Paar der hübschen roten oder gelben Lederpantoffeln anpassen lassen, die zur Feiertagstracht des Einheimischen gehören; sehr hübsch sind auch die mit Silber durchwirkten weißen oder schwarzen Tüllschals, die aus Assiût kommen. Im Basar der Gewürzkrämer wird der Duft fast betäubend. Außer den seltsamsten Drogen, Kräutern, Wurzeln und Mineralien gibt es hier auch ganz absonderliche Heilmittel, denn wie die Kundschaft unserer mittelalterlichen Apotheken eine Medizin nur dann für kräftig und wirkungsvoll hielt, wenn sie aus den kuriosesten Dingen zusammengesetzt war und recht abscheulich roch und schmeckte, so huldigt der Orientale noch heute derselben Anschauung. Von den wohlriechenden Essenzen

ist das in winzigen Flakons verkaufte Rosenöl die kostbarste. Aber das deutsche Rosenöl, das bei uns mit den neuesten technischen Hilfsmitteln hergestellt wird (5000 bis 6000 Kilogramm Rosenblüten liefern 1 Kilogramm Öl) ist dem orientalischen an Feinheit doch weit überlegen.

Die wertvollsten Waren findet man in den Basaren des Quartiers Chân Chalil, und am verlockendsten sind hier die Geschäfte der Teppichhändler. Ägypten selbst erzeugt keine Teppiche, jedoch ist Kairo mit seinem großen Fremdenverkehr ein Hauptstandelsplatz für echte Teppiche aus Kleinasien, Persien, Beludschistan, Buchara usw. Es gibt hier sehr schöne Stücke zu sehen, aber die wirkliche Qualitätsware, die das Auge des Kenners erfreut, ist rar und steht hoch im Preise. Noch heute leidet der orientalische Teppichhandel unter der Krisis, in die er durch den Weltkrieg geraten ist. In den zur Türkei und zu Rußland gehörigen Teppichländern schränkte der Krieg die Zahl der Arbeitskräfte ein und führte dann weiter zur Beschlagnahme und teilweise auch zur Zerstörung der Fabriken. Der Rückgang der Viehzucht und der Verbrauch der Wolle für militärische Zwecke verursachten einen solchen Mangel am wichtigsten Material, daß die Teppichknüpfereien zeitweilig überhaupt keine Wolle erhalten konnten. Auch mit den Farben war es schlimm bestellt. Hatte man in dieser Hinsicht ohnehin schon immer gesündigt, indem man statt der guten, haltbaren Pflanzenfarben oft genug die bösen Anilinfarben nahm, die bald verschießen, so wurde das jetzt beinahe zur Regel, und deshalb sind die Teppiche aus der Kriegs- und ersten Nachkriegszeit höchst minderwertig. Als endlich eine gewisse Beruhigung der Verhältnisse einzutreten schien, erfolgte ein neuer Schlag: die Türkei wies alle in türkischen Ländern ansässigen Griechen aus, Griechenland umgekehrt die Türken. Um die Bedeutung dieser Maßregel für die kleinasiatische Teppichindustrie zu verstehen, muß man wissen, daß ihre besten Arbeitskräfte zum großen Teil Griechen waren. Günstiger als in Vorderasien lagen und liegen die Verhältnisse in Persien, das von den Kriegsereignissen nicht unmittelbar berührt worden ist. Die persische Teppichindustrie zog sogar Vorteile aus dem Krieg, denn sie war so ziemlich die einzige, die nachher der dringenden Nachfrage einigermaßen entsprechen konnte. Aber gerade diese erhöhte Nachfrage bekam dem Perserteppich schlecht, weil



Blick auf Kairo von der Zitadelle aus



sie zu überhasteter Produktion und zu Nachlässigkeiten verführte, die man im Lande einer uralten Teppichkultur früher für unerhört gehalten hätte. So erklärt es sich also, daß wirklich gute Ware auch heute immer noch selten und teuer ist. Was vollends die angeblich antiken Teppiche betrifft, die jeder Teppichhändler der Basare mit einer gewissen geheimnisvollen Feierlichkeit anzubieten pflegt, so handelt es sich meistenteils um künstlich alt gemachte Exemplare modernen Ursprungs. Denn die echten antiken Teppiche sind auch im Orient außerordentlich selten, und der Liebhaber muß schon sehr lange suchen und sehr tief in den Beutel greifen, wenn er sich einen verläßlich antiken Qualitätsteppich zulegen will.

In den für Lasttiere und Fuhrwerke zugänglichen breiteren Gassen rings um die Basare des Chân Chalil herrscht in den lebhaftesten Verkehrsstunden ein solches Gedränge, daß es nicht leicht hält, sich hindurchzuwinden. Kamele und Esel, oft so hoch beladen, daß man glaubt, sie müßten unter der Bürde zusammenbrechen, bahnen sich in unerschütterlicher Gemütsruhe ihren Weg durch die Menge, und die beständigen Rufe ihrer Treiber: „jeminak!“ (Geh zur Rechten!), „schmalak!“ (Geh zur Linken!), „owa riglak!“ (Nimm deinen Fuß in acht!), „owa rasak!“ (Sieh dich vor mit dem Kopf!) erfüllen die Luft. Noch lauter aber machen sich die Straßenhändler bemerkbar, unter ihnen stehen wiederum die Verkäufer von Eßwaren obenan. So bescheiden das einfache Volk hierzulande in seinen Ansprüchen auch ist, hat es doch große Vorliebe für kleine Näschereien, und diesem Triebe kommen die zahllosen Verkäufer von Süßigkeiten und Backwerk entgegen. Aber auch zur Einnahme einer größeren Mahlzeit braucht niemand die Straße zu verlassen. Es fehlt da in stilleren Winkeln und kleinen Verschlägen nicht an Garküchen, in denen es den ganzen Tag bis in die Nacht hinein verführerisch brodelt und zischt, verführerisch wenigstens für die Gehör- und Geruchsnerven des Eingeborenen. Da stehen auf transportablen Herden allerlei Leckerbissen bereit, Pfannkuchen, Fische, Fleischklößchen mit Zwiebeltunke, besonders aber auch Saubohnen, das gewöhnlichste und beliebteste Gericht des kleinen Mannes, und wer Appetit verspürt und das nötige Kleingeld hat, läßt sich vom Koch einen Napf füllen, hockt sich nieder und verzehrt

unter freiem Himmel die Gabe Gottes. Nicht minder zahlreich sind die Kaffeeschänke, in denen der braune Trank nach arabischer Art bereitet wird. Es ist unglaublich, wieviel Kaffee der Orientale vertragen kann, und dazu tut er gern ein paar Züge aus der Wasserpfeife — ein Genuß, der dem europäischen Raucher, solange er noch nicht daran gewöhnt ist, sehr schlecht zu bekommen pflegt. Obwohl der Verkauf von Haschisch in Ägypten verboten ist, ist dieses Rauschgift doch unschwer zu haben und wird gern dem persischen Tabak der Wasserpfeife beigemischt.

Eine häufige Straßentype, und nicht nur in Kairo, sondern in ganz Ägypten, ist der Wasserträger, der, auf einen starken Stock gestützt und tiefgebeugt unter seiner schweren Last, in einem aus Eselshaut gefertigten Schlauch auf seinem Rücken Trinkwasser trägt und damit die Haushaltungen der abgelegenen, von der Wasserleitung nicht berührten Gassen versorgt. Andere, nicht so schwer beladene Wasserträger bieten das erfrischende Naß auf der Straße aus und machen durch fortwährendes Klappern mit den messingnen Trinkschalen auf sich aufmerksam. Viel in Anspruch genommen von den ganz kleinen Leuten sind die „fliegenden" Barbiere, die sich mit ihrem geringen Handwerkzeug in einem etwas stilleren Gassenwinkel niederlassen und den ergebungsvoll vor ihnen kauernden Kunden den eingeseiften Kopf bearbeiten, wie es dem Rechtgläubigen am besten ansteht, d. h. ihn völlig kahl rasieren.

* * *

Zwischen dem Chân Chalil und der alten Stadtmauer liegt auch Kairos „Lateinisches Viertel", obwohl diese akademische Bezeichnung hier nur in sehr übertragenem Sinn verstanden werden darf. Dieses Viertel ist nämlich der Sitz der berühmten Hochschule des Islam, der Gamia el Azhar (Gamia bedeutet dasselbe wie Moschee). Wie sich auch in europäischen Universitätsstädten die Nähe der Alma mater durch bestimmte Anzeichen verrät, durch die Häufung von Buchhandlungen mit Lehrbüchern und anderen Werken wissenschaftlichen Inhalts, durch ein Straßenpublikum, in dem der Studierende eine vorherrschende Erscheinung ist, so verhält es sich im Umkreis der Gamia el Azhar nicht anders. Hier machen sich die mit dem Rüstzeug der Gelehrsamkeit

bewaffneten jungen Leute ebenso bemerkbar wie die würdevollen bärtigen und bebrillten Männer, denen man es unschwer ansieht, daß sie zum Lehrkörper der Universität gehören. Auch die Buchhändler sind in diesem Viertel stark vertreten, in einer der Gassen, der Scharia el Halwagi, findet man ihrer mehr als zwei Dutzend. Die arabischen Buchhändler sind immer halbe oder ganze Gelehrte, und so winzig ihre Läden auch sein mögen, bilden sie doch die Sammelpunkte der wissenschaftlichen Welt. Da sich nun im Bannkreise der Gamia el Azhar die Begriffe Wissenschaft und Religion ziemlich vollständig decken, behauptet unter den Lagerbeständen der Buchhandlungen die religiöse Literatur, und darin wieder der Koran in seinen verschiedenen Ausgaben, den weitaus ersten Rang. Die Lehrbücher werden zumeist in losen Bogen verkauft, die sich der Käufer dann selber zusammenstellen muß; bei den gebundenen Büchern besteht der Einband aus Leder oder aus Pappe, besonders wertvolle Bücher pflegt man durch Futterale aus rotem Schafleder zu schützen.

Der europäische Bücherfreund und Sammler bemerkt im Vorübergehen so manche Koranausgabe, manche schöne alte Handschrift, die seine Begehrlichkeit reizt. Aber zum Stöbern und Schmökern, zum Ausgehen auf Entdeckungen, wie es der Bibliophile liebt, bietet sich kaum Gelegenheit, und ohne Beherrschung der arabischen Sprache und der landesüblichen Umgangsformen, nicht zu erwähnen die nötige Sachkenntnis, wird er schwerlich darauf rechnen dürfen, einen lohnenden Fund zu machen. Die Buchhändler des Universitätsviertels sind dem Fremden und Nichtmohammedaner gegenüber sehr zurückhaltend und mißtrauisch; es scheint ihnen nichts daran zu liegen, seinen Wünschen entgegenzukommen und dem Ungläubigen etwas zu verkaufen, am allerwenigsten einen der heiligen Korane. Die mehr auf den Fremdenverkehr eingestellten Buchhandlungen des Basars bieten allerdings sehr schöne Bücher und Handschriften arabischer und persischer Herkunft feil; aber es soll niemand erwarten, dort eine der beliebten, jedem Sammler als Ideal vorschwebenden „Entdeckungen" machen zu können, das heißt, ein wertvolles Objekt dank der Unwissenheit des Verkäufers unverhältnismäßig billig zu erstehen. Denn die Buchhändler kennen den Wert ihrer Sachen genau und neigen eher zur Über- als zur Unter-

schätzung der Seltenheiten. Die legendenhaften Zeiten, wo man beim Trödler einen gemalten alten Koran oder einen persischen Diwan (Bilderhandschrift) des sechzehnten Jahrhunderts für ein paar Silbermünzen erstehen konnte, sind längst vorbei.

In diesem Zusammenhang sei auf die wundervollen Bücher- und Handschriftenschätze der Vizeköniglichen Bibliothek verwiesen. In den Vitrinen der Ausstellungssäle der Bibliothek, die früher von deutschen Gelehrten eingerichtet und verwaltet worden ist, befinden sich Kostbarkeiten, die in dieser Fülle nicht ihresgleichen haben, besonders geschriebene und gemalte Korane. Mit derselben inbrünstigen Hingabe, mit der die Miniaturisten unserer mittelalterlichen Klöster die heiligen Schriften und Psalterien geschrieben und illuminiert haben, haben auch die alten Schriftkünstler des Islam alles Können und alle Sorgfalt daran gesetzt, um die von ihnen hergestellten, auf Pergament geschriebenen und gemalten Exemplare des Koran zu erlesenen Kostbarkeiten zu machen. Man sieht unter diesen Koranen der Vizeköniglichen Bibliothek riesenhafte Exemplare, annähernd ein Quadratmeter groß und von geradezu teppichartiger Wirkung der wundervoll kalligraphierten arabischen Schrift. Von nicht geringerer Schönheit sind die persischen Diwane und sonstigen Bilderhandschriften mit ihrer Überfülle der aufs feinste und geschmackvollste ausgeführten Miniaturen.

Aber kommen wir nun zur Universität, der Gamia el Azhar. Es ist eine Moschee aus dem zehnten Jahrhundert, das bedeutendste Baudenkmal der Fatimidenzeit, leider durch Restaurierungen und spätere Anbauten stark entstellt, und sie erinnert mit ihrem Säulenwald einigermaßen an die Moschee von Cordoba in Spanien, an deren Herrlichkeit sie freilich nicht heranreicht. Dieses labyrinthische Gebäude mit dem großen rechtwinkligen Innenhof ist der Sitz der ältesten Universität der Welt, der im zehnten Jahrhundert begründeten bedeutendsten Hochschule islamitischer Gelehrsamkeit, zugleich auch die Pflanz- und Pflegestätte eines orthodoxen Glaubenseifers, der von Fanatismus nicht weit entfernt ist. Sie steht mit ihrem Lehrkörper, ihrem Lehrplan, ihren Einrichtungen in gewolltem Gegensatz zu allem, was unter Aufklärung, Fortschritt und moderner Bildung verstanden wird.

Wir müssen hier alle herkömmlichen Vorstellungen von europäischem Universitätswesen beiseitelassen, wie sich denn überhaupt der Begriff Universität mit dem Wesen der Gamia el Azhar kaum deckt, denn von einer Universitas litterarum kann in dieser höchst einseitigen Religionsschule nicht die Rede sein. Schon das äußerliche Bild, das sich uns beim Betreten der Moschee bietet, stimmt mit den uns gewohnten Bildern vom Hochschulleben nicht im geringsten überein. Auf dem mit Matten belegten Fußboden des großen Innenhofes sowie der angrenzenden Liwane (Lehrsäle) hocken die Hörer in kleinen oder größeren Gruppen von etwa zehn bis dreißig um je einen Schech oder Professor, der, mit gekreuzten Beinen auf seiner Strohmatte sitzend, in leierndem Ton aus einem Buche vorliest, dem Gelesenen Erklärungen beifügt und dann die Schüler einzeln oder im Chor jeden Lektionsabschnitt wiederholen läßt. Das Stimmengewirr all dieser Gruppen, die nicht etwa durch Zwischenwände voneinander getrennt sind, sondern ganz nahe nebeneinander hocken, erfüllt die Räume mit einer seltsam eintönigen Klangwellenflut, und wohin wir uns in der weitläufigen Moschee auch wenden mögen, folgt uns dieser summende Singsang überall nach. Man sollte meinen, daß die Dozenten und Hörer durch diesen Massenbetrieb und den allgemeinen Spektakel ganz nervös werden müßten; aber das ist anscheinend durchaus nicht der Fall, denn Nervosität ist für diese glücklichen Menschen ein unbekannter Begriff.

Die Lehrfächer umfassen zunächst die arabische Grammatik und Stilkunde, dann die islamitische Religionswissenschaft, die den breitesten Raum einnimmt. Es folgt weiter die Rechtswissenschaft, die aber auch aufs innigste mit der Religion zusammenhängt, da sie vollkommen auf dem Koran, der Sunna (Tradition) und Mohammeds Erläuterungen beruht. Obwohl in Ägypten eigentlich der Code Napoléon gilt, wird er im allgemeinen nur bei Streitigkeiten, an denen Europäer beteiligt sind, benützt; im Verkehr untereinander halten sich die Mohammedaner an den Koran und rufen gewöhnlich einen Ältesten der Moschee als Schiedsrichter an. Das ist auch sehr richtig und zweckmäßig, denn die Parteien gelangen dadurch auf die billigste, rascheste und meistens auch gerechteste Weise zu ihrem Urteilsspruch. Als Nebenfächer werden in der Gamia el Azhar Logik, Rethorik, Verslehre, Geschichte, Geographie,

Hygiene usw. behandelt. Lehrmittel gibt es nicht, weder Wandtafeln noch Karten, weder Instrumente noch Präparate. Der Professor hat seine ganze Gelehrsamkeit im Kopf, und was er nicht im Kopf hat, das existiert eben einfach nicht für ihn. Die Studenten bleiben gewöhnlich drei, unter Umständen aber auch vier bis sechs Jahre und länger in der Moschee. Ihre Tätigkeit besteht fast ausschließlich im Auswendiglernen; je glatter und lückenloser sie schließlich die längsten Stellen aus dem Koran und den uralten Kommentaren aus dem Kopfe hersagen können, desto überzeugender bekunden sie den Erfolg ihrer Studien, und sie erhalten dann die Bescheinigung, daß sie fortan selbst unterrichten dürfen.

Die Zahl der Hörer beläuft sich gegenwärtig auf siebentausend — in früheren Jahren waren es aber oft auch zehntausend — davon entfallen ungefähr neun Zehntel auf Ägypten, während ein Zehntel aus Ausländern, wie Syrern, Türken, Algeriern, Marokkanern, Sudanesen u.a., besteht. Sie wohnen zum Teil in der Moschee selbst, zum Teil in anderen Moscheen und Konvikten der Umgebung. Kollegiengelder werden nicht erhoben, da die ganze Universität aus Stiftungen erhalten wird. Täglich werden fünftausend Laib Brot unter die Dozenten und Hörer verteilt. Der Lehrkörper setzt sich aus ungefähr zweihundertdreißig Schechs oder Professoren zusammen. Mit Ausnahme des Vorstehers der Hochschule beziehen sie kein Gehalt, sondern leben recht kümmerlich von Zuwendungen aus Stiftungen, von Geschenken wohlhabender Schüler, von Privatunterricht, Bücherkopieren und anderen Nebenbeschäftigungen.

Wie aus alledem ersichtlich, ist in dieser vornehmsten Hochschule des Islam keine Spur eines ernsthaften wissenschaftlichen Geistes im modernen Sinn der Wissenschaft zu finden. Denn wie hoch man den sittlichen Wert der heiligen Schriften des Islam und ihre Bedeutung für das Volk auch einschätzen mag, ist der Lehrplan, der sich auf ihnen als der einzigen Grundlage aufbaut, für die heutigen Verhältnisse doch so einseitig und völlig rückständig, daß die Hörer auch nach jahrelanger Einpaukerei für das moderne Getriebe untauglich sind und niemals über die Sphäre des Eingeborenenlebens der breitesten Volksschichten hinauskommen können.

Durch eines der alten Stadttore in Nähe der Universität gelangen wir aus dem verworrenen Durcheinander der Gassen ins Freie, aus mystischem Dämmerlicht in leuchtende Sonne und weiter auf ansteigenden staubigen Pfaden zu den Kalifengräbern, den mit kuppelgekrönten Moscheen verbundenen Mausoleen der mittelalterlichen, schon halb oder ganz vergessenen Sultane. Auf den Abhängen des lehmgelben Mokattam am Rande der Arabischen Wüste inmitten zerfallener Friedhöfe gelegen, gehören sie in ihrer melancholischen Einsamkeit zum architektonisch Schönsten, das Kairo zu bieten hat; zauberhaft ist gegen Abend von diesen Höhen aus der Blick auf die von glühenden Farben übergossene steinerne Masse der großen Stadt.

* * *

Auch Kairo hat seine Akropolis, seinen Burgberg: die Zitadelle. Sie liegt im Südosten der Stadt auf einem steilen Kalksteinfelsen am Fuße des Mokattam; die Kuppel und die überschlanken Minarette der in ihren Mauern befindlichen Alabastermoschee sind das weithin sichtbare Wahrzeichen Kairos.

In ihren ältesten Teilen soll die Zitadelle aus Steinen der kleinen Pyramiden von Giseh erbaut worden sein. Es ist ein sehr weitläufiger Komplex von religiösen und profanen Bauwerken, von Palästen, Moscheen und unansehnlichen Häuserblocks, von Rampen, Bastionen, Höfen und Gassen und nimmt sich, von außen und von weitem gesehen, wegen seiner aufgetürmten, beherrschenden Lage viel stattlicher aus als innerhalb der Festungsmauern. Wir steigen, nachdem wir das von mächtigen Türmen flankierte Tor Bab el Azab passiert haben, jenen winkligen Engpaß bergan, dessen Boden einmal buchstäblich von Blut getränkt war: hier hatte sich am 1. März 1811 ein furchtbares Drama abgespielt, die meuchlerische Ermordung der vierhundertachtzig auf engem Raum zusammengepferchten Mameluckenchefs, die der Vizekönig Mohammed Ali zu Gast geladen hatte, um sie dann durch seine albanesischen Schützen kurzerhand massakrieren zu lassen.

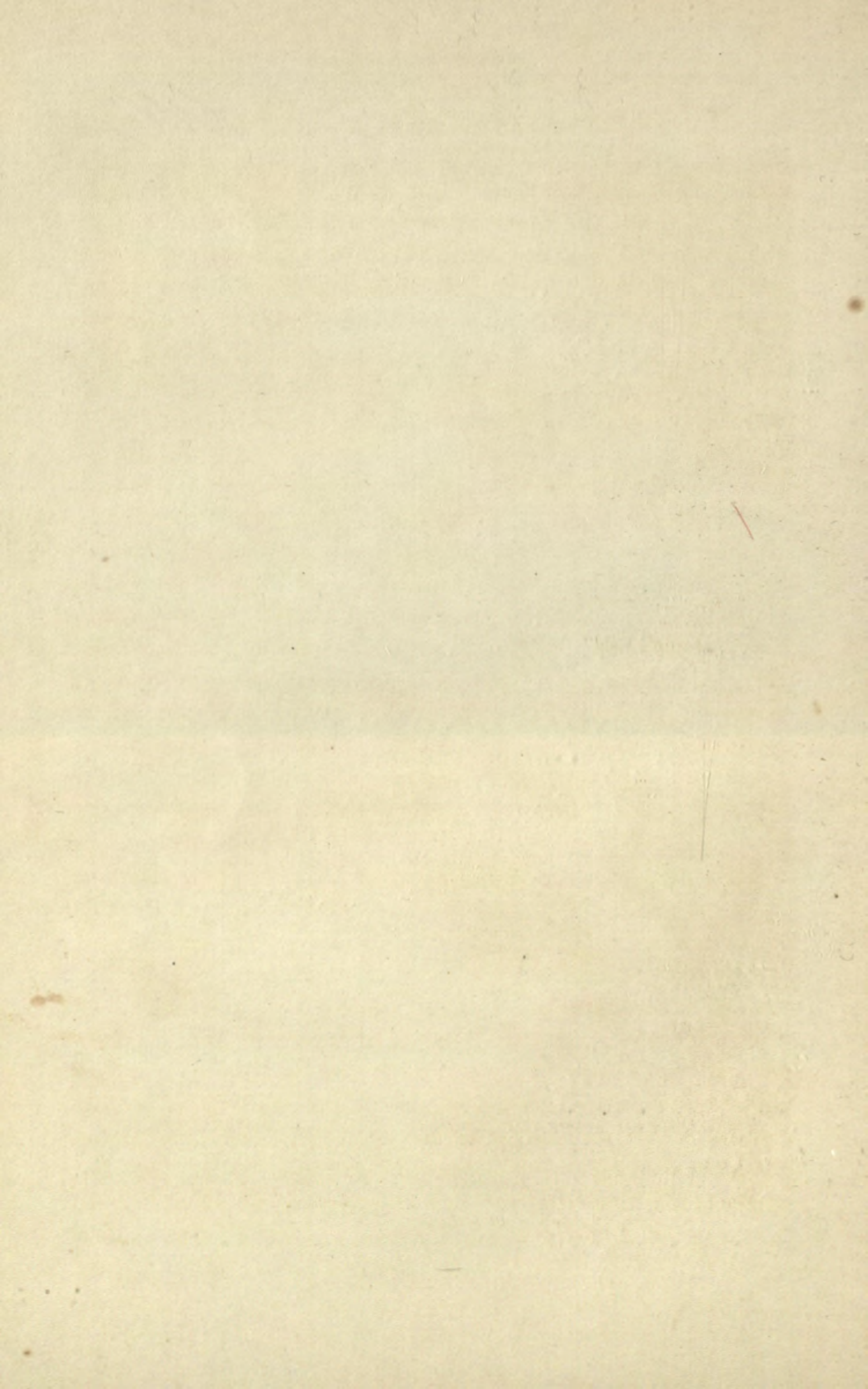
Unweit der Stätte des Gemetzels, in der von ihm errichteten und nach ihm benannten Moschee, hat Mohammed Ali seine letzte Ruhestätte gefunden. Diese Moschee, nach dem gelben Alabaster, mit dem

die Mauern und Säulen zum großen Teil verkleidet sind, auch Alabaster-moschee genannt, sollte nach seinem Willen und nach dem Vorbilde der Moschee Nuri Osmanîje zu Konstantinopel etwas ganz Großartiges werden. Ihre Kuppel und die überschlanken, nadelspitzen Minarette machen sie, wie schon gesagt, zum überall sichtbaren Wahrzeichen Kairos, und der gewaltige, sehr stimmungsvoll beleuchtete Innenraum verfehlt seinen starken Eindruck nicht, aber in ihren Einzelheiten ist es doch Epigonenwerk und hält keinen Vergleich mit den schönen alten Moscheen Kairos aus, vor allem nicht mit der unterhalb der Zitadelle gelegenen Gamia Sultan Hasan, dem bedeutendsten Denkmal byzantinisch-arabischer Baukunst. Diese mit ihren düsteren, zinnengekrönten Mauern fast festungsartig wirkende Moschee stammt aus der glücklichen Bauzeit des vierzehnten Jahrhunderts und wird von dem höchsten Minarett der Stadt überragt. Ehedem waren es zwei, aber das eine ist eingestürzt und wurde nur in unvollkommener Form wiederhergestellt. Auch die Kuppel stürzte im siebzehnten Jahrhundert ein und wurde damals erneuert. Einzig in seiner Art ist das mit Stalaktiten geschmückte mächtige Prachtportal; das Innere nimmt durch seine majestätischen Tonnengewölbe, durch die monumentale Erhabenheit und Wucht der hochaufgetürmten, kolossalen und doch wieder spielend leicht bewältigten Mauermassen gefangen.

Beim Verlassen der Gamia Sultan Hasan bekommen wir schnell hintereinander zwei sehr verschiedenartige Aufzüge zu sehen, die in den Eingeborenenquartieren von Kairo allerdings nicht selten sind: zuerst einen Hochzeitszug oder, genauer gesagt, den feierlichen Zug der Braut ins Bad, dann ein Leichenbegängnis. Der Hochzeitszug kündigt sich schon von weitem durch tosenden Lärm an. Zwei über und über mit reichen Schabracken bedeckte Kamele führen ihn an, auf jedem von ihnen sitzt ein Musikant und bearbeitet aus Leibeskräften die vor ihm auf dem Sattel befestigte Kesselpauke. Hinter den Kamelen gehen andere Musikanten zu Fuß und bemühen sich, mit ihren Instrumenten den Lärm der Pauker zu übertrumpfen; dann folgt ein bunter Haufe von Männern und Frauen, die Verwandten und Freunde der Braut, die mitten in dieser Menge unter einem von vier Männern getragenen, vorn offenen Baldachin schreitet. Leider ist sie von Kopf bis zu Fuß



Eine Straße der Altstadt in Kairo



dermaßen mit hellen Schleiern verhüllt, daß wir von ihrer Gestalt nicht das geringste zu sehen bekommen. Übrigens ist es vielfach auch üblich, die ganze Ausstattung der Braut unter ohrenbetäubender Musik auf Wagen und Karren stundenlang in der Stadt umherzufahren, damit nicht bloß der nächste Kreis, sondern die ganze Bevölkerung sieht, daß „alles da" ist und der Bräutigam keine schlechte Partie macht. Bald hinter dem Brautzuge, der so fröhlich das Leben bejaht, bekommen wir das ernstere Schauspiel eines Leichenbegängnisses zu sehen. Aber sehr ernst will es uns doch nicht berühren. Auch diesen Zug kündigt von weitem schon wilder Lärm an, keine Musik, sondern klagendes, schrilles Geschrei. Einige Arme und Blinde schreiten voran, in singendem Ton das Glaubensbekenntnis und Gebete hersagend, dann folgen die männlichen Anverwandten, weiter Knaben, die mit plärrender Stimme ebenfalls singen, einer von ihnen trägt auf einem kleinen Pult den verhüllten Koran. Hinter den Knaben tragen Freunde der Familie die Bahre, auf welcher, den Kopf nach vorn, unter einem Leichentuch der Verstorbene liegt. Den Schluß bildet die weibliche Verwandtschaft mit aufgelöstem Haar in blauen Trauergewändern, auch Arme und Hände sind blau gefärbt; zur Seite schreiten bezahlte Klageweiber, die um so lauter heulen und sich um so jämmerlicher gebärden, je höher der Lohn ist. So geht es von der Moschee, wo der Leichnam kurze Zeit ausgestellt war, zum Friedhof, und dort wird er dann ohne Sarg, nur in das Leinentuch gehüllt, das Angesicht gegen Mekka gerichtet, ins Grab gesenkt. Über das Begräbnis hinaus hält die Pietät nicht lange an, wie der verwahrloste Zustand aller mohammedanischen Friedhöfe bezeugt.

Das regt zu einigen kurzen Betrachtungen über das religiöse Leben der heutigen Ägypter an.

Man bekommt häufig die Meinung zu hören, daß, wie in anderen mohammedanischen Ländern, auch in Ägypten die Religion längst nicht mehr jene beherrschende Rolle spiele, wie in früheren Zeiten. In diesem Zusammenhang wird darauf verwiesen, daß gerade die jetzt obenauf befindlichen Nationalisten es sind, die nach dem Vorbild des Neutürkentums eine durchgreifende Reform aller herkömmlichen Anschauungen und Sitten erstreben, vor allem auch die Emanzipation

der Frau. Aber zu religiösem Übereifer oder gar Fanatismus hat das ägyptische Volk in seinen breiteren Schichten überhaupt niemals Neigung gezeigt. Dazu ist es von Urzeiten her viel zu sehr ans Dulden gewöhnt, viel zu wenig selbständig und aktiv, und wenn ihm jetzt außer vernünftigen und angebrachten Reformen, zu denen in erster Linie ein besserer Elementarschulunterricht und bessere Gesundheitspflege gehören, auch, wie in der modernen Türkei, solche von zweifelhaftem Wert oder gar zweifelloser Unzweckmäßigkeit aufgenötigt werden sollten, so wird es sich mit demselben passiven Gleichmut fügen, den es von jeher allen von den jeweiligen Machthabern getroffenen Verfügungen entgegengebracht hat.

Während in den intellektuellen Kreisen die Betätigung des religiösen Lebens immer mehr als eine rein konventionelle Angelegenheit empfunden wird, bringt der einfache ägyptische Moslem (Muselmann) den Glaubensvorschriften noch Respekt und Andacht entgegen, und er läßt, ohne übereifrig zu sein, ihre Befolgung nicht außer acht. Um das zu verstehen, darf nicht vergessen werden, daß das religiöse Leben des Mohammedaners aufs innigste mit seinem Festkalender verknüpft ist und daß alle religiösen Feste auch Feste der Erholung und der Lebensfreude sind. Es fehlt auch in Ägypten nicht an sehr frommen Leuten, die den Vorschriften der Religion mit einer Genauigkeit nachkommen, die uns oft kleinlich und als Haften am Äußerlichen erscheinen mag. Am auffälligsten zeigt sich das bei der fünfmal am Tage wiederholten Zeremonie des Gebets. Gleichviel wo der fromme Moslem sich zur Stunde des Gebets befindet, ob in der Moschee, in seiner Wohnung, auf der Landstraße, in der Wüste oder im Eisenbahnwagen, unbekümmert um die Umgebung erfüllt er die religiöse Pflicht in der vorgeschriebenen Weise. Da die Einteilung des Tages im Sinne der mohammedanischen Religion anders ist als im bürgerlichen Leben, der Tag nämlich nicht um Mitternacht, sondern schon nach Sonnenuntergang beginnt und bis zum nächsten Sinken des Sonnenballs dauert, gilt als das erste Tagesgebet jenes, das kurze Zeit nach Sonnenuntergang stattfindet. Jede Stunde des Gebets wird vom Muezzin, dem Ausrufer, von der Krönung des schlanken Minaretts mit dem laut schallenden, gesangähnlichen Rufe verkündet: „Gott ist der Höchste; ich bezeuge, daß

Mohammed der Gesandte Gottes ist; kommt zum Gebet, kommt zum Gottesdienst; Gott ist der Höchste, es ist kein Gott außer Gott." Dieser wohltönende Ruf in der vokalreichen arabischen Sprache („Lâ ilâha ill' Allâh" usw.) hat etwas ungemein Feierliches und verfehlt auch auf den Andersgläubigen seine tiefe Wirkung nicht. Vor dem Gebet hat sich der Moslem zu waschen; zu diesem Zweck befindet sich im Hofe der Moschee ein Wasserbecken. Bei Wassermangel, wie auf dem Marsch in der Wüste, dient Sand zur Reinigung. Der Betende legt die Fußbekleidung ab, wendet das Gesicht nach der Himmelsrichtung, in der Mekka liegt, und verrichtet das Gebet mit bestimmten Bewegungen der Arme und Hände, erst stehend, dann mit wiederholten Verbeugungen, Niederknien und Berührung des Bodens mit der Stirn. Das Gebet selbst bewegt sich in ungefähr denselben Gedankengängen wie das christliche Vaterunser.

Der mohammedanische Kalender ist reich an Festen, die, wie schon bemerkt, allesamt ein religiöses Gepräge haben. Die Daten der Feste sind schwankend, weil sie sich nicht nach dem astronomischen Kalenderjahr richten, sondern nach einer anders orientierten religiösen Zeitrechnung, deren erster Tag der 16. Juli des Jahres 622 nach Christus war, nämlich jener Tag, an dem der Prophet von Mekka nach Medina flüchtete (die Hedschra). Man darf nun aber nicht glauben, daß die religiösen Feste der Mohammedaner lediglich vom Geiste der Entsagung beherrscht werden, sie gehen im Gegenteil, besonders am Geburtstag des Propheten und bei den zwei Beiramfesten, gern in laute Lustbarkeiten über, die unter dem Beistand zahlreicher Gaukler und Spaßmacher einem Jahrmarktstrubel gleichen und oft genug einen höchst irdischen, um nicht zu sagen ausschweifenden Verlauf nehmen. Die menschliche Natur fordert eben ihr Recht, nicht zuletzt auch innerhalb einer Religionsgemeinschaft, die ihren Angehörigen so viele Entsagungen auferlegt. Am bekanntesten ist in dieser Hinsicht die Augustmesse der Stadt Tanta im Nildelta. Die Messe wird zur Feier des Geburtstages eines großen Heiligen veranstaltet und läßt eine ungeheure Menschenmenge aus ganz Ägypten und den angrenzenden Gebieten nach Tanta strömen. Wir werden noch Gelegenheit haben, Tanta kennenzulernen.

Das erste der erwähnten Beiramfeste schließt sich unmittelbar an den Fastenmonat Ramadan an. Übrigens wird im Ramadan nur am Tage gefastet, während es keinem Moslem verwehrt ist, sich des Nachts um so eifriger dem Genuß von Speise und Tabak hinzugeben. Wenn das erste, kleine, Beiramfest den Fastenmonat beendigt, werden die Kinder von ihren Eltern, die Diener von ihrer Herrschaft beschenkt, die Bekannten statten sich gegenseitig Besuche ab und tauschen Glückwünsche aus, ungefähr wie wir zu Neujahr. Siebzig Tage nach dem ersten Beiramfest findet das zweite, große, Beiram statt, das dem Andenken an Abrahams Opfer geweiht ist. Nach der mohammedanischen Überlieferung fand dieses Opfer nicht in Jerusalem, sondern bei Mekka statt und zum Opfer war nicht Isaak, sondern Ismael bestimmt. Am großen Beiram muß jeder Moslem ein Opfertier schlachten, und selbst der Ärmste sucht sich zu diesem Zweck ein Lamm zu verschaffen.

Nach den Geboten des Religionsstifters hat der Mohammedaner außer an Gott und die Engel noch an die schriftlichen Offenbarungen und die Propheten sowie an Auferstehung, jüngstes Gericht, ewiges Leben und Vorherbestimmung zu glauben. Die meisten Glaubenssätze stimmen im wesentlichen mit jenen der christlichen und jüdischen Religion überein; höchst eigenartig aber und von einschneidender Wirkung auf das ganze Leben des Islamiten ist sein Glaube an ein Kismet, d. h. an ein von Gott vorausbestimmtes unabwendbares Schicksal. Dieser Fatalismus, wie wir es nennen, gehört zu den folgenschwersten, bedenklichsten Eigentümlichkeiten des Islam. Zwar soll er nach dem Sinn der religiösen Lehre keineswegs die Willenskraft lähmen; denn wenn die Lehre auch häufig auf das Kismet hinweist, so befiehlt sie dem Gläubigen doch, sich mit aller Kraft den feindlichen Einflüssen zu widersetzen — erst wenn er gekämpft hat, aber vergebens, soll ihm die Unabwendbarkeit des Schicksals als Ausdruck göttlichen Willens zum Troste gereichen. Aber in Wirklichkeit übt der Fatalismus, mag er auch seine guten Seiten haben und über die kleinen und großen Sorgen leichter hinweghelfen, im allgemeinen keinen günstigen Einfluß auf den Charakter aus. Er paßt sich zu einschmeichelnd dem Allermenschlichsten an, bietet eine zu bequeme Beschönigung jeder Trägheit,

jeder Neigung zum lässigen Sichgehenlassen und ist deshalb auch in Ägypten die Hauptursache des verbreitetsten Volksfehlers der Mohammedaner: des Mangels an Tatkraft, an Ehrgeiz und am Willen, vorwärtszukommen.

* * *

Ein anderes Thema, andere Bilder: Kairo bei Nacht.

Unter „Nachtleben“ pflegt der Fremde die Zerstreuungen und Vergnügungen des „angebrochenen Abends“ zu verstehen. Er soll hier in Kairo nicht zuviel davon erwarten und den Sirenengesängen der Führer, die sich ihm beim Verlassen des Hotels in der Dunkelheit wie Kletten anheften, das größte Mißtrauen entgegenbringen. An theatralischen Genüssen bietet die Königliche Oper in der Wintersaison französische und italienische Aufführungen, auch Gastspiele durchreisender Künstler; die besseren Plätze sind fast durchweg durch Abonnements fest belegt. Einige kleine Theater pflegen hauptsächlich das leichte Genre, Operetten, Lustspiele, Possen, dann gibt es noch gelegentlich Varietévorstellungen ziemlich minderwertiger Art, ein paar untergeordnete Singspielhallen und schließlich auch noch eine oder zwei arabische Winkelbühnen, auf denen von arabischen und syrischen Schauspielern klassische oder moderne Dramen in „Bearbeitungen“ so krauser Art aufgeführt werden, daß die Originale kaum noch zu erkennen sind. Die Hauptsache sind dabei die Gesangseinlagen, die nach orientalischem Geschmack mit plärrender, näselnder, die Noten endlos hinziehender Stimme zum besten gegeben werden. Das solide einheimische Publikum bleibt diesen zweifelhaften Kunststätten fern, man sieht deshalb außer Fremden, die der Kuriosität halber hingehen, größtenteils nur anrüchige Elemente, verdächtige Lebemänner, gewerbsmäßige Spieler, Gelegenheitsmacher und sonstige Halbwelt.

An mondhellen Abenden ist eine Wagenfahrt nach dem Pyramidenfelde von Giseh oder in die Arabische Wüste nach Heliopolis oder Heluan von großem Reiz. Anders als am lauten Tag und in dem schmerzenden Licht der selbst noch die Schatten durchdringenden Sonne wirkt dann die schweigende Einsamkeit der weiten Flächen, die sich ins Unbegrenzte

zu verlieren scheinen. Die Pyramiden nehmen sich im geisterhaften Glanz der Mondscheibe noch gigantischer aus als sonst, und erst jetzt kommt uns das Rätselhaft-Mystische des Sphinx, der mit halbblinden Augen ins Dunkle und in die Ewigkeit starrt, so recht zum Bewußtsein. Auch am Nil ist es in den Mondscheinnächten wunderschön. Hier herrscht keine völlige Stille, denn die Schiffer benützen gern den frischen Nachtwind, um vorwärtszukommen und das, was sie am Tage vielleicht versäumen mußten, wieder einzuholen. Da huschen die hellen, seltsam geformten Segel der großen Barken, der Dahabijes, wie weiße Falter auf der silberglänzenden zitternden Flut, und von einem Ufer zum andern tönen schwermütig getragene ritornellartige Lieder über den ruhig fließenden majestätischen Strom.

Wenn von „Kairo bei Nacht" gesprochen wird, darf jenes Quartier nicht unerwähnt bleiben, in dem sich das Nachtleben der einheimischen Bevölkerung von seiner ungebundensten Seite zeigt: das Gewirr von engen Gassen und Winkeln unweit des Esbekijegartens, das nach seiner früheren Bestimmung noch heute den Namen Fischmarkt führt, jetzt aber im Dienst des niedrigen Hetärentums steht. Ist das hier gebotene Schauspiel auch nicht gerade erhebend, so entbehrt es doch in seiner exotischen Buntheit und Abenteuerlichkeit durchaus nicht des Reizes. Bei Tageslicht wird der Fremde, der zufällig in dieses Viertel gerät, kaum etwas Auffallendes daran bemerken, es sieht dann genau so aus, wie viele andere ärmliche Quartiere der großen Stadt. Aber in vorgerückter Abendstunde verändert sich das Bild. Dann hat sich das kleine mühselige Volk, das hier am Tage seiner Beschäftigung nachging, sich endlos um einen Kohlkopf, ein Bündel Brennholz stritt, längst in seine Wohnhöhlen verkrochen, dann gehören die Gassen ganz und gar ihrer zweiten Bestimmung, der nächtlichen Hauptbestimmung. Dann öffnen sich Türen, die bis dahin verschlossen waren, und man gewinnt beim Vorübergehen Einblick in phantastisch ausgestattete, von bunten Ampeln magisch erleuchtete Kammern, in denen oder vor denen, breit und behäbig, die Priesterinnen dieses irdischen Eingeborenenparadieses sitzen und sich von der vorüberflutenden Menge, in der jetzt das weibliche Element natürlich fehlt, bewundern lassen. Es ist beinahe wie eine

ethnographische Schau, denn hier scheinen sich alle Rassen zwischen den Mittelmeerküsten und dem Sudan, alle Schattierungen der Haut vom Hellen bis zu den dunkelsten Tönen, zu einer übersichtlichen Musterkarte zu vereinigen. Südeuropa ist mit Griechinnen und Malteserinnen vertreten, Asien mit Frauen aus Syrien und Palästina, Ägypten mit zigeunerhaften Nomadinnen; man sieht des weiteren nubische Schönheiten, deren Haar höchst kunstvoll in eine Unmenge dünner Zöpfchen geflochten ist, braune Araberinnen aus den Oasen der Libyschen Wüste, Negerinnen mit wolligem Schopf und Schmucknarben um die wulstigen Lippen. So stellen sie sich in bunten Gewändern, mit Flittertand und klirrenden Ringen und Spangen beladen, von Ambraduft und anderen starken Parfümen umwittert, je nach Rasse und Temperament in verschiedenster Weise zur Schau, die einen phlegmatisch und teilnahmlos, nur mit ihrer Zigarette oder der gluckernden Wasserpfeife beschäftigt, die andern, besonders die wohlbeleibten Syrerinnen, majestätisch wie Königinnen der Nacht, mit unbeweglichen, hochmütigen Mienen, andere wieder herausfordernd lachend, zu jedem Spott und allen Allotria geneigt. Zwischendurch gibt es Kaffeeschenken, aus deren einladend geöffneten Toren die wilde Musik arabischer Kapellen ertönt und wo sich zwischen den Bankreihen Tänzerinnen und Gaukler produzieren. So stark das Gedränge in den Gassen auch ist, geht es doch ganz ordentlich zu; die Lust zu öffentlichen Ausschreitungen liegt nicht im Wesen der einheimischen Bevölkerung.

Wir haben in diesem eigenartigen Viertel auch Gelegenheit, einige Trinkstätten kennenzulernen, in die der Fremde nur selten gerät, nämlich kleine Brauereien, in denen das sogenannte Negerbier, die Buzah (sprich: Busa), bereitet und sogleich an Ort und Stelle seiner Bestimmung zugeführt wird. Bier ist eines der ältesten Getränke der Menschheit, seine Geschichte reicht bis in die Vorzeit zurück. Auch die alten Ägypter brauten schon Bier und schrieben seine Erfindung dem Osiris zu, der darin also unserem sagenhaften Gambrinus ähnlich ist. Das altägyptische Bier war ein gegorenes, mit Safran und anderen Gewürzen versetztes Gerstenmalzprodukt. Strabo erwähnt ein Bier namens Zythos, das sich zu seiner Zeit in Alexandria allgemeiner

Beliebtheit erfreute; auch Pelusium an der ehemaligen pelusinischen Nilmündung, die heute nicht mehr existiert, war eine rühmlich bekannte Bierstadt.

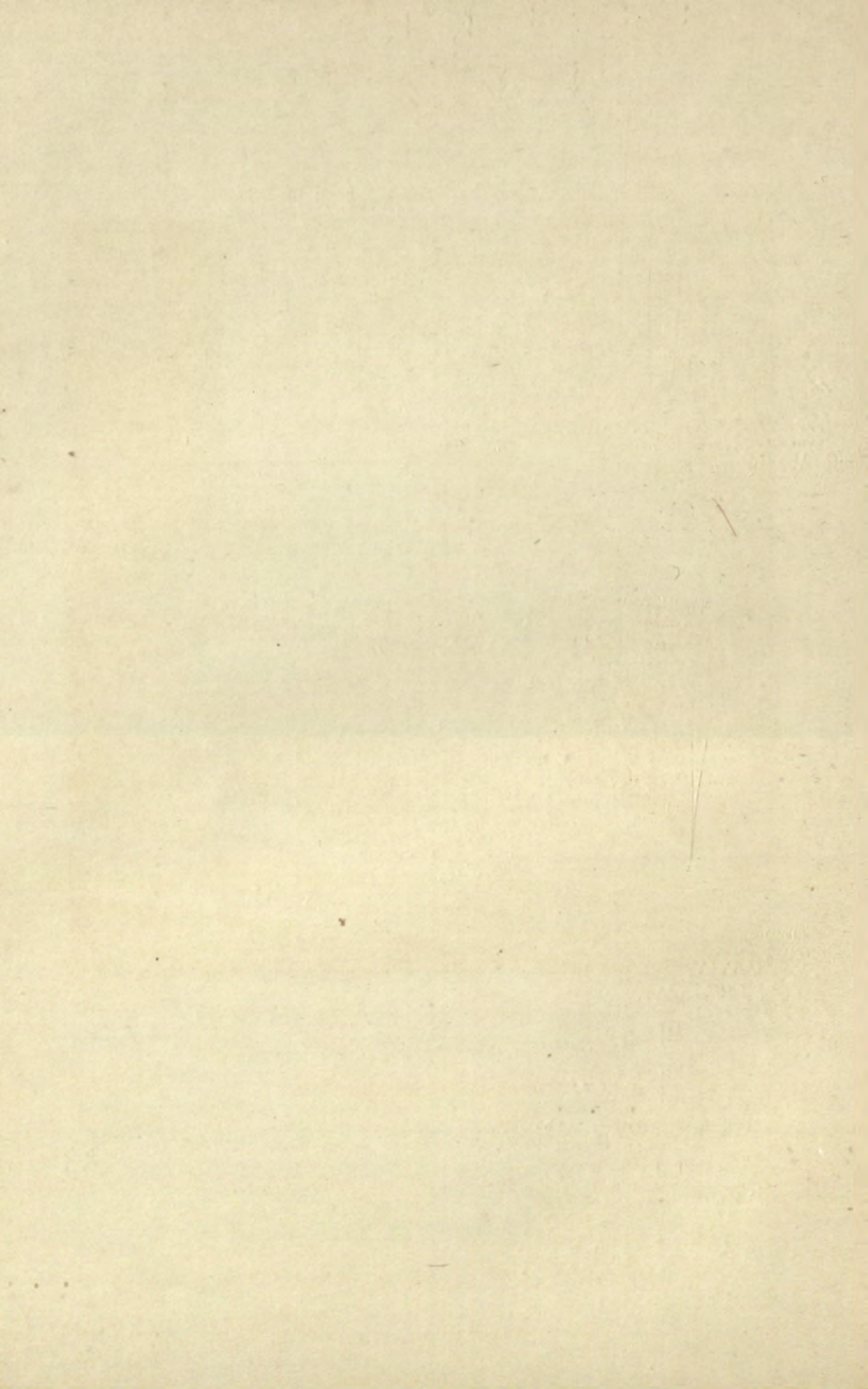
Aber sehen wir uns nun eine dieser ganz unauffälligen Stätten des Trunkes näher an. In einer abgetrennten Ecke des dunklen, von älteren Männern aus dem Volke gefüllten Lokals können wir das sehr einfache und primitive Brauverfahren in seinen Einzelheiten verfolgen. Aus schönem, gelblichem Weizen wird mit Wasser eine dünne Maische bereitet und in tönernen Gefäßen der Gärung überlassen, die nur einen Tag dauert. Milchsäurebakterien und Hefen sind an dem Gärungsprozeß beteiligt, und das Produkt ist ein milchartiges, säuerlich schmeckendes Getränk. Das ganze Personal dieser Miniaturbrauerei besteht aus zwei kräftigen Sudanesen. Leicht ist ihre Arbeit nicht, denn sie müssen die Maische mühsam durch ein enges Flechtwerk aus Palmblättern hindurchkneten. Die festen Bestandteile bleiben dann nahezu trocken zurück, während die Flüssigkeit in ein Holzgefäß abläuft, aus dem dann die fertige Buzah geschöpft wird. Das ist nun freilich kein Bier im üblichen europäischen Sinn, aber man darf es mit einigem Recht als eine Art Urbier bezeichnen. Die Buzah wird von den Eingeborenen aus harten Kürbisschalen, sogenannten „Negerschädeln", in erheblicher Menge getrunken und wirkt auf sie anregend und leicht berauschend. Eine uns gereichte Probe läßt flüchtige Erinnerungen an das mexikanische Nationalgetränk Pulque, den gegorenen Saft der Agave, lebendig werden. Wir schütteln uns — zum großen Ergötzen der Stammgäste des Lokals, die es unbegreiflich finden, daß wir diese Gabe Gottes nicht zu würdigen verstehen. Aber vielleicht ist daran auch der wenig appetitliche Anblick des ganzen Brauverfahrens schuld.

Bei der Gelegenheit noch ein Wort zum Thema Alkohol. Eigentlich ist ja dem Mohammedaner der Genuß berauschender Getränke durch die Religion untersagt. Auf dem Lande wird das Gebot auch ziemlich allgemein respektiert, zumal in Ermangelung von Trinkstätten die Versuchung an den Fellah kaum herantritt und er kein Verlangen nach etwas hat, das er nicht kennt. In den Städten liegen die Dinge anders, da fehlt es an Versuchungen nicht, da machen sich viele gern eine gewisse



Liegender Widder, das Ebenbild des Amon
davor Amenophis III., Stifter des Bildes

Aegyptisches Museum in Berlin



Dehnbarkeit des Begriffs, den Mohammed gemeint hat, zunutze. Besonders ist das in den „aufgeklärten" Kreisen der Fall, die zum großen Teil ohnehin nicht mehr mit ganzem Herzen bei der religiösen Sache sind. Bier, d. h. europäisches oder nach europäischer Art gebrautes Bier, wird von den modernen Ägyptern gern getrunken, und die reichen Mohammedaner haben in der Verschwiegenheit ihres Heims den Champagner und die Liköre schon immer zu schätzen gewußt, weil diese Getränke nach ihrer Meinung nicht unter das Verbot des Propheten fallen, dem sie zu seiner Zeit noch unbekannt waren.

Es kommt eben alles auf die Auslegung an!

Drittes Kapitel

Das Rätsel der Pyramide

Der Pyramidenausflug einst und jetzt. — Die ältesten Denkmäler der Kulturmenschheit. — Man vermutete in ihnen Schätze. — Kalif Mamuns Einbruch in die Cheopspyramide, seine Enttäuschung. — Die Pyramiden wie Steinbrüche ausgebeutet. — Herodot, der älteste Baedeker. — Von Beduinen und echt imitierten Skarabäen. — Pyramidenbesteigung, ein zweifelhafter Genuß. — Eine Napoleonsanekdote. — Im Innern der Cheopspyramide. — Was war ihr Zweck und Sinn? — Deutungsversuche. — Die Zahl Pi und andere seltsame Zahlen.

Auf der langen, schnurgeraden Straße, die von Giseh zum Pyramidenfelde hinausführt, jagen die Automobile. Wer in einem Automobil sitzt, hat es immer sehr eilig, auch wenn er nicht das geringste versäumt, eilig sogar in diesem Lande, wo der Begriff der Zeit für den größten Teil der Bevölkerung noch immer etwas nebelhaft Verschwommenes hat. Noch vor dem Weltkriege führte die Straße, die Ismail Pascha 1869 bei der Einweihung des Suezkanals zur Bequemlichkeit seiner fürstlichen Gäste hatte anlegen lassen, zwischen prächtigen Lebbachbäumen durch grünes Acker- und Schwemmland, heute ist sie bereits zum großen Teil von Vorortvillen eingesäumt, und zahlreiche weitere Häuser befinden sich im Bau. Das moderne Kairo reckt und streckt sich und wird mit diesem am weitesten vorgeschobenen westlichen Fühler bald den Wüstenrand bei den Pyramiden berühren. Leider zeigt sich auch hier derselbe Mangel an Stilgefühl und Geschmack, der sich an den modernen Bauten der inneren Stadt so störend bemerkbar macht.

Aus den Schilderungen älterer Reisenden wissen wir, mit welchen Umständen noch vor etwa dreißig bis vierzig Jahren der Besuch des Pyramidenfeldes verknüpft war. Man ritt damals zu Pferd oder Esel hinaus, und war man bei den Kolossen angelangt, so sah man sich von den berühmten oder, besser gesagt, berüchtigten Pyramiden-

beduinen umschwärmt, einem kleinen Stamm, dessen Angehörige seit alters das alleinige Recht zur Führung der Besucher zu haben glaubten und von der Regierung in der Tat auch hierzu legitimiert waren. Diese zudringlichen, unverschämten Burschen waren mit ihren maßlosen Forderungen und fortwährenden Betteleien eine wahre Landplage, und wenn der Fremde endlich Ruhe vor ihnen haben wollte, blieb ihm nichts weiter übrig, als sich durch ein reich bemessenes Backschisch förmlich loszukaufen. Nebenbei betrieben die braunen Wüstensöhne einen schwunghaften Handel mit sogenannten Antiquitäten, die, so plump die Fälschungen auch ausgeführt waren, bei dem naiven Teil der Besucher doch flotte Abnahme fanden. Neuerdings hat die Behörde den Belästigungen ein Ende gemacht, so daß sich der Fremde auf dem jetzt gut bewachten Pyramidenfelde ungestört bewegen kann.

Freunde der Romantik werden es fast mit Bedauern empfinden, daß aus dem früher immer ein bißchen abenteuerlichen Ausflug nach den Pyramiden heute eine kleine Vorortpartie geworden ist, die, wenn der Fremde es eilig hat, nur ein paar Stunden in Anspruch nimmt. Die sehr bequemen Wagen der elektrischen Straßenbahn fahren aus dem Innern der Stadt in einer Stunde bis zur Endstation, dem am Rande des Pyramidenfeldes gelegenen weltbekannten Menahaus-Hotel. Da auch der verwöhnte Reisende dort alles findet, wonach er verlangt, kann er den ganzen Tag draußen verbringen und erst in später Abendstunde nach Kairo zurückkehren. Viele schlagen auch für kurze oder längere Zeit ihr Quartier im Menahaus auf und fühlen sich hier, in der reinen Wüstenluft und wohltuenden Stille, besser aufgehoben als in der lärmenden Stadt.

Vom Menahaus führt eine Fahrstraße im Halbbogen zu dem tief von Wüstensand bedeckten Felsplateau hinauf, auf dem die großen Pyramiden stehen. Sie sind genau nach den Himmelsgegenden orientiert, die Eingänge befinden sich auf der Nordseite. Die Nordost-Südost-Diagonale der größten Pyramide deckt sich in der Verlängerung mit der Diagonale der zweiten, während die kleinste weiter abseits steht. Die größte Pyramide ist die des Cheops, die zweite die des Chefren, die dritte und kleinste die des Menkaurê.

Das müßte schon ein heillos blasierter, stumpfer Geselle sein, dem diese Steinkolosse im gelben Wüstensand samt ihrem stummen Wächter, dem Sphinx, nichts zu sagen haben, dem die unmittelbare Nähe dieser ältesten Denkmäler der Kulturmenschheit nicht ans Herz greift. Welche Fülle von Vorstellungen verknüpft sich nicht mit den Pyramiden, die bis zu den Anfängen der durch Daten belegbaren Weltgeschichte zurückreichen! Da haben wir gestern im Museum der ägyptischen Altertümer in Kairo einem Mann in das seltsam lächelnde Antlitz geblickt, der einer der Mächtigsten dieses Landes war und jetzt als Mumie im Glaskasten liegt, die Katalognummer 1177 führt und sich von jedermann anstarren lassen muß. Er hieß zu Lebzeiten Ramses II., der Pharao der Bedrückung, von dem Moses erzählt. Aber so alt er auch ist, waren zu seiner Zeit die Pyramiden doch schon uralt, an die 1700 Jahre. Und als sie gebaut wurden und die Ägypter schon auf einem Höhepunkt ihrer Kultur standen, was waren da die Völker Europas? Sie hausten in Höhlen und Hütten und rauften sich, die Steinaxt schwingend, mit Bär und Wolf. Was wußte man damals von den Deutschen? War es doch erst zweitausend Jahre später, um 330 vor Christus, daß der gelehrte Kaufmann Pytheas aus Massilia (Marseille) bis zu den Nord- und Ostseeküsten vordrang und der damaligen Welt am Mittelmeerbecken die erste Kunde von den Deutschen übermittelte.

„Wo Menschen schweigen, werden die Steine reden." Sind die Geschlechter, die diese gewaltigen Gebilde der Menschenhand einst entstehen sahen, auch längst zu Staub zerfallen, die Pharaonen, auf deren Befehl und zu deren Verherrlichung sie aufgeführt wurden, in dürre, morsche Mumien verwandelt, so tönt doch die Sprache dieser Steinhaufen noch immer voll eindringlicher Wucht. Was wäre Ägypten ohne sie? So fest und untrennbar sind beide Begriffe, Ägypten und Pyramiden, in unserer Vorstellung miteinander verknüpft, daß wir beim Klange des einen Wortes unwillkürlich sogleich auch ans andere denken. Und das ist das Sonderbare: diese einfachen regelmäßigen Körper, an denen nichts ist, was nicht lediglich durch die Natur des Körpers bedingt wäre, an denen nicht das kleinste Ornament, keine einzige schöngeschwungene Linie Wohlgefallen erregen will, sind trotz ihrer trockenen Sachlichkeit doch vom Zauber des Geheimnisvollen

umwittert. Geschichtsschreiber, Philosophen, Dichter, Erzähler, Mathematiker, Astronomen, Mystiker — wie viele haben sich nicht, die einen mit nüchterner Verstandesschärfe, die anderen mit schwärmerischer Hingabe, mit seherhaft beschwingtem Geist, mit dem Rätselhaften der Kolosse, mit der Frage nach ihrem verborgenen tiefen Sinn abzufinden gesucht, und doch bleibt noch immer des Rätselhaften genug.

Schon vom Süden des Nildeltas aus, in der Gegend von Benha, hatten wir die großen Pyramiden zum erstenmal zu Gesicht bekommen, als kleine spitze Kegel hoben sie sich im Dunst der Ferne vom Horizont ab. Von den Dächern und Türmen Kairos gesehen, machen sie trotz der Entfernung von 15 Kilometern starken Eindruck, während sie in zu großer Nähe durch die perspektivische Verkürzung der schrägen Flächen minder wirkungsvoll sind. Man mag die Pyramiden auch noch so gut aus bildlichen Darstellungen zu kennen glauben, man kennt sie erst, wenn man vor ihnen steht. Keine Photographie und kein Gemälde kann den Reiz der wechselnden Beleuchtung, den magischen Zauber der Atmosphäre wiedergeben, ob sie nun im harten klaren Morgenlicht wie goldgelbe Dreiecke ins Himmelblau ragen, ob sie in flimmernd greller Mittagssonne zu lodern scheinen, abends violette Schatten auf den Wüstensand werfen, oder unter dem sternbesäten Firmament, vom Mondschein verklärt, gleich gespenstigen Ungeheuern Nachtwache halten.

Wie alt sind die Pyramiden, wann wurden sie gebaut? Ganz genau lassen sich die Geschichtsdaten des Alten Reiches am Nil nicht feststellen, die Schätzungen schwanken. Man nimmt jetzt mit ziemlicher Sicherheit an, daß die Pharaonen Snofru, Cheops, Chefren und Menkaurê, die die vierte Dynastie des Alten Reiches bilden und von denen Snofru die Pyramiden von Medum und Dahschûr, die anderen drei die großen Pyramiden von Giseh errichteten, um 2900 bis 2800 vor Christus regierten. Demnach würden also die Pyramiden auf ein Alter von rund 4800 Jahren zurückblicken.

Aber werfen wir zunächst einen Blick auf das Schicksal der Pyramiden seit dem Untergang des alten ägyptischen Reiches bis in die neueste Zeit hinein, denn so kommen wir an den Kernpunkt der Pyramidenfragen gleich näher heran.

Als es mit der Herrlichkeit des alten Ägypten vorüber war, als niemand mehr zu Isis und Osiris betend die Arme hob, da wagte sich die von keiner religiösen Scheu mehr gehemmte Habsucht, die schon die Mastabas der Vornehmen und andere Gräber so schonungslos geplündert hatte, auch an die Pyramiden heran. Hatte das Volk schon zur Blütezeit der Pharaonen nur sehr verschwommene Begriffe vom Sinn und Zweck der Pyramiden gehabt, so wußte es sich diese Riesenbauten später überhaupt nicht mehr zu erklären und gelangte bei seiner Fabulierlust zu den merkwürdigsten Deutungsversuchen. Daß dabei Gold und Goldeswert eine Hauptrolle spielten, kann nicht wundernehmen, denn je ärmer die Menschen sind, desto lieber schwelgt ihre Phantasie in dem, was ihrer Meinung nach auf der Welt das Begehrenswerteste ist. Es war ja bekannt, welche reiche Beute die Räuber in den erbrochenen Mastabas und Felsengrüften oft machten, mußten da also die Schätze, die in den rätselhaften Kolossalbauten steckten, nicht jede noch so kühne Vorstellung übertreffen? Denn die Pyramiden waren doch zweifellos die Schatzkammern der ehemals Größten und Mächtigsten der Erde, und dem Glücklichen, dem es gelang, sich hier Eingang zu verschaffen und die geheimen Verstecke zu finden, mußten unermeßliche Reichtümer winken.

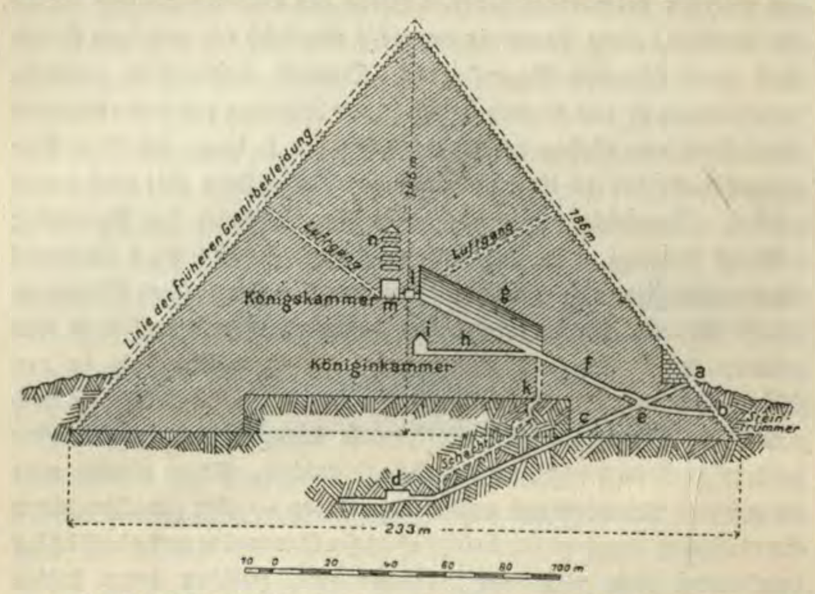
Möglicherweise ließ sich die ortsansässige Bevölkerung von einem Einbruch in die Pyramiden hauptsächlich durch abergläubische Bedenken zurückhalten, denn schon damals fürchtete man, wie heute noch, die „Afrits", die unsichtbaren Kobolde, die um die Pyramiden herum ihr Wesen treiben und sie bewachen. Deshalb ging der erste Versuch eines Einbruchs in die Cheopspyramide nicht von Einheimischen, sondern von Fremden aus, und zwar zur Zeit der persischen Invasion um 620 nach Christus. Genaueres ist darüber nicht bekannt. Jedenfalls waren die Spuren dieses erfolglos gebliebenen Einbruchs noch vorhanden, als ein anderer Fremdherrscher, der Kalif Mamun, ein Sohn Harun al Raschids, der im ersten Drittel des neunten Jahrhunderts regierte, sich um jeden Preis Gewißheit über das Innere der Cheopspyramide verschaffen und sich vor allen Dingen der darin vermuteten Schätze bemächtigen wollte.

Mamun faßte das Unternehmen gleich in großem Stil an. Seine Vermutung, daß der verborgene Eingang sich auf der Nordseite der

Pyramide ungefähr in der Mitte befände, war richtig; er wußte aber nicht, daß der Eingang ziemlich hoch über dem Boden liegt, und suchte ihn nur wenige Meter über diesem. In monatelanger Bohrarbeit ließ er einen Stollen in das harte Gestein treiben. Aber die Hoffnung, bald auf den Eingang zu stoßen, wollte durchaus nicht in Erfüllung gehen und alle Mühe wäre vergeblich gewesen, wenn nicht ein glücklicher Zufall zu Hilfe gekommen wäre. Das geschah folgendermaßen: An der am weitesten vorwärtsgetriebenen Stelle des Einbruchsstollens hörten die Werkleute eines Tages ein dumpfes Geräusch wie von dem fernen Fall eines schweren Gegenstandes. Dadurch aufmerksam gemacht, durchbohrten sie das Gestein seitlich in der Richtung des vernommenen Geräusches und stießen dabei endlich auf den so lange gesuchten Eingangsschacht, der zu ihrer Verwunderung geradlinig steil nach unten verlief. (Vergleiche den umstehenden Vertikalschnitt der Pyramide; a ist der Eingang, c der nach unten führende Schacht, b—e Mamuns Einbruchsstollen, e die Stelle, wo Mamuns Arbeiter auf den Eingangsschacht stießen.) Sie verfolgten den dumpfen, niedrigen Schacht und gerieten dabei aus dem Baumaterial der Pyramide bald in den felsigen Untergrund und schließlich, nachdem der schräge Schacht noch eine kleine Strecke lang ins Horizontale übergegangen war, in eine geräumige Kammer (d), wo der Schacht endigte. Schon glaubte man die ersehnte Schatzkammer gefunden zu haben — aber zur allgemeinen Enttäuschung ergab es sich bald, daß dieser Raum eine nur oberflächlich bearbeitete, nicht vollendete Kammer war, zwischen deren kahlen Wänden sich nicht das geringste befand. Als die Arbeiter in dem Schacht wieder emporkrochen, entdeckten sie unweit der Stelle (e), wo ihr Einbruchsstollen den Schacht berührt hatte, die Ursache jenes dumpfen Geräusches, durch das sie auf die richtige Spur gebracht worden waren. Es war ein mächtiger Block aus Granit, und bei näherer Untersuchung stellte es sich heraus, daß der Block, offenbar durch die in der Nähe erfolgenden Bohr- und Sprengarbeiten gelockert, aus der dicht über ihm befindlichen Decke herabgestürzt war.

Die Werkführer sagten sich mit Recht, daß es mit diesem Block eine besondere Bewandtnis haben müßte, denn er war im Deckengefüge des Ganges zweifellos absichtlich so locker eingesetzt gewesen, daß er

ſchon bei einer geringen Erſchütterung ſeiner Umgebung herabſtürzen mußte. Höchſt wahrſcheinlich war es ſein Zweck, bei einem gewaltſamen Einbruch in den Gang zu fallen und den Weg zu verſperren. Die Vermutung erwies ſich als richtig, denn als ſich die Werkleute nun um den Granitblock herum mühſam einen Weg bahnten, gerieten ſie in einen aufwärts führenden Gang (f). Es war ein ſchweres, langwieriges Stück Arbeit, hier vorwärtszukommen, weil andere große

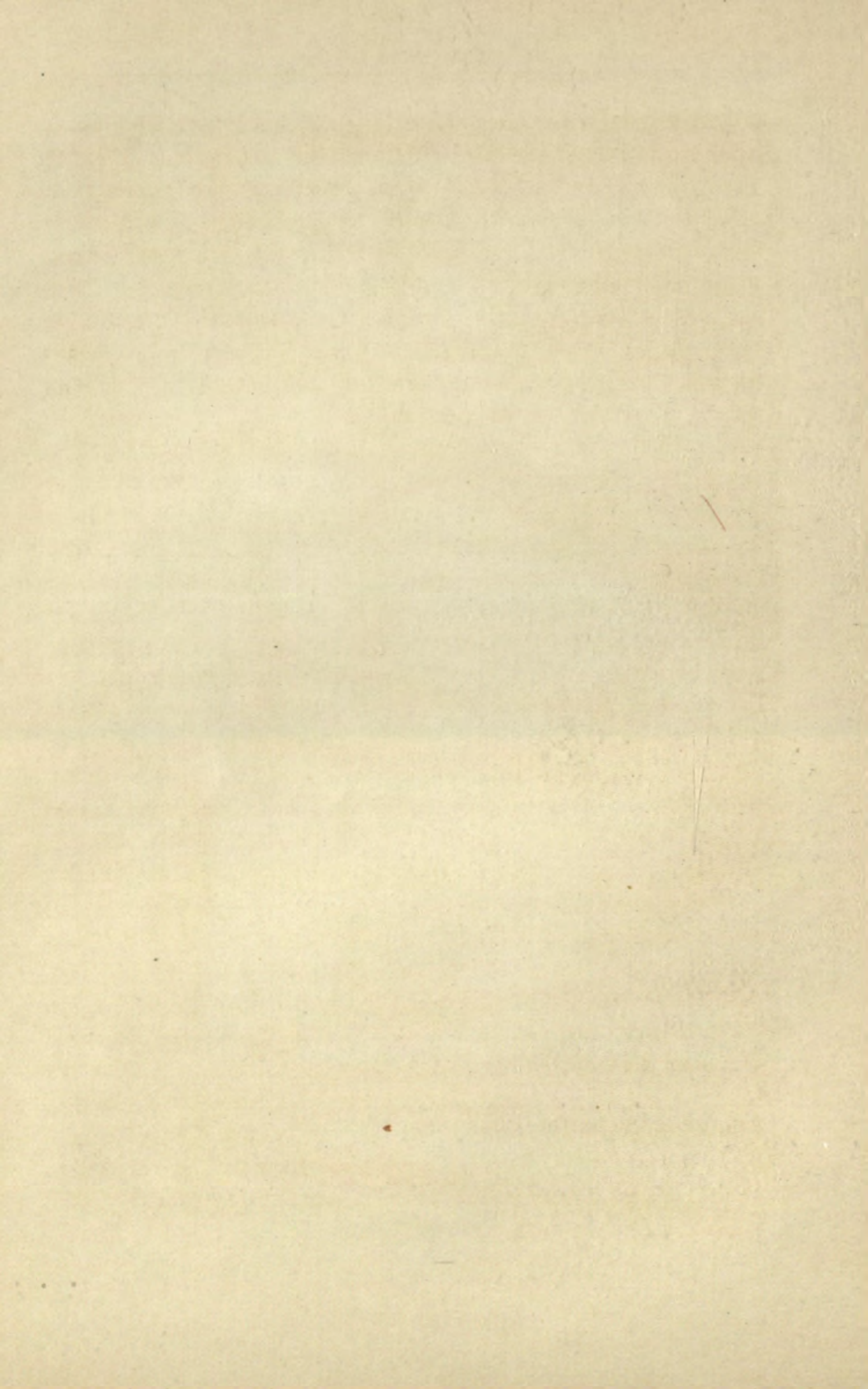


Vertikalſchnitt der Cheopspyramide mit ihren Gängen und Kammern

Granitblöcke den Gang auf Schritt und Tritt verſperrten und erſt unter unſäglicher Mühe fortgeſchafft werden mußten. Nach wochenlangen Anſtrengungen, wobei der Kalif ſeine Leute durch Drohungen und Verſprechungen aufs äußerſte antrieb, gelangte man in eine im ſelben Winkel aufwärts führende große Halle (g) und an deren oberſtem Ende zunächſt in eine kleine (l), dann in eine größere Kammer (m), die heute Königskammer genannt wird. Den horizontalen Stollen (h), der vom unteren Ende der Halle (g) nach der ſogenannten Königinkammer (i) führt, hat Mamun anſcheinend nicht gefunden.



Die großen Pyramiden zur Überschwemmungszeit



Jetzt mußte man wohl endlich am Ziel angelangt sein. Aber welche neue Enttäuschung! Auch diese Kammer, die sich Mamun in seinen Träumen mit Gold und Edelsteinen angefüllt vorgestellt hatte, war völlig kahl und leer und zeigte nicht einmal die geringste künstlerische Ausschmückung, wie man sie sonst doch in jeder Mastaba fand. Es war nichts weiter darin als eine sehr nüchterne granitene Truhe ohne Deckel, aus deren Bedeutung man nicht klug werden konnte, denn wie ein Sarkophag sah sie keineswegs aus. Und welche weiteren Anstrengungen man auch machte, noch andere Hohlräume, und in diesen die ersehnten Schätze, zu finden, es war alles vergeblich.

Der Zorn des Kalifen Mamun läßt sich begreifen. Denn nicht allein, daß seine Habsucht genasführt worden war, er hatte auch die Blamage zu fürchten, die Schadenfreude und den Spott seiner Beamten, seiner Widersacher, des ganzen Volkes, dem er jetzt, nach endlosem Herumarbeiten in dem Steinkoloß, erklären sollte: Ich habe mich geirrt, die Pyramide ist leer. Aber ein echter Orientale läßt sich so leicht nicht in Verlegenheit bringen. Jetzt galt es, das Gesicht zu wahren und, wenn auch mit neuen großen Opfern, eine Komödie aufzuführen. Mamun ließ von einigen Vertrauten in aller Heimlichkeit aus seinem eigenen Schatz Gold- und Silberbarren und altertümliche Kostbarkeiten in die Pyramide schaffen und dort an einer gewissen Stelle verstecken. Und als dann ein paar Tage darauf der Kalif mit einer glänzenden Hofgesellschaft erschien, um sich über den Stand der Arbeiten unterrichten zu lassen, wurde der versteckte Schatz programmgemäß plötzlich „gefunden". Er war zwar im Vergleich zu den phantastischen Erwartungen mehr als dürftig, aber immerhin, es war doch ein Schatz und Kalif Mamun konnte sich ob der Erfüllung seiner Voraussagen gebührend feiern lassen. Höchstwahrscheinlich haben die meisten den Betrug sofort durchschaut, aber sich wohl gehütet, ihren geheimen Gedanken Ausdruck zu verleihen. Jedenfalls ist man sich über den Mißerfolg der Bohr- und Sprengarbeiten kaum im unklaren gewesen, denn es wurde in der folgenden Zeit nicht mehr nach Schätzen gesucht. Die späteren Durchforschungen der Cheopspyramide sowie der beiden anderen großen Pyramiden geschahen nicht aus Gründen der Habsucht, sondern im wissenschaftlichen Interesse.

Weit schlimmer als die Einbruchsversuche der Perser und des Kalifen Mamun, die nur geringfügige Beschädigungen der Gänge und Kammern zur Folge hatten, waren die leider allzu erfolgreichen Bemühungen, das wertvolle Steinmaterial der Pyramiden für andere Bauwerke zu verwenden. Ohne den geringsten Respekt vor der Majestät dieser unvergleichlichen Denkmäler der Menschheitsgeschichte wurden sie, besonders die am leichtesten zugänglichen kleinen Pyramiden, von der einsichtslosen Nachwelt barbarisch wie Steinbrüche ausgebeutet. Fürs erste brach man natürlich die granitenen Verschalungssteine ab, weil das am wenigsten Arbeit machte und weil sie wegen ihrer sorgfältig geglätteten und polierten Außenfläche das wertvollste Material abgaben; dann ging es aber auch an die würfelförmigen Kalksteinblöcke, die sich ebenfalls zu den verschiedensten Zwecken trefflich verwenden ließen. Sultan Saladin (1171—1193), ein geborener Kurde, der Schöpfer der Zitadelle von Kairo, baute aus den Steinen der kleinen Pyramiden eine Brücke von vierzig Bogen und benützte auch für die Zitadelle und andere große Bauwerke massenhaft Steinmaterial von Giseh und Memphis. Einer seiner Nachfolger, Sultan Melik el Kamil, dem die Pyramiden aus religiösen Gründen ein Dorn im Auge waren, wollte die des Menkaurê völlig abtragen lassen, aber zum Glück biß sich der wahnwitzige Fanatismus an dem Koloß doch die Zähne aus. Nach achtmonatigen Bemühungen wurden die Arbeiten als aussichtslos eingestellt, denn es war in dieser Zeit nur die Abmontierung eines kleinen Teiles der Verschalungssteine gelungen. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts hat dann Mohammed Ali die Idee nochmals aufgegriffen und allen Ernstes den Plan entwickelt, die Nilbarrage von Kaljub mit den Steinen der Pyramiden zu bauen; er wurde hiervon erst abgebracht, als ihm die französischen Ingenieure die Unmöglichkeit des Unternehmens bewiesen. Es ist ein wahrer Segen, daß es damals noch nicht die Hilfsmittel der heutigen Technik gab, sonst wäre von den Pyramiden wohl nicht viel übriggeblieben.

Die wissenschaftliche Untersuchung der Pyramiden beginnt, wenn man keinen zu strengen Maßstab an den Begriff Wissenschaft anlegt, mit Herodot (484—425 v. Chr.). Denn der „Vater der Geschichtsschreibung", den man auch als den ersten Reiseschriftsteller größeren

Stils und den ältesten „Baedeker“ bezeichnen darf, hat zum erstenmal ausführlichere Mitteilungen über die Pyramiden gemacht, die er auf seinen ägyptischen Reisen an Ort und Stelle kennenlernte. Wenn Herodots Angaben auch nicht immer für durchaus zuverlässig gelten können — denn er ließ sich, bei aller Wahrheitsliebe, von den damaligen Dragomanen und sonstigen Ortsansässigen gleich den heutigen Reisenden mancherlei aufschwatzen und war für alles Anekdotenhafte sehr zugänglich — so sind sie zum großen Teil doch sicherlich zutreffend und jedenfalls immer interessant.

Auf Herodot hat besonders die Cheopspyramide, die zu seiner Zeit schon mehr als 2000 Jahre alt war, einen gewaltigen Eindruck gemacht. Nach seinem Bericht hätten 100 000 Menschen immer drei Monate lang daran gearbeitet. Das bezieht sich wohl nur auf die ungelernten Hilfskräfte und auf den Transport der Bausteine, die größtenteils vom östlichen Nilufer, vom Mokattam, stammten und in der dreimonatigen Überschwemmungszeit, während der die Feldarbeiten ruhten und die Kräfte der Bauern frei waren, zu Schiff von den Steinbrüchen direkt bis ans Pyramidenfeld befördert wurden. In den Steinbrüchen und an der Pyramide wurde von den Handwerkern vermutlich ununterbrochen gearbeitet. Herodot beschreibt den noch heute nachweisbaren, langsam ansteigenden Dammweg, auf dem man die Bausteine von den Nilschiffen bis zur Ostseite der Cheopspyramide schaffte. Die Vorarbeiten, zu denen auch die Anlage der unterirdischen Kammer gehörte, nahmen zehn Jahre in Anspruch, der eigentliche Bau erforderte weitere zwanzig Jahre. Herodots Mitteilungen über die Größenverhältnisse der Pyramide und ihrer Bausteine sind annähernd richtig. Über die Baumethode sagt er, daß die Pyramide terrassenförmig angelegt wurde. Nach jeweiliger Fertigstellung einer Stufenetage wurden die übrigen Steine mit Hebewerken hinaufgezogen, um eine der weiteren, sich immer mehr verjüngenden Etagen zu bauen. Mit dem Auflegen der polierten Verschalungssteine begann man nach Vollendung des Stufenbaues von oben, wie es aus technischen Gründen auch einleuchtend ist. „Mit ägyptischer Schrift“ — sagt Herodot — „war an der Pyramide verzeichnet, wieviel für Rettiche, Zwiebeln und Knoblauch für die Arbeiter ausgegeben worden war, und wenn ich den Dolmetscher, der

die Schrift übersetzte, richtig verstanden habe, wären das 1600 Talente [über 7 Millionen Mark] gewesen." Der Fremdenführer hat dem guten Herodot nach Art dieser Leute vermutlich einigen blauen Dunst vorgemacht, denn er ist wohl schwerlich imstande gewesen, die damals schon mehr als 2000 Jahre alte Hieroglyphenschrift, deren Kenntnis abhanden gekommen war, zu lesen.

Herodot war übrigens auch der erste, der die Pyramiden als Königsgräber bezeichnete.

Nach dem Einbruch des Kalifen Mamun haben die Kolosse von Giseh noch öfter unerwünschten Besuch erhalten. Als der italienische Reisende Belzoni zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in die Pyramide des Chefren eindrang, fand er in der Grabkammer einen mit Steingeröll angefüllten Sarkophag mit zerbrochenem Deckel, und als 1837 Colonel Vyse die Pyramide des Menkaurê untersuchte, zeigte es sich, daß der Sarkophag auch dort schon geplündert war; die Trümmer des Deckels lagen nebst Bruchstücken des Sarkophages in einer anderen Kammer. Der basaltene Sarkophag ist dann auf dem Transport nach England mit dem Schiff untergegangen. Großes Verdienst um die Pyramidenforschung erwarb sich später vor allen der deutsche Ägyptologe Richard Lepsius, der als Leiter der preußischen Expedition 1842—45 nicht weniger als dreißig vorher unbekannt gewesene kleine Pyramiden entdeckte.

* * *

Wir wollen uns nun selber auf Forscherpfade begeben und uns die Cheopspyramide von außen und innen einmal gründlich besehen. Leicht und bequem ist das Unternehmen allerdings nicht, es erfordert eine gewisse Elastizität und turnerische Gewandtheit. Wer unter der Bürde des Leibes seufzt oder zu Herzbeschwerden neigt, der sollte sich auf diese Experimente lieber nicht einlassen.

Wir wählen uns also eine recht frühe Morgenstunde, in der die Sonne noch nicht zur vollen Kraftentfaltung gelangt und die Luft noch von größter Klarheit ist. Daß wir uns für das Unternehmen nicht mit unserem schönsten hellen Renommieranzug schmücken, ist selbstverständlich, denn die Tour würde ihm sehr übel bekommen; das derbste Zeug, wie zu einer Bergbesteigung, ist das Zweckmäßigste.

Auf dem Pyramidenfelde erreicht uns zunächst das unvermeidliche Schicksal aller Besucher. Einer von den Beduinen, die jetzt durch das festere Zugreifen der Polizei viel von ihrer früheren Dreistigkeit verloren haben, schlängelt sich hochachtungsvoll ergebenst an uns heran, tut sehr geheimnisvoll und zieht aus dem Burnus eine Handvoll Skarabäen hervor, die in Stein geschnittenen, für Siegelringe bestimmten Ebenbilder des heiligen Mistkäfers, des Pillendrehers, einer immer echter als der andere. Durch die Vermittlung des Dragomans entwickelt sich ein lebhaftes Schachern. Kostenpunkt? Zwanzig Schilling das Stück, ein Schleuderpreis. Wie? Zu teuer? Nun, dann zehn Schilling, die Zeiten sind schlecht, auch in Ägypten. Immer noch zu teuer? „Aber lauf doch nicht weg, Efendi! Du wirst doch fünf Schillinge geben? Beim Leben des Propheten, der Stein kostet mir selber das Doppelte! Wieviel bietest du? Einen Schilling? O schwarze Kunde! Gott gebe dir Verstand, Efendi. Nein, geh nicht fort — da nimm! Ich kann dir so wenig etwas abschlagen wie meinem Bruder. Allah verdopple deine Güter und schenke dir hundert Jahre. Aber jetzt gib mir noch einen Backschisch."

Wir stecken den echt imitierten Skarabäus ein und überlegen im Weitergehen, welchen von unseren besten Freunden daheim wir damit glücklich machen werden.

Das Pyramidenfeld hat sich gegen die Zeit vor dem Kriege außerordentlich verändert. Überall wird von den Archäologen verschiedener Länder, auch deutschen, gegraben, freigelegt und geordnet. Auch an der Basis der Cheopspyramide zeugen große Aushöhlungen und Schutthaufen von der emsigen Minierarbeit. Es ist wahr: im Vergleich zu früher herrscht jetzt im weiten Umkreis eine musterhafte Ordnung. Aber den Nichtarchäologen überkommen bereits bange Fragen. Er denkt an warnende Beispiele, an gewisse Stätten Athens, Roms und anderer klassischer Orte, wo man auch so lange gegraben, freigelegt und geordnet hat, bis es gelungen ist, mit Mythe, Poesie und ähnlichem unwissenschaftlichen Allotria gründlich aufzuräumen. Soll es in Ägypten auch dahin kommen? Auf dem besten Wege dazu befindet man sich jedenfalls.

Die Cheopspyramide ist nicht das höchste, aber das massigste von allen Baudenkmälern der Erde und mit ihrer ursprünglichen Höhe von

146 Meter (jetzt sind es nach der Abbröckelung der Spitze nur noch 137) fast so hoch wie der Kölner Dom; die römische Peterskirche hätte bequem in ihr Platz, ohne die Außenflächen zu berühren. Jede der vier gleichmäßigen Seiten ist heute $227^1/_2$ Meter (früher 233) lang. Das Mauerwerk wird nach Abrechnung der verhältnismäßig geringfügigen Innenräume auf 2 560 000 Kubikmeter geschätzt, die sich auf ungefähr 2 300 000 rechteckige Blöcke aus nummulitischem Kalkstein von verschiedener Größe verteilen; sie sind in den untersten Schichten am größten und werden gegen die Spitze zu immer kleiner. Ein beschaulich veranlagter Kopf hat ausgerechnet, daß man aus der Steinmasse der großen Pyramide eine Mauer von zwei Meter Höhe rings um ganz Frankreich errichten könnte. Die so häufig gehörte Behauptung, daß die Blöcke ohne Mörtel zusammengefügt wären, trifft nicht durchgängig zu, wenigstens sind an der Basis deutlich rötliche Mörtelwülste sichtbar.

Gleich den anderen beiden großen Pyramiden war auch die des Cheops früher mit einer glatten, glänzenden Verschalung von polierten Granitplatten bekleidet; Herodot hat sie noch so gesehen, und an der Spitze der Chefrenpyramide ist ein Bruchteil des Mantels noch heute erhalten. Sonst sind die Verschalungssteine, wie schon erwähnt, von pietätlosen Händen abgetragen und verschleppt worden, und die Entblößung von diesem harten Schutzmantel verursachte eine allmähliche Verwitterung der obersten Schicht der verhältnismäßig weichen Kalksteinblöcke. Die reibende, mahlende Einwirkung des vom Winde aufgepeitschten Wüstensandes setzte ihnen so zu, daß sie an den Seitenflächen arge Beschädigungen aufweisen und zum Teil völlig zerstört sind. Ja, auch die Pyramiden sind sterblich! Ein Millimeter nach dem andern schwindet dahin, und wenn sich der langsame Verfall auch in ungeheuer langen Zeiträumen vollzieht, so mahnt er doch an die Wandelbarkeit aller Dinge von Menschenhand, selbst dieser Gebilde, die uns Symbole des Unvergänglichen dünken und die doch nichts sind als eine Sekunde der Ewigkeit.

Für die Besteigung der Cheopspyramide hat sich eine bestimmte Technik herausgebildet, deren bestrickenden Reiz wir sofort am eigenen Leibe verspüren werden. Genau betrachtet, ist der Ausdruck „Besteigung" stark übertrieben. Es sollte niemand mit der Behauptung prahlen,

er hätte die große Pyramide bestiegen — in Wirklichkeit ist er hinaufgezogen worden. Die Beduinen verstehen sich ausgezeichnet darauf. Zwei von ihnen klettern voran und ziehen den Pyramidenstürmer an den Armen auf jede neue Stufe empor, während ein dritter ihn hinten stützt und schiebt. Es läßt sich nicht sagen, daß diese Beförderungsart angenehm wäre und dem verehrten Publikum unten ein erhebendes Schauspiel böte. Man fühlt sich zum Warenballen, zum Mehlsack degradiert und verwünscht unterwegs mehr als einmal die ganze Geschichte. Zumal da die Herren Wüstensöhne es unter Ausnützung der eigenartigen Situation natürlich nicht unterlassen, ihrem wehrlosen Opfer zwischen Himmel und Erde ein Backschisch nach dem andern abzuschmeicheln. „Gentleman satisfied — up! Backschisch very good — up!" so tönt ihr schreiender Singsang von Stufe zu Stufe. Aber auch diese peinliche halbe Stunde vergeht, und wenn wir endlich keuchend, mit stark gerötetem Kopf und fliegendem Puls, auf der abgestumpften Spitze, die etwa zehn Meter im Quadrat mißt, angelangt sind, sehen wir uns für die Strapaze durch eine überaus herrliche, weite Aussicht belohnt.

Ehe das Auge noch Einzelheiten erfaßt, drängt sich uns bei einem Rundblick vorherrschend sofort der Gedanke auf: hier ist die Scheidelinie zwischen Sein und Vergehen, zwischen Leben und Tod. Nach der Seite des Nils hin, wo das befruchtende Element Leben schafft und Leben erhält, grünen die Fluren, ziehen sich Kanäle durchs Land, folgt Dorf auf Dorf, wachsen Palmen, Akazien, Lebbachbäume, Sykomoren, gedeihen Baumwolle, Zuckerrohr, Halmfrüchte aller Art, dort ist die immer von neuem fortzeugende unerschöpfliche Fülle. Und auf der anderen Seite, fast messerscharf vom Leben getrennt, dehnen sich, ins Unbegrenzte verloren, die graugelben heißen Sandflächen, Dünen und Klippen der Lybischen Wüste, herrscht mit drohendem Ernst und doch wieder seltsam lockend der Tod. Zu Füßen der Pyramiden aber, weithin gen Süden, bis Sakkarah und Dahschûr, reiht sich unter dem Sande Grab an Grab, der größte Totenacker der Erde, bewacht vom Sinnbild unserer Lebensrätsel, dem Sphinx.

Der Abstieg von der großen Pyramide ist keineswegs leichter und angenehmer als der Aufstieg. Die Wüstensöhne gönnen uns unten

eine Erholungspause, und dann geht es ins Innere des geheimnisvollen Bauwerks hinein.

Es ist wohl erlaubt, an dieser Stelle zuerst noch eine wenig bekannte historische Pyramidenanekdote einzuschalten, sind doch die Anekdoten von jeher das Interessanteste der Weltgeschichte. Danach hätte sich Napoleon I., damals noch General Bonaparte und Führer des französischen Expeditionskorps in Ägypten, hier einmal in größter Gefahr befunden. Und zwar nicht aus Anlaß eines kriegerischen Unternehmens, sondern eines — Liebesabenteuers. Er hatte, so wird erzählt, ein Stelldichein mit einer Dame in dem damals noch zugänglichen Einbruchsstollen des Kalifen Mamun verabredet. Trotz aller Heimlichkeit seines Tuns ist er dabei von Beduinen beobachtet worden, und als Bonaparte mit der Dame im Stollen verschwunden war, schlichen sie sich heran und verbarrikadierten den engen Eingang des Stollens in aller Eile mit Steinblöcken, die von innen her kaum entfernt werden konnten. Wäre nicht zu Bonapartes Glück im letzten Augenblick zufällig eine Schwadron berittener Jäger vorbeigekommen und hätte die Beduinen bei ihrem Anschlag überrascht, so wäre er nebst seiner Dame in dem Stollen wahrscheinlich elend zugrunde gegangen. Denn niemand hätte den Vermißten dort vermutet, und seine Hilferufe hätte man schwerlich gehört.

Also hinein in die Unterwelt! Im Vergleich zu den Peinlichkeiten dieses Unternehmens kommt uns die Besteigung der Pyramide jetzt allerdings wie die reine Vergnügungstour vor. Denn hier heißt es durch gespenstisch finstere, enge, muffige Gänge kriechen, klettern und rutschen, daß uns der Atem wegbleibt, der Schweiß ausbricht — es ist beinahe wie in einem jener bekannten Angstträume, in denen wir, ohne uns zur Wehr setzen zu können, den greulichsten Situationen preisgegeben sind. Mamuns Einbruchsstollen ist jetzt durch Schuttmassen verstopft und unzugänglich. In 15 Meter senkrechter Höhe über der Basis befindet sich das ehemals verdeckt gewesene richtige Eingangstor, das durch vier schräg gegeneinander stehende, giebelförmige Riesenblöcke gegen den ungeheuren Druck des Mauerwerks gesichert wird. Der ins Innere führende Gang ist etwas über ein Meter breit und noch keine $1^1/_4$ Meter hoch, so daß er also von einer

erwachsenen Person nur in kauernder Stellung passiert werden kann, was um so schwieriger ist, als er zunächst 19 Meter weit steil abwärts, dann auf unangenehm glattem Gestein 38 Meter steil aufwärts führt. Obendrein muß man sich noch bei der Stelle, wo Mamuns Einbruchsstollen in den Gang mündet, um den schon früher (S. 71) erwähnten, den Gang versperrenden Granitblock herumwinden, ein Experiment, das uns unsere nur sehr geringe Begabung zum Schlangenmenschen lebhaft bedauern läßt. Aus dem Gang gelangen wir in die große Halle und können uns nun, da sie $8^1/_2$ Meter hoch ist, aufatmend wieder recken und strecken. Am Anfang der Halle führt ein wagerechter Stollen in die leere sogenannte Königinkammer. Ferner zweigt sich an derselben Stelle ein Schacht (k) ab, der erst senkrecht bis zum felsigen Fundament, dann in mehrfachen Krümmungen zum untersten Gange (c) führt. Man vermutet, daß dieser Schacht von den im Innern tätigen Arbeitern nachträglich angelegt wurde, um ihnen den Ausgang zu ermöglichen, nachdem sie den Gang (f) durch große Steinblöcke von innen verstopft hatten.

Die ebenso wie der Gang steil nach oben führende große Halle ist anfangs etwas über 1 Meter, später reichlich 2 Meter breit; die Kalksteinblöcke der Wände zeigen außerordentlich feine Politur und sind so sorgfältig aneinandergepaßt, daß man kaum die Fugen wahrnimmt. Am Ende der Halle führt ein kleiner horizontaler Stollen erst in ein Vorgemach, dann in die sogenannte Königs- oder Grabkammer, die sich $42^1/_4$ Meter über der Grundfläche der Pyramide und etwas abseits ihrer Scheitellinie befindet. Das ist nun zweifellos der interessanteste Innenraum des Bauwerks, denn er soll ja die Gruft des Cheops gewesen sein. Die Wände der Kammer, die ungefähr $10^1/_2$ Meter lang und $5^1/_4$ Meter breit ist, sind mit Granit bekleidet. Über der Decke befinden sich zu ihrer Entlastung fünf übereinanderliegende Hohlräume, zu denen man mit Leitern hinaufgelangt.

Auch diese vornehmste Kammer der Pyramide weist nicht den geringsten künstlerischen Schmuck und keine Inschrift auf. Allerdings befindet sich in zwei der eben erwähnten Entlastungsräume über der Decke auf einigen Bausteinen der in roter Farbe gemalte Name Cheops, aber er ist zweifellos schon in den Steinbrüchen auf den Blöcken nur zu ihrer

Kennzeichnung angebracht worden. Den einzigen Inhalt der Kammer bildet die vielumstrittene, beschädigte Granittruhe, auch Sarkophag genannt, die ebenfalls weder Schmuck noch Inschrift aufweist. Bemerkenswert sind noch zwei sehr enge angebliche Luftkanäle, die von der Königskammer schräg aufwärts nach außen führen, der eine nach Süden, der andere nach Norden.

Ob die große Pyramide wohl noch andere Gänge und Kammern enthalten mag, deren Existenz uns bis heute verborgen geblieben ist? Es ist durchaus möglich, und vielleicht kommt der Tag, wo man sie durch Zufall entdeckt und in ihnen vielleicht auch Dinge findet, die über den wahren Zweck dieses rätselhaften Bauwerks endlich Aufschluß geben. Denn daß die Cheopspyramide rätselhaft ist und bleibt und daß wir uns mit der unbewiesenen Behauptung, sie wäre nichts anderes als das Grab des Cheops gewesen, nicht zufrieden geben können, das liegt für den kritischen Beobachter auf der Hand, und diese Tatsache mag es rechtfertigen, wenn im nachstehenden noch etwas näher darauf eingegangen wird.

* * *

Auf dem Pyramidenfelde, so erzählen die Eingeborenen, treiben die „Afrits", die Kobolde und Geister der Verstorbenen, ihr Wesen, und um die kleinste der drei Pyramiden webt und schwebt eine Mittagsgöttin, ein schönes Weib, das den einsam Wandelnden mit buhlerischen Künsten an sich lockt, mit ihm scherzt und kost und dann plötzlich in Luft zerstiebt, und wen sie betört hat, den hält es nirgends mehr, und er muß wie Ahasver ruhelos durch die Länder ziehen. Und um alle drei Kolosse und die Sphinx webt und schwebt etwas, das wie diese Mittagsgöttin den Menschen in einen unerklärlichen Zauber verstrickt; es liegen Rätsel zwischen den Pyramiden, die seit nahezu fünf Jahrtausenden der Lösung harren.

Der heutige Betrachter dieser ungeheuren Steingebilde wird von sehr widerspruchsvollen Gefühlen bewegt. Bei aller Bewunderung der Arbeitsleistung, die auch mit den Mitteln der modernen Technik kaum vollkommener durchgeführt werden könnte, ist er doch zu sehr ein Kind seiner Zeit, als daß er nicht das auffällige Mißverhältnis zwischen Kraftaufwand und Zweckdienlichkeit empfände. Die Tatsache, daß Zehn-

tausende von Menschen ein Durchschnittslebensalter hindurch arbeiten mußten, nur um der Nachwelt das steinerne Dokument des Größenwahns eines Pharaos zu hinterlassen, hat für unser Gefühl etwas Schwerverständliches, Peinliches. Und das ist ein neuer Grund, um die auch aus anderen Gründen gerechtfertigte Vermutung, daß es sich, zum mindesten bei der Cheopspyramide, doch um etwas anderes und etwas mehr als nur ein Grabmal handele, zu bestärken. Die Grabtheorie kann, wie vorhin schon gesagt, den kritischen Betrachter, der herkömmliche Behauptungen nicht ungeprüft übernimmt, nicht befriedigen.

Wäre die Cheopspyramide ein Grabmal, so müßte sie gleich den anderen Pyramiden den Sarkophag und die Mumie des Pharaos enthalten haben. Das war aber anscheinend niemals der Fall. Als Kalif Mamun seinen geschilderten Einbruch unternahm, fand er in der obersten Kammer, der sogenannten Königskammer, die noch heute darin befindliche Granittruhe ohne Deckel und Inschrift. Die Truhe, der angebliche Sarkophag, war leer. Nun wäre es allerdings wohl möglich, daß die Pyramide schon lange vor Mamun in alter Zeit Einbrechern zum Opfer gefallen ist, die außer den dort gefundenen Kostbarkeiten auch die Königsmumie geraubt und vernichtet haben, obwohl im Gegensatz zu zahlreichen andern beraubten Grüften, in denen die Spuren der angewandten Gewalt unverkennbar sind, in den sehr wohlerhaltenen, völlig intakten Innenräumen der großen Pyramide vieles gegen diese Annahme spricht. Aber selbst wenn man die Grabtheorie gelten läßt und es als zutreffend unterstellt, daß die Pyramide die Mumie des Pharaos enthalten hat, bleibt noch immer die begründete Vermutung übrig, daß das Bauwerk nicht ausschließlich ein Grabmal darstellt, sondern über diese Zweckbestimmung hinaus noch einen anderen geheimen Sinn in sich verbirgt.

Wenn die Pyramide nichts als ein Grab sein soll, wie konnte da Cheops, als er an ihren Bau heranging, wissen, daß er die zu dem Riesenwerk erforderlichen langen Jahrzehnte noch erleben würde? Gegen diesen Einwand richtet sich die Lepsiussche Theorie von dem allmählichen und jederzeit zum Abschluß zu bringenden Wachstum der Pyramide. Danach wären sie anfangs nur in kleinem Umfang, als

Mastabas mit Überbau, begonnen und dann fortwährend mit neuen Steinblockmänteln umlegt worden. Es war also immer eine fertige oder nahezu fertige Pyramide vorhanden, die gleichzeitig mit dem Älterwerden des Pharaos an Größe zunahm und, wenn der Herrscher sein Ende nahen fühlte, rasch zur Vollendung gebracht werden konnte. Je länger der Pharao regierte, desto größer wurde die Pyramide. Sie wuchs also von innen nach außen, und niemand wußte bei Beginn des Baues, welche Höhe und welchen Umfang sie schließlich erreichen würde.

Die Theorie leuchtet ein und mag auf alle anderen Pyramiden zutreffen, nur nicht auf die Cheopspyramide. Ein Blick auf den Vertikalschnitt (S. 72) genügt, um in diesem Fall die Unhaltbarkeit der Theorie zu erkennen. Aus der ganzen Lage der Innenräume, der Gänge und Kammern, und aus ihren Verhältnissen zueinander geht deutlich hervor, daß die Pyramide nicht durch Auflegen immer neuer Schichten allmählich entstanden sein kann, sondern daß sie nach einem von vornherein feststehenden Plan begonnen und sogleich für die Ausmaße, die sie wirklich erhielt, angelegt wurde. Auch in sonstiger Hinsicht ist der Vertikalschnitt recht interessant. Denn selbst dem Laien muß sogleich die ganz merkwürdig verzwickte, mit Zweckmäßigkeitsgründen nicht zu erklärende Anlage der Gänge und Kammern ins Auge fallen. Wäre die Aufgabe gestellt worden, etwas möglichst Unpraktisches und Widersinniges zu leisten, so hätte sie wahrlich nicht besser gelöst werden können als auf diese Weise. Warum sind die Gänge so übertrieben eng, warum so abschüssig bezw. steil? Welchen Zweck hat die große Halle, deren Schmalheit in keinem Verhältnis zu ihrer Höhe steht und wo der Fuß auf dem steil ansteigenden glatten Steinboden kaum festen Halt finden konnte? (Denn die jetzt vorhandenen Stufen sind erst in neuester Zeit zur Bequemlichkeit der Besucher ausgehauen worden.) Was sollen die fünf Hohlräume über der Königskammer? Zur Entlastung der Decke hätte ein einziger genügt, was so vortrefflichen Technikern wie den Erbauern der Pyramide sicherlich nicht unbekannt war. Die beiden angeblichen Luftkanäle scheinen eine andere Bedeutung zu haben, und vor allem muß die Lage der Gänge und Kammern zueinander stutzig machen. Sogar der wenig beachtete Arbeiterschacht, der

am Anfang der großen Halle nach unten führt und den Arbeitern, nachdem sie den Eingang zur Halle von innen verstopft hatten (was sie ebensogut oder noch besser auch von außen hätten besorgen können), angeblich zum Verlassen der Pyramide diente, gibt zu denken. Denn vernünftigerweise müßte der Schacht den ins Freie führenden Gang (c) auf kürzestem Wege zu treffen suchen, anstatt einen derartigen Haken zu schlagen, wie es der Fall ist.

Das sind nur einige der Fragen, die sich uns bei kritischer Betrachtung der Innenräume aufdrängen. Auch wenn man den bekannten Hang der ägyptischen Grabarchitekten zu allen möglichen Vexierkunststücken, die den Einbrecher in die Irre führen sollten, gebührend in Rechnung stellt, bleibt des Rätselhaften noch immer genug. Es gibt Dinge, denen man auf dem Wege des Gefühls näher kommt als mit der reinen Vernunft. Und gefühlsmäßig erkennt man, daß an diesem Bauwerk nichts gleichgültig oder nur zufällig ist und daß der scheinbare Mangel an Zweckmäßigem und logisch Begründetem seine tiefere Ursache hat. „Hier ist viel verschüttet", lautet ein nachdenkliches Goethewort. Auch in der Pyramide des Cheops und um sie herum liegt viel verschüttet, und zwar in einem etwas anderen Sinn als dem rein stofflichen.

Auf eine Frage möchte man gern eine Antwort haben, und da die Pyramide hartnäckig schweigt, ist es nur erklärlich, daß grübelnde Köpfe auf ihren eigenen Wegen und nach ihrer Methode Antwort zu erhalten suchten. Schon in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts haben zwei englische Pyramidenforscher, der Astronom Piazzi Smith und John Taylor, Verlagsbuchhändler der Universität London, in umfangreichen Arbeiten den Nachweis zu führen gesucht, daß in die Maße und Zahlen der Cheopspyramide eine Fülle von mathematischem und astronomischem Wissen hineingeheimnißt worden sei. In seinem fesselnden Kulturroman „Der Kampf um die Cheopspyramide" hat später Max Eyth, der unvergeßliche deutsche Ingenieur, den ganzen Komplex dieser Fragen auf Grund der Feststellungen Smiths und Taylors frei behandelt, ohne selber kritisch dazu Stellung zu nehmen. Dann ist noch vielerlei pro et contra darüber veröffentlicht worden; unter den neuesten Arbeiten ist die umfangreichste das Buch von

Fritz Noelting: „Die kosmischen Zahlen der Cheopspyramide, der mathematische Schlüssel zu den Einheits-Gesetzen im Aufbau des Weltalls."

August Strindberg, dessen dichterische Persönlichkeit eine merkwürdige Synthese von schroffem Naturalismus, exakter Forschung und mystischer Grübelei darstellt, sagt in seiner Erzählung „Die ägyptische Knechtschaft": „Laß uns die Pharaonengräber betrachten, die, abgesehen von dem sichtbaren Zweck, Gräber zu sein, auch eine geheime Aufgabe haben, nämlich die, in Zahlen und Maßen zu verbergen, was die Weisen über Sibus [der Erde] und Nuits [des Himmels] gegenseitige Beziehungen erforscht hatten." Einige der höchst auffälligen, von Smith und Taylor gefundenen Zahlen und Maße sind schon interessant genug, um hier in knappstem Auszug wiedergegeben zu werden.

Daß die vier Seiten der Cheopspyramide, wie auch der anderen Pyramiden von Giseh, genau nach den Himmelsgegenden orientiert sind, wurde bereits erwähnt. Nach den Berechnungen von Smith und Taylor soll sich nun der Umfang der Cheopspyramide zu ihrer doppelten Höhe wie 3,14159 : 1 verhalten. Damit wäre die merkwürdigste Zahl, welche die Mathematik kennt und die bei dem berühmten Problem der Quadratur des Zirkels eine so große Rolle spielt, die Zahl Pi (π), bis zur fünften Dezimalstelle richtig wiedergegeben. Pi ist die Zahl, mit der man das Quadrat des Halbmessers eines Kreises multiplizieren muß, um den Kreisinhalt zu ermitteln. Wenn man bedenkt, daß erst 2500 Jahre nach der Erbauung der großen Pyramide Euklid und Archimedes die ersten Versuche zur Ermittlung der Zahl Pi machten und daß diese Zahl weitere reichlich 2000 Jahre später annähernd genau berechnet wurde, so ständen wir also — die Verläßlichkeit von Smiths und Taylors Feststellungen vorausgesetzt — vor der überraschenden Tatsache, daß der Errichter der Cheopspyramide eine mathematische Formel kannte, um deren Ermittlung in den folgenden nahezu fünf Jahrtausenden die besten Mathematiker der Welt bemüht waren. Wer sich gegen diese Annahme sträubt, könnte höchstens an einen Zufall glauben; aber der Glaube an ein zufälliges Zusammentreffen zweier zusammenhangloser Zahlen mit einer Genauigkeit, die bis zur

fünften Dezimalstelle reicht, wäre doch noch kühner als die Hypothese vom überlegenen mathematischen Wissen der alten Ägypter.

Beim Suchen nach der Maßeinheit, auf der die Abmessungen des Bauwerks beruhen, ermittelten die Forscher eine Einheit, die sie den Pyramidenmeter nannten und die offenbar allen Verhältnisziffern der Gänge und Kammern zugrunde liegt. Sie erhielten diese Einheit, indem sie die doppelte Seitenlänge der Pyramide in 365,24 Teile zerlegten, d. h. in so viele Teile, wie das Jahr Tage zählt. Der Pyramidenmeter mißt 0,635 Meter unseres Maßsystems und stellt genau den zehnmillionsten Teil des Polarhalbmessers der Erde dar. Von der Tatsache ausgehend, daß in den Formen und Verhältniszahlen der Pyramide die Zahl 5 und ihr Mehrfaches eine auffallende Rolle spielen, teilten die Forscher den Pyramidenmeter in 5 × 5 = 25 Teile und erhielten so ein Maß, das sie den Pyramidenzoll nannten und das ebenfalls in den sonderbarsten Beziehungen zu den Abmessungen der Pyramide steht. Der Inhalt der Granittruhe, des vermeintlichen Sarkophags, soll genau den fünfzigsten Teil des Inhalts der ganzen Königskammer bilden, wonach also die Truhe nichts anderes als die körperliche Festlegung von Raumbestimmungen, ein Normalhohlmaß, wäre. Multipliziert man die Höhe der Pyramide mit einer Milliarde, so drückt diese Zahl annähernd genau den mittleren Abstand der Erde von der Sonne aus. Die beiden angeblichen Luftkanäle, die vom Boden der Königskammer unter verschiedenen Neigungswinkeln durch die Steinmassen nach außen führen und, vom technischen Standpunkt aus betrachtet, höchst unzweckmäßig angelegt wären, erscheinen in wesentlich anderem Licht, wenn man erfährt, daß sie zur Beobachtung der Winter- und Sommersonnenwende dienen konnten. Auch bei anderen Gängen werden die eigentümlichen Lagen- und Richtungsverhältnisse von Smith und Taylor in gewisse Beziehungen zu kosmischen Zahlen gebracht.

Damit sind aus dem reichen Material der beiden Forscher und ihrer Nachfolger nur einige wenige Tatsachen, die sie festgestellt zu haben glauben, wiedergegeben. Der Zweifler wird aber fragen: Warum in aller Welt hat der Erbauer der Pyramide sein erstaunliches Wissen auf diese schrullenhafte Weise in sein Bauwerk hineingeheimnißt, anstatt

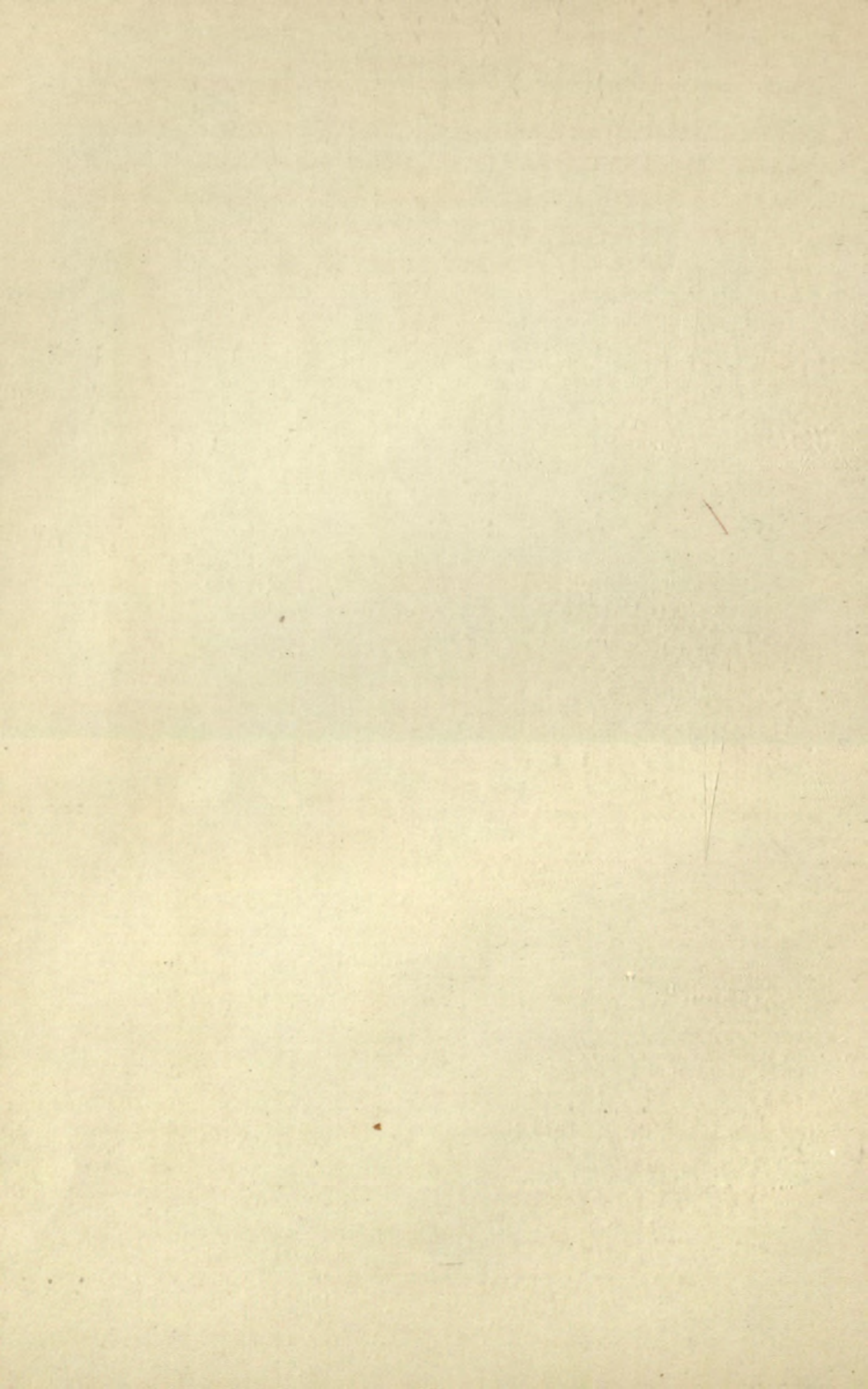
es, wie es im Interesse der Wissenschaft und des Fortschritts gelegen hätte, durch offenes Hervortreten zum Allgemeingut zu machen?

Darauf ließe sich etwa folgendes erwidern: Die tiefere Erkenntnis der Dinge beschränkte sich bei den alten Ägyptern auf einen sehr kleinen, geflissentlich engbegrenzten Kreis, dem es durchaus nicht darum zu tun war, das Wissen zum Allgemeingut des Volkes zu machen, sondern der im Gegenteil ängstlich danach trachtete, es vor der profanen Menge wie ein religiöses Geheimnis zu hüten. Religion und Wissenschaft gingen Hand in Hand, und wie sich der religiöse Kult mit den seltsamsten Mysterien umgab, so gefiel sich auch die Wissenschaft darin, sich mit dem Mantel des Geheimnisses zu umhüllen. Aus dieser geistigen Verfassung heraus läßt es sich wohl erklären, wie der Pyramidengedanke im engsten Kreis der Adepten allmählich greifbare Gestalt annahm und was sie dazu veranlaßte, ihr ungewöhnliches, als Geheimnis gehütetes Wissen in den Abmessungen des Bauwerks niederzulegen. Es wäre auch keineswegs unmöglich, daß selbst der königliche Bauherr, der Pharao, von diesen Absichten und dem Nebenzweck, dem das anscheinend nur zu seiner persönlichen Verherrlichung bestimmte Baudenkmal dienen sollte, nichts ahnte. Was nun schließlich den Hang zum Okkulten, zu Mysterien und Mystifikationen betrifft, so braucht man wahrlich kein Bedenken zu tragen, ihn bei den alten Ägyptern als so stark wie nur möglich einzuschätzen. Dafür spricht schon der ganze höchst verwickelte und mysteriöse Totenkult. Wie wenig aber die Ägypter mit diesem Hang allein dastehen, das ließe sich aus dem Geistesleben aller Völker und Zeiten, aus der Literatur und Kunst der ganzen Welt, durch zahllose Beispiele belegen, die vom Urbeginn über Shakespeare und Goethe und über das Freimaurertum und andere Geheimgesellschaften hinweg bis zur Gegenwart führen.

Mögen Smith und Taylor samt ihren Anhängern in ihren Folgerungen vielleicht auch zu weit gegangen sein, so scheint es doch keinem Zweifel zu unterliegen, daß in der Cheopspyramide neben der sichtbaren Bedeutung noch eine okkulte verborgen liegt und daß es deshalb völlig berechtigt ist, von ihrem Rätsel zu sprechen. Sollen wir aber die Lösung des Rätsels wirklich ersehnen? Ist es nicht schöner, die Pyramide auch weiterhin als ein Symbol der tausend Lebensrätsel betrachten



Cheopspyramide und Sphinx



zu dürfen, ahnend nur das Unergründliche, ehrfurchtsvoll das Gewaltige zu empfinden? Wie über Menschheit und Schicksal erhaben, ragen die grauen Kolosse ins Himmelslicht, und ihren Ewigkeitswert drückt das arabische Sprichwort aus: „Alles fürchtet sich vor der Zeit, aber die Zeit fürchtet sich vor den Pyramiden."

Viertes Kapitel

Der Nährvater Ägyptens, der Nil

Ohne Nil kein Ägypten. — Er ist der Ernährer des Landes, der Regulator des ganzen ägyptischen Lebens. — Die häßlichen und mageren Kühe im Traume des Pharao. — Das Geheimnis der Nilquellen. — Wasser, die Frage aller Fragen Ägyptens. — Stufen der Hochwasserflut, ihre Schwankungen. — Alte Bewässerungssysteme. — Die erste Barrage, ein Unternehmen mit Hindernissen. — Der Staudamm von Assuan und seine Nebenstauwerke. — Die neue Talsperre von Sennar bei Khartum. — Ägypten ist vom Sudan abhängig.

Im Vatikanischen Museum in Rom befindet sich die berühmte antike Marmorgruppe des Nils, die römische Kopie eines Meisterwerkes der alexandrinischen Kunst. Sie zeigt einen kraftvoll gebauten, bärtigen Flußgott in gemächlich liegender Stellung an eine Sphinx gelehnt; Ähren und Früchte weisen auf den Segen des befruchtenden Wassers hin. Sechzehn kleine Putten umspielen den athletischen Leib. Sie sollen die sechzehn Ellen bedeuten, die der Nil anschwellen mußte, um das Land überfluten zu können, und deshalb klettern die Putten auch, lebendige Pegelstandanzeiger, am Körper des Gottes in verschiedener Höhe herum.

Ohne den Nil gäbe es kein Ägypten, das ganze Land ist ein Geschenk des Stromes. Lang ist sein Weg. Seine leichtgefärbte Flut, die der Bauer ohne Bedenken trinkt, deren Wohlgeschmack und köstliche Frische er preist, kommt aus den verborgensten Tiefen Afrikas. Sie hat so viele Ufer bespült, so viele Völker gesehen, sie ist die Mutter des Landes, die große Ernährerin. Was sie zur Überschwemmungszeit mit ihrem Schlamm überzieht, das grünt und treibt Früchte, und wo sie nicht hinkommt, dort ist es wüst und leer.

Der Name Nil ist arabischen Ursprungs, die alten Ägypter nannten in Jeder-o, d. h. Großer Fluß. Er ist der zweitgrößte Strom der Erde und durchmißt von dem entferntesten Quellfluß Kagera, der nördlich vom Tanganjikasee entspringt, bis zum Mittelmeer eine Strecke von 6400 Kilometer; sein Stromgebiet wird auf annähernd 3 Millionen Quadratkilometer berechnet. Zu den vielen Eigentümlichkeiten des Nils gehört es, daß er auf seinem ganzen Lauf durch Nubien und Ägypten keinen einzigen Nebenfluß aufnimmt; der letzte, den er empfängt, ist der aus Abessinien kommende, unterhalb von Khartum in den Nil mündende Atbara. Dieser völlige Mangel an Zuflüssen auf einer Endlaufstrecke von nahezu 2000 Kilometer macht es erklärlich, weshalb der Nil in Ägypten bei weitem nicht die Wasserfülle zeigt, die man von einem so gewaltigen, im Innern Afrikas von mächtigen Seen und Nebenflüssen gespeisten Strome erwarten sollte. In dieser Hinsicht schneidet der Nil in seinem unteren Lauf im Vergleich zum Amazonenstrom oder Mississippi und sogar zu vielen erheblich kleineren Flüssen auffallend schlecht ab. Aber das hat seinen ganz natürlichen Grund: er verliert eben auf dem langen Wege von der Atbaramündung bis zum Meer, einem Wege, der ununterbrochen durch Wüste führt, durch Einsickerung und Verdunstung ganz enorme Wassermengen, außerdem wird ihm in Ägypten auch durch die zahlreichen ins Schwemmland abzweigenden Kanäle viel Wasser entzogen. So erklärt es sich, daß der Nil, wenn er auch von recht stattlicher Breite ist, in Ägypten im allgemeinen doch nicht den majestätischen Anblick gewährt, den z. B. die sehr viel kleineren russischen Ströme bieten. Er ist bei Luksor 400, bei Siût 840 und vor dem Eintritt ins Delta, kurz vor seiner Teilung in die beiden Mündungsarme, etwa 1000 Meter breit, gleicht also im Durchschnitt darin dem Rhein, der, obwohl gegen den Nil sonst nur ein winziger Zwerg, schon bei Köln 522, bei Emmerich nahezu 1000 Meter Breite hat. In ästhetischer Hinsicht bedeutet die relativ geringe Breite des Nils keinen Nachteil, sie steht im richtigen Verhältnis zur Schmalheit des Niltales, dessen kultiviertes Schwemmland nur gelegentlich breiter als 20 Kilometer, oft aber viel schmäler ist, und mildert so auch, da man überall beide Ufer zugleich überblicken kann, die Eintönigkeit des Landschaftsbildes.

Es läßt sich denken, daß ein Strom wie der Nil, der Strom Ägyptens, als Befruchter und Ernährer des Landes, sowie auch, dank dem Kreislauf und Rhythmus seiner Überschwemmungsfristen, als Zeiteinteiler und Regulator der ganzen Existenz dieses Ackerbauvolkes, die Einbildungskraft seiner Anwohner in hohem Maße beschäftigt hat. Denn das Einzigartige der Rolle, die der Nil in Ägypten spielt, mußte auch dem simpelsten Bauer zum Bewußtsein kommen. Die atmosphärischen Niederschläge sind hier so gering, daß sie für die Landwirtschaft so gut wie gar nicht ins Gewicht fallen. Alles für die Kulturen benötigte Wasser lieferte und liefert noch heute der Nil. Und blieb einmal die Höhe der Überschwemmungsflut erheblich hinter den benötigten sechzehn Ellen zurück, so bedeutete das unzulängliche Bewässerung der Felder, Mißernte, Not, die „häßlichen und mageren Kühe" im Sinne des Traumgesichts des Pharao, von dem die Bibel erzählt. Das fühlte ein jeder in Ägypten, daß sein Alles, sein Hab und Gut, von der Gnade dieses Stromes abhing, und so ergab es sich denn ganz von selbst, daß man im Nil beinahe so gut wie in der Sonne die schicksalsgewaltige, lebenspendende Naturkraft erblickte. Er war der Gegenstand göttlicher Verehrung, und man beging im Juni den Beginn des Steigens der Flut — das, wie die Priester lehrten, durch das Weinen der Isis in den Nil verursacht wurde — mit großen Festlichkeiten. Diese uralten Nilfeste haben sich bis zum heutigen Tage erhalten. Sie beginnen in der Nacht vom 17. zum 18. Juni. Unzählige Menschenmassen verbringen diese Nacht an den Ufern des Stromes. In Kairo begann vor der Stromregulierung das langsame Steigen des Nils gewöhnlich am 21. Juni, am 3. Juli wurde dann in den Straßen der Hauptstadt von eigens dazu angestellten Leuten unter gewissen religiösen Zeremonien der Pegelstand ausgerufen. Die Feste erreichten zugleich mit dem Pegelstand ihren Höhepunkt zwischen dem 6. und 19. August; dann wurde nach ehrwürdiger Überlieferung der „Durchstich des Dammes" gefeiert, obwohl ein Dammdurchstich in Wirklichkeit längst nicht mehr erfolgte.

Die große Verehrung, die der Nil bei den alten Ägyptern genoß, hat auch in der damaligen Poesie ihren Niederschlag gefunden. Eine der Hymnen, die auf uns überkommen sind, beginnt — nach der Übertragung von Professor Dümichen — folgendermaßen:

„Anbetung dir, o Nil!

Der du dich offenbart hast diesem Lande, in Frieden kommend, um Ägypten zu beleben

Verborgener, der du bringst, was finster ist, zum Licht, wie deinem Willen immer es beliebt.

Der du die von Ria erschaffenen Fluren mit Wasser überziehst, um zu ernähren die gesamte Tierwelt.

Du bist es, der das Land tränkt überall,
Du, des Brotes Freund, Getreidespender!"

In dieser Hymne wird der Nil „Verborgener" genannt, was soviel wie „Geheimnisvoller" bedeutet und eine Anspielung auf den rätselhaften Ursprung des Stromes ist. Sicherlich haben bereits die altägyptischen Gelehrten den Nil zum Gegenstand näherer Forschungen gemacht und sich mit der Frage nach seinem Ursprung beschäftigt, die mit der Frage nach der Ursache seines regelmäßigen An- und Abschwellens eng zusammenhing. Die Handelsbeziehungen Ägyptens reichten schon in den ältesten historischen Zeiten sehr weit. Von den zahlreichen Kriegszügen der Ägypter gegen die äthiopischen Stämme am oberen Nil und den mannigfachen Rassen, mit denen sie es dabei zu tun hatten, legt eine Unmenge von bildlichen Darstellungen Zeugnis ab. Wie durch Kulturspuren bekundet wird, reichte der ägyptische Einfluß zeitweilig bis zum Zusammenfluß des Weißen und des Blauen Nils, also bis zum heutigen Khartum, aber zweifellos sind ägyptische Händler weiter, bis Abessinien und in den Sudan hinein, vorgedrungen. In der Spätzeit, von 663 vor Christus an, der Zeit einer neuen Blüte, war das geographische Interesse in Ägypten besonders rege. König Necho (um 600), der den ersten nachweisbaren Versuch machte, eine Kanalverbindung zwischen dem Roten Meer und dem Nil und dadurch auch mit dem Mittelmeer herzustellen, aber aus außenpolitischen Gründen das begonnene Werk wieder einstellte, war auch der Anreger der kühnen ersten Umschiffung Afrikas von Ost nach West. Zwar läßt sich die Tatsache dieser Reise, die auf Nechos Befehl von phönizischen

Schiffen in dreijähriger Fahrt ausgeführt worden sein soll, historisch nicht feststellen, aber manche Umstände sprechen dafür, daß ägyptisch-phönizische Seemänner jener Zeit mindestens bis zum heutigen Portugiesisch-Ostafrika gelangt sind.

Trotz aller lebhaften, weit in die Ferne führenden Geschäftigkeit haben die Ägypter die großen innerafrikanischen Seen offenbar nicht gekannt, und demnach auch nicht die wahre Herkunft des Nils. Ihre Mythe verlegte den Ursprung in die Unterwelt, aus welcher der Strom beim Katarakt von Assuan an die Oberwelt kam. Diese auf die ältesten Zeiten zurückgehende Vorstellung wurde trotz ihres Widersinns noch beibehalten, als die Ägypter den Nil auch oberhalb der Stromschnellen von Assuan bis tief nach Nubien hinein kennengelernt hatten. Auch die griechischen Geographen kannten den Nil nur innerhalb der Grenzen des ägyptischen Reiches. Herodot (um 450 v. Chr.) hatte vom Oberlauf des Stromes ganz irrige Vorstellungen, die Existenz des Blauen Nils war ihm unbekannt, und den Ursprung des Nils vermutete er im Westen Afrikas. Eratosthenes (276—196 v. Chr.), von dem man zum erstenmal den Namen der Nubier hört, kann den Nil nur bis Khartum genau beschreiben. Das erste planmäßige Unternehmen zur Erforschung des oberen Nils ging im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung vom Kaiser Nero aus. Die von ihm ausgeschickte Expedition verfolgte den Weißen Nil so weit, bis gewaltige pflanzenerfüllte Sümpfe ein weiteres Vordringen unmöglich machten. Das war zweifellos dort, wo der Gazellenfluß (Bahr el Ghazal) in dem mit Grasinseln durchsetzten sumpfigen See Mokren el Bohur in den Weißen Nil mündet und wo die Forschung auch noch bis in die neueste Zeit hinein auf unüberwindliche Hindernisse stieß. Ptolemäus (um 150 v. Chr.) hatte aber bereits Kunde von den großen innerafrikanischen Seen, hinter die er das geheimnisvolle „Mondgebirge" (vielleicht Kilimandscharo, Kenia usw.) verlegte. Er wußte, daß der Nil von den großen Seen her kam, und er verdankte diese Kenntnis wahrscheinlich den Handelskarawanen, die aus dem innersten Afrika nach Norden zogen. Wie lebhaft das Interesse der Griechen und Römer für die Nilforschung war, aber für wie undankbar sie die Beschäftigung mit diesen Aufgaben auch hielten, geht aus der sprichwörtlichen Redensart „caput Nili quaerere"

(die Nilquelle suchen) hervor, was bedeuten soll: sich an die Ausführung von etwas Unmöglichem machen.

Erst im vorigen Jahrhundert wurden die Forschungen nach dem Ursprung des Nils mit allem Ernst wieder aufgenommen. Der ägyptische Vizekönig Mohammed Ali schickte 1839 eine Expedition aus, und 1841 drangen drei französische und ein deutscher Forscher gemeinschaftlich bis zum fünften Breitengrad vor. Zahlreiche andere Reisende folgten ihnen nach, bis 1863 die Engländer Speke und Grant als erste Weiße die großen Nilseen zu Gesicht bekamen. 1876 fand dann Stanley die Flüsse, die den Victoria-Nyansa speisen, und der größte von ihnen, der Kagera, der demnach als der Quellfluß des Nils anzusehen ist, wurde in neuester Zeit von Baumann, Ramsay und Kandt bis zu seinem Ursprung verfolgt. Das früher für unmöglich Gehaltene war nun doch möglich geworden und das Geheimnis der Nilquelle endlich enthüllt.

* * *

Da also von jeher das Wasser die Frage aller Fragen in Ägypten war, wurde schon in den ältesten Zeiten viel Scharfsinn auf die Lösung der Aufgabe verwendet, das Nilwasser den Äckern in möglichst gleichmäßig und nachhaltig wirkender Gestalt zuzuführen. Denn nicht einmal zur Zeit das höchsten Pegelstandes überschwemmte der Strom seine ganzen Uferlandschaften, vielmehr bedurfte es dazu eines künstlichen Bewässerungssystems, dessen Zweck es war, die Flut überall dorthin zu leiten, wo man sie brauchte, sie so lange auf den Äckern zurückzuhalten, bis der befruchtende Schlick sich in genügender Menge abgelagert hatte, und das Land von den Launen des Nils, den Schwankungen der Fluthöhe, nach Möglichkeit unabhängig zu machen.

Die ausgeprägte Gesetzmäßigkeit, die im alljährlichen Steigen und Fallen des Stromes zum Ausdruck kam und die sich in derartig festgelegten Bahnen bewegte, daß man die einzelnen Phasen des Naturereignisses fast auf den Tag genau voraussagen konnte, mußte den denkenden Menschen vor die Frage stellen, auf welchen natürlichen Voraussetzungen diese wunderbare Regelmäßigkeit beruhte und wie man sich die Abweichungen von der Regel, besonders die unzulängliche oder die übermäßige Wassermenge der Flut, zu erklären hatte. Daß

so scharfe Beobachter der Natur wie die alten Ägypter die Ursachen der in ihre ganze Existenz tief eingreifenden Erscheinungen zu ergründen suchten, unterliegt wohl keinem Zweifel; aber da sie den Nil nur bis zum Punkt seiner Aufnahme des Blauen Nils, also bis zum heutigen Khartum, genau kannten und vom Oberlauf des Stromes im Sudan nur unklare Vorstellungen hatten, sind ihnen die wahren Gründe des An- und Abschwellens sowie der Unregelmäßigkeiten verborgen geblieben. Wo es an natürlichen Erklärungen fehlt, sucht der Mensch sie gern im Übernatürlichen, und so ergab es sich ganz von selbst, daß auch hinter den wechselnden Zuständen des Nils, wie hinter so vielen anderen rätselhaften Dingen, die unsichtbare starke Hand einer im allgemeinen wohlwollenden, aber zeitweilig zürnenden Gottheit gesucht wurde.

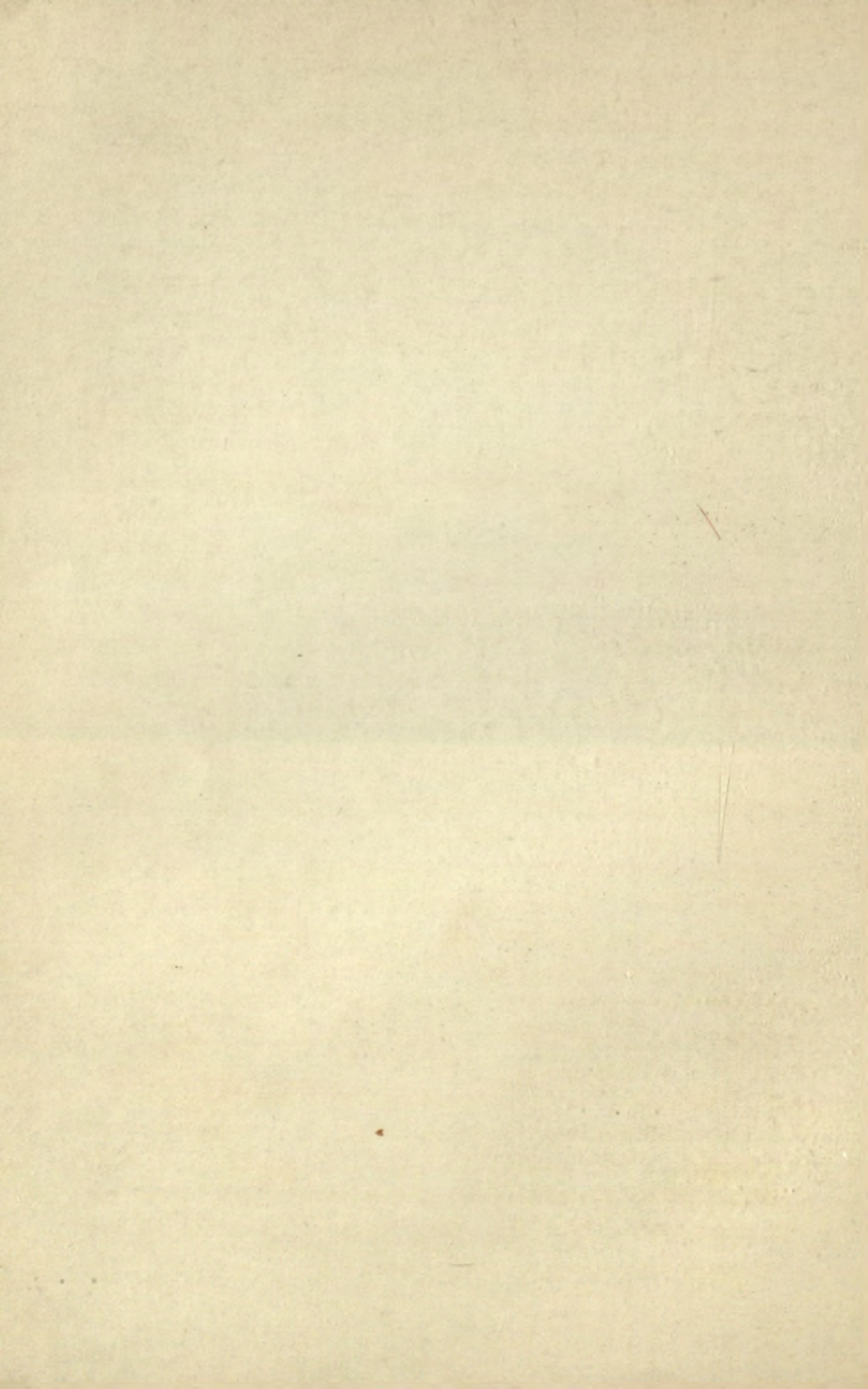
Für uns sind diese Fragen längst keine Rätsel mehr. Ihre Erklärung liegt in den atmosphärischen Verhältnissen der Quellgebiete, also beim Hauptstrom, dem Weißen Nil, in der Äquatorialgegend der großen Seen, und beim Hauptzufluß, dem Blauen Nil, in Abessinien. Wenn im Frühjahr im innerafrikanischen Seengebiet die Sonne im Zenit steht — in Abessinien erst später — beginnt die tropische Regenzeit mit ihren ungeheuren Niederschlägen. Von allen Seiten ergießen sich die Wassermengen des riesigen Stromgebietes in den Quellfluß und in die Nebenflüsse des jungen Nils, so daß dieser bald rapid anschwillt. Beim Eintritt des Stroms in den Sudan, bei Gondokoro, beginnt die Schwelle des Nilwassers im April, das erste Hochwasser erreicht Anfang Mai Khartum und wird hier durch die ebenfalls sehr bedeutende Wasserflut des Blauen Nils verstärkt, Anfang Juni machte sich (vor dem Bau des Staudammes von Assuan, der jetzt den Nil reguliert) die Schwelle in Oberägypten bemerkbar und Ende Juni erreichte sie Kairo. Den ganzen Juni hindurch hatte die Trockenheit des Nils in Kairo ihren höchsten Grad erreicht. In dem halbausgetrockneten Bett schleppte sich der Strom mühselig dahin, seine tägliche Wassermenge entsprach dann noch nicht einmal einem Sechstel der täglichen Wassermenge der Donau bei Budapest. Das ging so drei bis vier Wochen lang, bis gegen Ende des Monats allerlei Anzeichen auf die bevorstehende Schwelle hindeuteten, deren Herannahen natürlich von Etappe zu Etappe



Dahabijehs an der Großen Nilbrücke in Kairo



Touristendampfer auf dem Nil



telegraphisch gemeldet wurde. Das Wasser zeigte eine eigentümliche Verfärbung, erst einen Stich ins Grünliche, dann ins Rotgelbe, und begann zunächst ganz langsam zu steigen und stärker zu strömen. In den ersten Tagen betrug die Zunahme nur 1 bis 3 Zentimeter täglich, dann aber in immer schnellerem Tempo bis zu 50 und 60 Zentimeter. Die jetzt dunkelgelben, stark mit Schlick gesättigten Wogen durchströmten das Flußbett und überfluteten das Überschwemmungsland. In der ersten Hälfte des Oktober erreichte der Nil bei Kairo den höchsten Stand, der mit 6 Meter normal, mit 5 Meter zu gering und mit 7 Meter gefährlich hoch war, und begann dann nach sieben bis acht Wochen, Ende November, wieder allmählich abzuschwellen.

Man hat die Schwankungen in der Flutwassermenge früher auf die mehr oder minder große Ergiebigkeit der tropischen Regenfälle zurückgeführt. Aber die Menge dieser Niederschläge scheint ziemlich konstant zu sein, und man sucht deshalb neuerdings die Ursachen hauptsächlich in jener merkwürdigen Sumpfgegend im Sudan bei der Mündung des Gazellenflußes in den Nil. Dieses Gebiet hatte, wie bereits erwähnt wurde, wegen seiner schweren Zugänglichkeit der Forschung von jeher die größten Hindernisse bereitet. Auf einer Strecke von 640 Kilometer Länge zieht sich hier der Nil zwischen unermeßlichen Niederungen und großen flachen Seen hin, in denen eine Wasser- und Sumpfvegetation von überschwänglicher Üppigkeit gedeiht. Es bilden sich auf der Oberfläche ganze Inseln riesigen Umfangs von Papyrusdickichten und anderen tropischen Gewächsen, und diese Inseln werden dann teils von der Strömung teils vom Winde bald hierher, bald dorthin getrieben, um sich an manchen Stellen schließlich dermaßen zu häufen und ineinander zu verkeilen, daß sie, ähnlich wie die Eisbarren der Polargebiete, jedes Vorwärtskommen zur Unmöglichkeit machen und die Schiffahrt auf dem Strom oft monatelang völlig lahmlegen. Für gewöhnlich pflegt die angeschwollene Flut des Nils zur Hochwasserzeit die Hindernisse zu sprengen und fortzuschwemmen, in manchen Jahren aber stauen sich, durch immer neue darüber getürmte Pflanzen- und Schlickmassen verstärkt, die Vegetationsinseln in endloser Reihe zu derartig mächtigen und beinahe wasserdichten Dämmen auf, daß sie das Strombett gänzlich verstopfen und den Nil zwingen, sich einen Ausweg in die

Niederungen hinter den Ufern zu suchen. Dann ergießt sich die Flut in die ungeheuren Ebenen des ganzen Gebietes, wo sie unter der Einwirkung der glühenden Sonne allmählich versumpft oder verdampft, und das in Ägypten sehnlich erwartete Hochwasser ist, da es dann nur vom Blauen Nil geliefert wird, viel zu gering, um für die Überschwemmung und Befruchtung der Äcker auch nur im entferntesten zu genügen.

Waren sich die alten Ägypter auch über die Ursachen des Hochwassers nicht ganz im klaren, so ging ihr Bestreben doch schon frühzeitig dahin, sich durch eine planmäßige Wasserwirtschaft von den Launen des Stroms nach Möglichkeit frei zu machen und den Nil gewissermaßen zu zähmen. Schon Menes, der erste geschichtlich nachweisbare Herrscher Ägyptens, der Begründer von Memphis, soll dort einen Hochflutkanal angelegt haben. Amenemhet III. schuf zur Blütezeit der Pharaonen das umfangreiche Bewässerungssystem des Fajums und speicherte im Mörissee, dem ersten großen Staubecken, das Nilwasser zur Überschwemmungszeit auf, um es bei Beginn der Trockenzeit durch allmähliches Öffnen der Dämme den kleineren Bewässerungskanälen zuzuführen. Der Mörissee galt im Altertum für eines der vielen Weltwunder. Herodot berichtet darüber:

„Welch gewaltiges Werk auch das Labyrinth [die Pyramide von Hawara] ist, so stellt sich der in seiner Nähe befindliche Mörissee doch als ein noch größeres Wunder dar. Denn sein Umfang beträgt 3000 Stadien, geradesoviel als die Küstenstrecke Ägyptens. Seine Tiefe ist 50 Klafter [80 Meter] und er ist von Händen gemacht. Mitten im See sind zwei Pyramiden, jede derselben 50 Klafter über das Wasser hervorragend, auf deren Spitze sich thronende Kolosse befinden. Das Wasser des Sees kommt nicht aus der Erde, sondern ist in einem Kanal vom Nil aus hingeleitet. Sechs Monate lang fließt es hinein, sechs Monate lang fließt es wieder heraus, in den Nil zurück."

Nach neueren Forschungen scheint es aber, als ob Herodots Bericht, wie in manchen anderen Fällen auch in diesem, nicht ganz zuverlässig ist. Man neigt heute zur Ansicht, daß der Mörissee keine durchweg künstliche Anlage war, sondern daß ein natürlicher See, dessen Rest der heute noch im Fajum vorhandene Karûnsee darstellt, durch einen Kanal mit

dem Nil verbunden und durch Schleusenanlagen als Staubecken eingerichtet wurde. Dadurch erfährt die Bedeutung der großartigen Bewässerungsanlage keine Herabsetzung.

Schon in den ältesten Zeiten Ägyptens war, wie aus biblischen Darstellungen und aus den zahlreichen Spuren uralter Dämme hervorgeht, zum Zweck der Ackerbewässerung dasselbe Beckensystem in Anwendung, das noch heute besteht. Das ganze kulturfähige Land wurde durch Dämme in große Bassins eingeteilt, in die man das befruchtende Hochwasser durch Kanäle einführte, um es dort so lange stehen zu lassen, bis der Boden hinlänglich gesättigt und der zur Düngung notwendige Schlamm abgesetzt war. Dann wurde der Überschuß an Wasser in niedriger gelegene Bassins abgelassen, und wenn mit dem Fallen des Nils das Bewässerungswerk vollendet war, leitete man das Wasser aus den Bassins wieder in die Kanäle und den Strom zurück. Genau so wird es noch heute gemacht. Der Nilschlamm besteht hauptsächlich aus Kiesel- und Tonerde und ist an Phosphaten und organischen Bestandteilen arm. Seine düngende Kraft wurde immer etwas überschätzt. Für die den Boden ungemein in Anspruch nehmende Baumwollkultur, heute die wichtigste Kultur Ägyptens, genügt sie nicht; es muß da allgemein mit natürlichem und künstlichem Dünger nachgeholfen werden, weshalb es in Kairo große Kunstdüngerfabriken gibt.

Das ganze Mittelalter hindurch und in der neueren Zeit, unter dem trostlosen Regiment der vielen Fremdherrscher, der Mamelucken, Türken usw., geschah in Ägypten, wie in jeder anderen Beziehung, auch für die Hebung der Wasserkultur so gut wie nichts. Man ließ die alten Kanäle versanden und den Fellah sich mit seinen eigenen Methoden abfinden, so gut es eben ging. Erst der geniale Vizekönig Mohammed Ali, mit dessen Regierungsantritt (1805) der neue Aufschwung Ägyptens beginnt, erkannte wieder die ungeheure Wichtigkeit der Wasserwirtschaft und stellte sich mit seiner ganzen stürmischen Energie in den Dienst dieser Idee. Er ließ zunächst den alten Josephskanal, der das Fajum mit Wasser versorgt, in seiner ganzen Länge vertiefen und dadurch diese wichtige Landschaft, die schon halb verödet war, zu neuem Leben erwecken, dann baute er in der schon geschilderten Weise den Mahmudije-

kanal bei Alexandrien (S. 37). Seine bedeutendste, wenn auch in ihren Anfängen wenig glückliche Schöpfung aber war das erste großartige Nilstauwerk, die Barrage von Kaljub, nördlich von Kairo, dort, wo sich die beiden Mündungsarme des Nils trennen und wo das Delta beginnt.

Wie in Ägypten alles und jedes seine seltsame Geschichte hat, so auch die Barrage. Die erste Anregung zu der Anlage hatte Napoleon I. gegeben. Der französische Ingenieur Linant-Bei wurde vom Vizekönig mit der Ausarbeitung von Plänen beauftragt und legte 1834 seinen Entwurf einer Kommission von sieben Arabern, fünf Franzosen und zwei Engländern vor. Linant wollte durch Stauung der beiden Nilarme an der Spitze des Deltas den Strom das ganze Jahr hindurch auf gleicher Höhe halten, so daß man das Delta durch drei neue Hauptkanäle, die in das Kulturland einzuschneiden waren, fortwährend mit Wasser versehen konnte. Alle die zahllosen alten Schöpfvorrichtungen zur Bewässerung des Landes sollten dadurch überflüssig gemacht und auch die Hemmnisse beseitigt werden, mit denen die Schiffahrt während der dreimonatigen Trockenzeit und des niederen Wasserstandes zu kämpfen hatte. Linants Plan war gut und überzeugend begründet, wurde aber von der Mehrheit der Kommission, angeblich wegen zu großer Kostspieligkeit, abgelehnt. Nun arbeitete ein zweiter Franzose, Mougel, neue Pläne aus, und nach dem landesüblichen jahrelangen Intrigenspiel und Schwanken entschied sich Mohammed Ali endlich für Mougels Projekt, obwohl auch dieses nicht die Billigung der Prüfungskommission erfahren hatte.

Im Jahre 1848 begann Mougel mit dem Unternehmen, zunächst am Damiettearm, wo es flott vorwärtsging, dann am Rosettearm, wo es wegen des fast flüssigen Sandes der Baugrube auf die größten Schwierigkeiten stieß. Zu den anfänglich 18 000 Arbeitern kamen auf Befehl des in Geistesschwäche verfallenden Vizekönigs noch weitere 8000 hinzu, so daß die auf engstem Raum zusammengepferchten Leute sich kaum rühren konnten und dementsprechend sehr schlechte Arbeit lieferten. Als Mohammed Ali 1849 starb und sein Enkel Abbas I., ein Feind jedes Fortschrittes, zur Herrschaft kam, wurden die Arbeiten allmählich eingestellt. Die fremdenfeindliche ägyptische Beamtenschaft tat ihr möglichstes, um das Unternehmen, das ihr schon immer ein

Dorn im Auge gewesen war, in Mißkredit zu bringen, und der tatsächlich sehr üble Zustand der Fundamentierungsarbeiten kam diesen Umtrieben nur zugute. Denn als man 1852 den ersten Versuch machte, die Rosettebarrage zu schließen, stellte sich der Untergrund als so durchlässig heraus, daß der Einsturz des ganzen riesigen Bauwerkes befürchtet werden mußte. Das war für die Barragegegner ein gefundenes Fressen. Triumphierend wiesen sie auf die ungeheure Vergeudung von 100 Millionen Francs — so viel war mit Einbeziehung der neuen Kanäle bereits verausgabt worden — für ein offenbar ganz verpfuschtes nutzloses Unternehmen und auf die Gewinnsucht der Fremden hin, die Ägypten nur ausbeuten wollten. Mougel wurde entlassen, und was aus dem erst zur Hälfte vollendeten Bauwerk werden sollte, wußte kein Mensch. Das Volk aber sagte, was es mit echt orientalischem Gleichmut in Ägypten immer sagt: „Malesch", macht nichts, und „Inschallah", so Gott will.

Auch als Abbas I. nach kurzer Herrschaft starb und der einsichtsvollere Said, der die Suezkanalarbeiten kräftig förderte, die Regierung antrat, ließ man den Barragebau liegen, und erst 1863, als Saids Tod den europäisch erzogenen, höchst reformfreundlichen Ismail auf den Thron brachte, wurde dem unglücklichen Unternehmen wieder einige Aufmerksamkeit gewidmet. Man stellte alle möglichen Versuche zur Abdichtung der Fundamente an, aber mit so trostlosem Erfolg, daß Linant, der Bearbeiter des ersten, nicht angenommenen Projekts, 1871 den Rat erteilte, das Stauwerk ganz aufzugeben und die Sommerkanäle des Deltas mit Dampfpumpen zu füllen. Erst 1885—90, also nach einer fünfundvierzigjährigen Bauperiode, vollendete der Engländer Sir Collin Moncrieff mit einem abermaligen Kostenaufwande von 12 Millionen Francs das Werk, und zwar diesmal mit dem Ergebnis, daß eine Stauung des Nilwassers bis zu 4 Meter möglich war.

Die Gerechtigkeit erfordert die Feststellung, daß es ohne den englischen Einfluß in Ägypten und die Tatkraft, mit der sich das englische Regiment den großen Bewässerungsarbeiten widmete, niemals zum Abschluß des Barrageunternehmens gekommen wäre und ebensowenig später zu den neuen, noch sehr viel größeren Stauwerken. Es gehörte schon ein eiserner Besen dazu, um den Augiasstall der Unfähigkeit und

Korruption auszufegen. Die segensreiche Wirkung der Barrage, zu welcher 1904 noch das Stauwerk von Zifta im Zentrum des Deltas am Damiettearm als Ergänzung hinzukam, machte sich bald bemerkbar. Sie bestand in nahezu einer Verdoppelung der durchschnittlichen Baumwollernte des Deltas, ganz zu schweigen von anderen volkswirtschaftlich sehr bedeutsamen Wirkungen. Daß dabei auch gewisse, für manche Bevölkerungsschichten empfindlich störende Nachteile mit in Kauf genommen werden müssen, wie z. B. die Einschränkung der Nilschiffahrt, ist selbstverständlich und läßt sich bei Anlagen von solcher umwälzenden Bedeutung nicht vermeiden. Die Barrage von Kaljub hat also die auf sie gesetzten Hoffnungen schließlich doch noch erfüllt, wenn auch erst nach einem überaus langen Wege der Fehler und Irrtümer.

Da sie jedoch nur für die Versorgung des Deltas bestimmt war, wurde jetzt der Bau eines neuen großen Stauwerkes geplant, das die Bewässerungsverhältnisse in ganz Oberägypten regulieren sollte. Für die Anlage dieser neuen Barrage konnte nur eine einzige Stelle in Betracht kommen: die Gegend bei den Stromschnellen des ersten Katarakts oberhalb von Assuan. Hier waren die günstigsten Bedingungen gegeben, vor allem ein fester, felsiger Baugrund zugleich mit einem unerschöpflichen Baumaterial in Gestalt des hier überreich vorhandenen ausgezeichneten Granits, den schon die alten Ägypter zu ihren Monumentalbauten mit Vorliebe verwendet hatten. Der Bau des Staudammes, der die größte Talsperre der Welt werden sollte, begann nach den Plänen der englischen Ingenieure Willcocks und Garstin im Jahre 1898 und wurde 1902 vollendet. Um ganz sicher zu gehen und keine Verschleppungen befürchten zu müssen, hatte die britische Regierung mit der den Bau ausführenden schottischen Firma den Vertrag dahin abgeschlossen, daß die Zahlungen für das Unternehmen erst nach seinem Abschluß beginnen sollten. Trotz außerordentlicher Schwierigkeiten wurde das Riesenwerk in der verhältnismäßig kurzen Zeit von vier Jahren mit einem Kostenaufwand von 60 Millionen Mark vollendet. Es erregte als neues Wunderwerk der Technik mit Recht in der ganzen Welt das allergrößte Aufsehen. Der Staudamm von Assuan riegelt den Nil vollkommen ab, seine Länge beträgt 1960 Meter und bei einer

unteren Breite von 30 Meter, die sich nach oben bis zu 7 Meter verjüngte, war seine Höhe ursprünglich 40 Meter. 180 Torschleusen dienen zur Regulierung des Wassers. Der Nil konnte oberhalb dieser kolossalen Talsperre bis zu 20 Meter hoch angestaut werden und faßte dann mehr als 1 Milliarde Kubikmeter Wasser, d. h. eine Menge, die mehrere hunderttausend Morgen Wüste in fruchtbares Land verwandeln konnte.

Die Anlage erwies sich in ihren Erfolgen als so glänzend, daß man, um diese noch zu steigern, bald eine Erhöhung des Dammes um $4^1/_2$ Meter und damit eine entsprechend größere Fassungskraft des Staubeckens, nämlich 2,3 Milliarden Kubikmeter, beschloß. Diese neuen schwierigen Arbeiten, die einen fast völligen Umbau des ganzen Werkes bedeuteten, wurden 1907 begonnen und rasch zu Ende geführt. Der Nil konnte nun bis zu 27 Meter Höhe angestaut werden. Leider hat es sich nicht vermeiden lassen, daß dadurch der berühmte uralte Isistempel auf der Insel Philae dem Untergang geweiht wurde, denn die Insel liegt mitten im Staugelände und wird, wenn der Stausee gefüllt ist, völlig überflutet. Aber die Gegenwart und die Lebenden verlangen ihr Recht, und so bedauerlich auch das Verschwinden eines ehrwürdigen Denkmals der Vergangenheit ist, konnte man um seinetwillen nicht auf die Durchführung des für ganz Ägypten so segensreichen Ingenieurwerkes verzichten.

Gleichzeitig mit dem Staudamm von Assuan wurde das ihn ergänzende kleinere Stauwerk von Assiût, halbwegs zwischen Kairo und Assuan, errichtet. Es hat den Zweck, den Wasserstand des von hier ausgehenden großen Ibrahimijekanals, der Mittelägypten und das Fajum mit Wasser versorgt, zu erhöhen und zu regeln. Der Damm von Assiût ist 833 Meter lang und hat 111 Schleusentore. Die wirtschaftliche Bedeutung des Ibrahimijekanals, des längsten Kanals in Ägypten, war schon immer sehr groß gewesen, aber seine volle Ausnützung wurde erst durch den neuen Damm ermöglicht, denn seit seiner Anlage ist durch den Kanal und seine Unterkanäle ein geradezu riesiges neues Anpflanzungsgebiet erschlossen worden.

Noch ein dritter, 860 Meter langer Staudamm wurde als Zwischenwerk 1909 bei Esneh oberhalb Luksor angelegt. Jeder dieser Dämme speichert das aus dem Stausee von Assuan abgelassene Wasser so lange

auf, bis die Bewässerungskanäle, die zu dem Gebiet des betreffenden Dammes gehören, gefüllt sind. Erst dann geben sie den Überschuß an die stromabwärts gelegene Anlage weiter. Die Verteilung des Wassers auf die einzelnen Landstriche besorgt ein weitverzweigtes System von kleinen Kanälen und Hilfsstauwerken. Eines der interessantesten Nebenwerke ganz neuer Art ist das von Kom Ombo. Es dient der Bewässerung eines etwa 60 Kilometer nördlich von Assuan und 22 Meter über dem Nilspiegel liegenden Landstriches. Da die übliche Wasserverteilung durch Kanäle wegen der Höhenlage dieses Landstriches unmöglich war, half man sich auf die Weise, daß man am Assuandamm eine Pumpstation anlegte, die das Wasser zunächst in ein hochgelegenes Sammelbecken beförderte. Von dort aus wird es durch ein riesiges Stahlrohr bis zu der zu bewässernden Ebene geleitet und dort durch kleine Kanäle überallhin gelenkt. Auf diese Weise ist es auch dort gelungen, riesige Strecken früher unfruchtbaren Bodens in üppige Baumwoll- und Zuckerrohrfelder zu verwandeln und aus der Öde neues Leben ersprießen zu lassen.

Etwa ein Drittel der gesamten angebauten Fläche Ägyptens, die sich jetzt auf 35 000 Quadratkilometer beläuft, dient der immer stärker zunehmenden Baumwollkultur; ein großer Teil des Restes ist mit Zuckerrohr bestellt, während der weniger lohnende Getreidebau immer mehr eingeschränkt wird.

In jüngster Zeit ist nun ein neues gigantisches Nilstauwerk vollendet worden, und zwar weit oberhalb Ägyptens im Sudan, an dem aus Abessinien kommenden Blauen Nil. Das Stauwerk befindet sich südlich von Khartum bei Sennar, 250 Kilometer oberhalb der Stelle, wo sich der Blaue Nil mit dem Weißen Nil zum Hauptstrom vereinigt, und übertrifft in seinen Abmessungen und seiner Wirksamkeit den Staudamm von Assuan bei weitem. Sein Hauptzweck ist, eine bisher öde Fläche von 40 000 Quadratkilometer zu bewässern, so daß mindestens ein Drittel davon für den Anbau von Baumwolle verwendet werden kann.

Die Vorbereitungen zu dieser neuen Glanzleistung moderner Ingenieurkunst waren auf Grund günstig ausgefallener Anbauversuche bereits vor dem Kriege getroffen worden, aber der Ausbruch

des Weltbrandes verhinderte dann die Ausführung des Planes. Erst im April 1921 wurde der Bau begonnen und im Juli 1925 fertig=gestellt, die Inbetriebsetzung erfolgte im Januar 1926. Der Damm ist 2980 Meter lang, also ungefähr um die Hälfte länger als der Stau=damm von Assuan (1960 Meter), der bisher die größte Talsperre der Welt war. Er besteht in seinem mittleren, den eigentlichen Flußlauf sperrenden Teil aus Mauerwerk, an diesen Teil schließen sich beiderseits Erddämme mit gemauertem Kern an. Die Höhe der Dammkrone über dem tiefsten Punkt des Flußlaufes ist 39 Meter. Die Wasserführung wird durch 152 Schützenöffnungen geregelt, ihre Bedienung erfolgt von der Dammkrone aus, die übrigens auch eine Schmalspurbahn aufnimmt. Zur Zeit des vollen Baubetriebes waren 350 gelernte und 20 000 ungelernte Arbeiter am Werke beschäftigt, die Gesamtkosten belaufen sich auf 180 Millionen Mark.

Der vom Staubecken über Land führende Bewässerungskanal ist 110 Kilometer lang. Man hofft aus dem nun bewässerten, bisher völlig brachliegenden Gebiet jährlich 40 Millionen Pfund Baumwolle zu gewinnen. Gleichzeitig mit der Talsperre wurde auch eine Eisenbahn von Sennar nach Kassala an der abessinischen Grenze gebaut. Da der Blaue Nil in seinem Oberlauf keine Seen hat, die, wie beim Weißen Nil, als natürliche Staubecken für die ungeheuren Wassermengen dienen könnten, so stellt der bei Sennar ausgeführte Staudamm vorläufig nur das erste Glied einer Reihe großartiger neuer Dammbauten in Abessinien dar, durch welche solche Becken künstlich geschaffen werden sollen.

Das neue Stauwerk ist auch in politischer Hinsicht von großer Bedeutung, weil es den Engländern ein neues Mittel in die Hand gibt, Ägypten trotz seiner „Selbständigkeit" nach wie vor in Abhängigkeit zu erhalten. Es läge in Englands Macht, mit Hilfe dieses ungemein wirksamen Stauwerkes den Ägyptern längere Zeit hindurch einen sehr bedeutenden Teil Nilwasser zu entziehen, und zwar den qualitäts=reichsten Teil. Denn wenn der Blaue Nil auch nicht so wasserreich ist wie der Weiße, so enthält doch gerade er in höchstem Grade jene mine=ralischen und pflanzlichen Bestandteile, die aus seinem Schlick ein so wertvolles Dungmittel machen. Man darf sagen, daß die ägyptische Fruchtbarkeit ausschließlich dem angeschwemmten Schlick des Blauen

Nils zu verdanken ist, während das an treibenden Kräften arme Wasser des Weißen Nils nur wenig dazu beiträgt. Sobald also die weiter geplanten Ergänzungsstauanlagen hinzugekommen sind, wird Ägyptens Wasserversorgung und damit seine ganze Bodenkultur in erheblichem Maße vom guten Willen Englands abhängig sein. Was das für Ägyptens „Selbständigkeit" und für den Fall von Verwicklungen zu bedeuten hat, das bedarf keiner näheren Ausführung. Ägypten hängt vom Sudan ab — und im Sudan sitzt der Brite.

Fünftes Kapitel

Vom Nildelta und vom Fellah

Das Nildelta, Ägyptens wichtigstes Produktionsgebiet. — Charakter der Landschaft. — King Cotton. — Uralte Bewässerungsmethoden. — Die Kanäle. — Dörfliches Leben. — Vom Fellah und vom ewigen Backfisch. — Das Haus des Fellah, seine Lebensführung. — Was er ißt und wie er sich kleidet. — Seine körperlichen und geistigen Eigenschaften. — Die Dorfschule. — Auf der Barrage von Kaljub. — Städte des Deltas. — Tanta zur Messezeit. — Märchenerzähler. — Von der ägyptischen Musik und den Tänzerinnen.

Die weitverbreitete Ansicht von der Reizlosigkeit des Deltas beruht auf Vorurteilen und ist durchaus irrig. Mit solchen Sehenswürdigkeiten, wie die weltberühmten Altertumsstätten Ägyptens sie zu bieten haben, kann das Nildelta allerdings nicht aufwarten. Da die Kultusstätten aus begreiflichen Gründen fast ausschließlich in den trockenen, nicht der Überschwemmung ausgesetzten Gebieten errichtet wurden, am liebsten am Rande der Wüste, ist das Schwemmland am untersten Nil sehr arm an Altertümern. Dafür ist es aber von jeher das wichtigste Produktionsgebiet Ägyptens gewesen und hat trotz der neuerdings erfolgten wirtschaftlichen Erschließung weiterer Ackerbauterritorien diese Eigenschaft bis zum heutigen Tage bewahrt. Im Nildelta wurzeln nach wie vor die besten schöpferischen Kräfte des Landes, ohne seinen fruchtbaren, aufs sorgfältigste bewässerten, aufs fleißigste angebauten Humusboden gäbe es kein Ägypten. Aber davon abgesehen, bietet das Delta auch sonst des Interessanten genug, vor allem eine Fülle schöner landschaftlicher Charakterbilder und in den Dörfern und Städten ein buntes Volksleben, das sich in dieser vorwiegend agrarischen Provinz von dem Leben und Treiben der Kairiner Großstadtbevölkerung wesentlich unterscheidet.

Zahllose Kanäle und Wassergräben durchziehen das Delta, von Dämmen begrenzt, die zugleich als Verkehrsstraßen dienen und auf

denen sich von Morgengrauen an bis nach Sonnenuntergang ein beständiges lebhaftes Hin und Her der bäuerlichen Bevölkerung abspielt. Der Fellah geht ungern längere Zeit zu Fuß; wem es nur irgend möglich ist, der reitet auf seinem vielgeplagten Faktotum, dem Esel, oder benützt das schwerfällige Büffelgespann. Feierlich und bedächtig schreiten in langen Reihen Kamele, sie schleppen Lasten von Ort zu Ort. Zu gewissen Tagesstunden, besonders am Abend gegen Sonnenuntergang, sind es die Gruppen der Wasser schöpfenden und heimwärts tragenden Frauen, die, mit dem Krug auf dem Kopf und in der edlen, zeitlosen Schlichtheit ihrer wallenden dunklen Gewänder an biblische Gestalten erinnernd, dem Landschaftsbild die charakteristische Staffage verleihen. Im tiefschwarzen, fettig glänzenden Schlamm am Rand der Kanäle stehen breitgehörnte Büffel und glotzen den Fremden mißtrauisch und feindselig an. Sie fühlen sich im Nassen am wohlsten und waten bei großer Hitze gern bis zum Maul ins Wasser hinein, wo sie auch vor ihren Quälgeistern, den unbarmherzigen Schmeißfliegen und anderen Insekten, am besten geschützt sind. Auf den schier endlosen Feldern aber, über denen ein nur selten getrübter Himmel blaut, grünen im Winter mannigfache Getreidearten, während im Sommer und Herbst die gelben Blüten oder die weiß und flockig aufquellenden Gespinstkapseln der Baumwollstauden für die entscheidende Lokalfarbe sorgen. Zwischen Kanälen und Feldern erheben sich, meistens auf etwas erhöhten Stellen des Bodens, die Fellachendörfer, die einen trübselig grau, von weitem wie Trümmerhaufen aussehend, andere wieder, in denen ein größerer Wohlstand herrscht und wo sich schon etwas modernere Anschauungen durchgesetzt haben, heller und freundlicher, alle aber überragt von Gruppen schlanker Palmen, von breitästigen Sykomoren und Lebbachbäumen. In größeren Ortschaften fehlt nirgends die Moschee mit dem Gebetsturm, und hier und dort fallen auf den Feldern kleine weiße Kuppelbauten auf, die Grabstätten irgendeines der heiligen Männer, deren es im Orient unzählige gab und noch gibt.

Wenn diese für das Nildelta charakteristischen Landschaftsbilder sich auch ständig wiederholen, so wird das empfängliche Auge sich doch immer gern an dem ruhigen Fluß ihrer Linien und Farben, ihrer

anspruchslosen bukolischen Heiterkeit weiden. Es liegt eine ungeheure Ruhe über dieser Landschaft und es ist manchmal, als ob der Begriff der Zeit hier allen Wert und alle Bedeutung verloren hätte, denn diese Dörfer, diese Kanäle, diese Äcker, diese Menschen in ihrer uralten Tracht, mit ihrem durch Herkömmlichkeit bedingten gleichmäßigen Gebaren, haben vor ein paar tausend Jahren sicherlich nicht viel anders ausgesehen als heute. Man kann sich darüber in Träume wiegen, die vielleicht erst der Pfiff einer fernen Eisenbahn jäh zerstört. Allerdings fehlt es im Nildelta nicht an Gegenden, in denen moderne Industriegebäude, Feldbahnen, Motorwagen und landwirtschaftliche Maschinen solche träumerischen Versunkenheiten von vornherein ausschließen. Diesen Distrikten vorgeschrittener Bodenkultur stehen aber weite Strecken gegenüber, auf denen der Bauer seine Feld-, Vieh- und Wasserwirtschaft noch genau nach Urväterweise und mit Geräten betreibt, die man schon zur Zeit der Pharaonen benutzte. Gewiß, einmal kommt ja der Tag, wo das Delta und überhaupt ganz Ägypten durch und durch vom Geiste moderner Technik beherrscht sein wird. Einstweilen aber ist der Kleinbesitzer meistens noch viel zu arm, um sich landwirtschaftliche Maschinen anschaffen zu können, auch fehlt es ihm, der an alten Anschauungen und Bräuchen klebt, noch immer an der richtigen Unternehmungslust, und überdies ist hier die menschliche Arbeitskraft zu billig, als daß ein zwingender Grund vorhanden wäre, zugunsten der teuren Maschine auf sie zu verzichten. Das Haupthandwerkszeug des Bauern, der Pflug, hat heute noch dieselbe Form wie vor 5000 Jahren, man kann ihn in dieser Gestalt schon unter den Hieroglyphenzeichen vertreten sehen. Statt der Egge bedient sich der Landmann, wie damals, des sogenannten Igels, einer mit eisernen Spitzen versehenen Walze. Zum Mähen des Getreides wird nicht die Sense benutzt, sondern die Sichel, genau so wie man es auf den altägyptischen Bildern sieht; oft genug wird das Getreide aber auch mit der Hand ausgerissen. Das Dreschen wird nicht mit dem Dreschflegel besorgt, sondern mit einem eigentümlichen Dreschapparat, den Ochsen oder Büffel in Betrieb setzen und der dabei die Halme zerschneidet und die Körner herauslöst.

Aber trotz aller scheinbaren Beharrung haben sich doch auch in der ägyptischen Landwirtschaft, besonders im Delta, in den letzten zwei

Menschenaltern durchgreifende Veränderungen vollzogen, und zwar durch den beständig zunehmenden Anbau von Baumwolle, die jetzt die weitaus wichtigste Exportware des Landes ist und mehr als drei Viertel vom Wert der Gesamtausfuhr ausmacht. Die einst so bedeutende Zuckerproduktion tritt gegenüber der Baumwolle in den Hintergrund und steht ihrem Exportwerte nach auf ungefähr derselben Stufe wie die hochentwickelte Zigarettenindustrie. Die wichtigsten weiteren Ausfuhrprodukte sind Bodenfrüchte, wie Bohnen, Zwiebeln, Reis usw. Da übrigens gerade von Zigaretten die Rede war, sei noch erwähnt, daß in Ägypten selbst kein Tabak angebaut wird, weil er aus staatsfinanziellen Gründen nicht angebaut werden darf; der in den Zigarettenfabriken verarbeitete Tabak wird von auswärts, hauptsächlich aus der Türkei, eingeführt und hier jenem Veredelungsverfahren unterzogen, dem die ägyptische Zigarette ihr eigentümliches Aroma verdankt.

Da in der Geschichte eines Landes, das mit Jahrtausenden rechnet, hundert Jahre eine kurze Zeitspanne sind, darf man sagen, daß die Baumwollkultur für Ägypten eigentlich etwas Neues ist. Davon wußten die alten Ägypter nichts. Denn die Baumwolle wurde erst 1821 aus Indien eingeführt und erst seit 1863 in großem Maßstabe angebaut. Heute regiert, wie die Engländer sagen, King Cotton das Land. Heute sind Baumwollernte und Baumwollbörse von der größten und geradezu ausschlaggebenden Bedeutung für Ägypten, der ganze Staatshaushalt beruht im wesentlichen auf den Erträgnissen und den Weltpreisen des flockigen weißen Kapselgespinstes. Im Sommer und Herbst steht das Delta, wie schon gesagt, vornehmlich im Bann der Baumwolle. September und Oktober sind die Hauptmonate der Ernte, bei der sich zumeist die ländliche Jugend, Knaben und Mädchen, betätigt. Jämmerlich genug werden die Kinder dafür entlohnt, aber genau so, wie die amerikanischen Neger in den Plantagen von Louisiana niemals fröhlicher sind als beim Pflücken der Baumwolle, so gehen auch die kleinen Fellachen bei ihrer äußersten Anspruchslosigkeit dieser Arbeit am liebsten nach. In lockeren Gruppen über die weiten Felder zerstreut, stecken sie die abgepflückten flockigen Kapseln zunächst in ihr weites, von einem Gürtel zusammengehaltenes Gewand, bis sie unförmlich dick aussehen und nichts mehr hineingeht; dann entledigen sie sich am Rande

der Felder, wo die Wollhaufen liegen, ihrer Last und beginnen das Pflücken von neuem. Ist am Abend die Arbeit beendigt, so ziehen sie in geschlossenen Scharen, singend und allerlei Possen treibend, in ihre Dörfer zurück. Es ist ein Bild, bei dem man, so verschieden es davon auch sein mag, unwillkürlich an die Zeit der Lese in unseren Weinbergen denkt.

Die gepflückte Baumwolle wird auf Kamelen und Wagen nach den Faktoreien gebracht, die sich inmitten der Pflanzungen befinden, und dort vom Herbst bis zum Frühling verarbeitet. Dabei spielt die Egrenierungsmaschine, die die Gespinstfasern von den Samen losreißt, die wichtigste Rolle. Die lose in Ballen verpackte fertige Wolle wandert schließlich teils zu Schiff auf den Kanälen, teils mit der Eisenbahn nach Alexandrien, wo sie, wie wir dort schon zu sehen bekamen, zum Seetransport fertiggemacht und verschifft wird.

Während die Baumwollstaude fast wasserscheu ist, dafür aber den Boden dermaßen aussaugt, daß er zwischendurch immer wieder eine Zeitlang brachliegen oder gedüngt werden muß, spielt bei anderen Kulturen die künstliche Bewässerung eine so große Rolle, daß sie dort, wo noch nach alten Methoden gearbeitet wird, den Landmann in ganz außerordentlicher Weise in Anspruch nimmt. Man findet die künstliche Bewässerung überall, wo der Boden vom Überschwemmungswasser des Nils nicht lange genug durchnäßt wird oder wo die Äcker so hoch liegen, daß sie von der Überschwemmung nur ganz wenig oder überhaupt nicht berührt werden. Auch das Delta kann trotz seines weitverzweigten Systems von Kanälen und Gräben die künstliche Bewässerung nicht entbehren. Ihre Einrichtungen sind verschiedenartig und zum Teil noch genau ebenso wie vor vielen Jahrtausenden. Am häufigsten begegnet man der Sakije, einem bis zu 9 Meter im Durchmesser großen, senkrecht aufgestellten Rade, das, wie unsere Baggermaschinen, mit Schöpfgefäßen besetzt ist und durch Rinder oder Büffel, auch durch Kamele oder Esel, in Bewegung gesetzt wird. Die gerade unten befindlichen Gefäße schöpfen das Wasser aus dem Graben oder Kanal und entleeren ihren Inhalt, wenn sie mit der Umdrehung des Rades oben angelangt sind, in die höher gelegenen Gräben. Das eigentümliche Knarren und Singen des Holzwerkes der Sakijen ertönt von Sonnen-



aufgang bis zum Abend weithin über die Äcker, es ist die ewige Melodie der ägyptischen Scholle. Einfacher ist das nur durch Menschenkraft bediente Schaduf, ein Zieh- oder Schöpfbrunnen mit einem balancierenden großen Schwengel, an dessen einem Ende das Schöpfgefäß angebracht ist, während am andern Ende ein Klumpen getrockneten Nilschlammes das Gegengewicht bildet. Völlig primitiv ist das im Delta häufig zu beobachtende Natal, das darin besteht, daß zwei Männer ein an Stricken befestigtes Schöpfgefäß mit einem Schwung durch die Oberfläche des Kanals schleudern und das damit aufgefangene Wasser mit demselben Schwung in eine höher gelegene Rinne fließen lassen. In graueste Vorzeit reicht auch jene sonderbare Wasserschraube zurück, die nach dem Prinzip der Archimedesschraube konstruiert ist und von einem einzigen Manne bedient wird.

Mit diesen uralten Bewässerungsmethoden findet der Kleinbesitzer wohl noch sein Auskommen, aber auf den größeren Gütern ist man schon seit Jahrzehnten immer mehr zur Anlage von Dampfpumpwerken übergegangen; auch werden die von Wind- oder Dampfmotoren betriebenen artesischen Brunnen, die vom Nil und seinen Kanälen gänzlich unabhängig sind, in ständig wachsendem Umfang benützt.

Von den natürlichen Wasserstraßen des Deltas sind die wichtigsten die Mündungsarme des Nils. Während das Altertum ihrer sieben kannte, sind es heute nur noch zwei, die sich zwanzig Kilometer unterhalb Kairos, bei der Barrage, voneinander trennen: der westliche Arm von Rosette (Raschid) und der östliche von Damiette (Dumjat). Von der Wassermenge des Nils entfallen fünf Neuntel auf den Arm von Rosette und vier Neuntel auf den von Damiette. Das Niveau des ersteren ist ungefähr ein Meter niedriger als das des letzteren, beide Arme haben ziemlich genau dieselbe Länge von etwa 240 Kilometer.

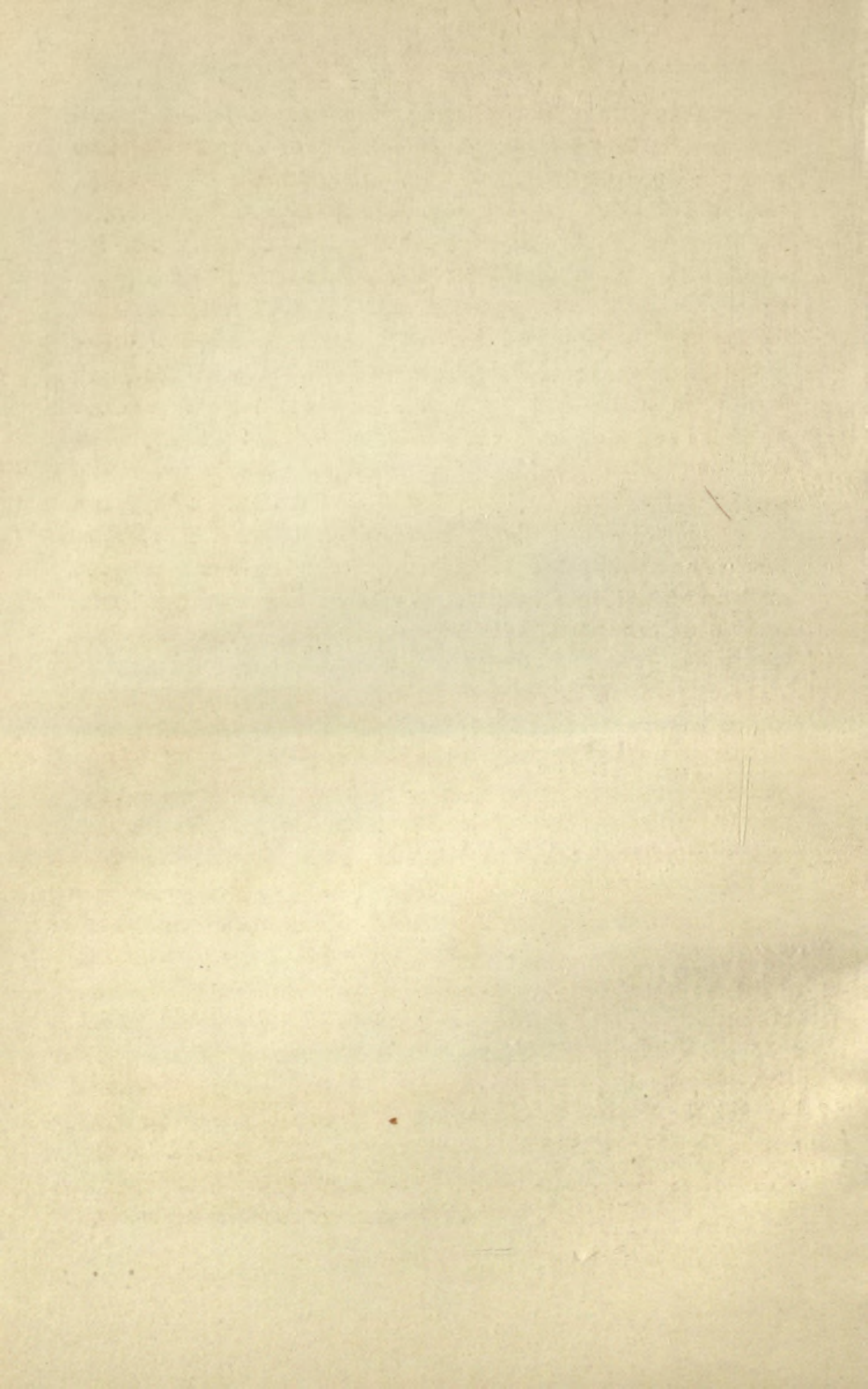
Die natürlichen Wasserstraßen finden ihre Ergänzung in einem weitverzweigten System von Kanälen. Den trotz seiner Kürze bedeutendsten, den Mahmudijekanal, der den Arm von Rosette mit Alexandrien verbindet, haben wir dort schon kennengelernt (S. 38). Im Osten ist die wichtigste künstliche Wasserstraße der Ismailijekanal, auch Süßwasserkanal genannt, der zunächst am Ostrande des Deltas nach Abu Hammad im alten biblischen Lande Gosen führt, dann in genau östlicher



Aegyptischer Beduine



Arabische Tänzerin



Richtung durch die Wüste bis Nefische bei Ismailije abschwenkt und sich dort teilt; der südliche Arm führt nach Suez, der nördliche nach Port Said. Dieser Kanal wurde 1858—63 zur Versorgung der am Suezkanal gelegenen Orte mit Trinkwasser angelegt und seit 1876 erweitert; er geht aber in seinen Anfängen auf eine uralte Wasserstraße zurück, die schon im 14. Jahrhundert vor Christus bestand und vom biblischen Gosen nach den Bitterseen — die nach Strabos Bericht durch das Wasser des Kanals versüßt wurden — und weiterhin zum Roten Meer führte. Der damalige Kanal war bei einer Breite von 45 Meter und einer Tiefe von 5 Meter nach Herodot 4 Tagereisen, nach Plinius 62 römische Meilen lang. Obwohl der heutige Ismailijekanal auch von Schiffen befahren wird, dient er in erster Linie doch zu Bewässerungszwecken. Ihm ist es zu verdanken, daß das biblische Gosen, das unter der türkischen Herrschaft furchtbar heruntergekommen war, wieder in eine blühende Landschaft verwandelt werden konnte, wie sich auch zwischen Abu Hammad und Ismailije, beim Durchbrechen der Wüste, längs des Kanals ein breiter grüner Streifen fruchtbaren Landes hinzieht.

* * *

Werfen wir nun einen Blick auf die Siedelungen des Nildeltas, die Dörfer und Städte und ihre Bewohner. Von den Dörfern Mittel- und Oberägyptens unterscheiden sich die Deltadörfer einigermaßen durch ein häufigeres Sichtbarwerden moderner Einflüsse und größeren Wohlstandes. Das Fellahhaus alten Stiles ist allerdings auch hier meistens nichts anderes als eine Lehmhütte, aus an der Luft getrockneten Schlammziegeln kunstlos errichtet und mit seiner kümmerlichen Ausstattung nur den allereinfachsten Bedürfnissen angepaßt. Das gilt natürlich nur für die Wohnstätten der armen Leute, die aber die weit überwiegende Mehrzahl bilden. Der bessergestellte Landmann, der ein kleines Gütchen besitzt oder erfolgreich Handel treibt, legt schon höheren Wert auf sein Heim, läßt es von einem richtigen Maurermeister aus gebrannten Ziegeln errichten und bekundet auch gern einen gewissen Sinn für Gemütlichkeit und hübsches Aussehen, indem er ein Ziergärtchen anlegt und es von großen Bäumen, am liebsten Sykomoren, beschatten läßt. Man bekommt auch schöne, ganz modern

gebaute Villen größerer Gutsbesitzer zu sehen. Aber nach orientalischer Gewohnheit vermeiden es selbst reiche Leute, an denen es im Delta nicht fehlt, nach außen hin Prunk zu entfalten; sie gehen ihrem Hang nach verfeinertem Lebensgenusse nur in der Abgeschlossenheit ihrer vier Wände nach, wo sie den Augen der Mißgunst nicht so ausgesetzt sind.

Auf den überhaupt nicht oder nur sehr schlecht gepflasterten Dorfstraßen wird dem Europäer das Spazierengehen bald verleidet. In den heißen, trockenen Monaten, also zum weitaus größten Teil des Jahres, sind die Straßen, um deren Säuberung sich kaum jemand kümmert, von einer dichten Staubschicht bedeckt, die von den Viehherden und den zahlreichen Lasttieren, besonders den Kamelen mit ihren klobigen Füßen und ihrem schweren, platschenden Tritt, fortwährend aufgewirbelt wird und dabei alles ringsum, soweit es nicht ohnehin schon erdfahl ist, mit einem trostlosen Grau überzieht. Der einfache Fellah ist aus alter Gewohnheit dagegen ebenso abgestumpft und unempfindlich wie gegen die Fliegen- oder sonstige Insektenplage. Er kann sich stundenlang in dichten Staubwolken bewegen, ohne sich dadurch irgendwie belästigt zu fühlen, und auf seinen unbedeckten Körperstellen dürfen die Fliegen sich gütlich tun, ohne daß er sich zu energischen Schutzmaßregeln aufraffen würde. Den schrecklichsten Eindruck macht die Gleichgültigkeit, mit der in den unteren Volksklassen die Kinder ruhig den Fliegen und anderem Geschmeiß überlassen werden. Überall kann man kleine Kinder, in der Wiege oder auf dem Rücken der Mutter, zu sehen bekommen, deren Augen und Ohren klumpenweise von Fliegen bedeckt sind, ohne daß es den armen Würmern möglich wäre, sich der Quälgeister zu erwehren oder daß die Mutter sich darum kümmern würde. Die in Ägypten so stark verbreitete Augenentzündung, deren verhängnisvolle Folgen durch die erschreckend große Zahl von Blinden bekundet werden, ist hauptsächlich auf diese Gleichgültigkeit und die äußerste Vernachlässigung der Reinlichkeit zurückzuführen. Überhaupt sieht es in den untersten Klassen des Landes mit der Gesundheits- und Körperpflege sehr übel aus, und wenn es der geistigen Oberschicht Ägyptens um die kulturelle Hebung ihrer ärmeren Volksgenossen wirklich Ernst ist, so sollte sie vor allen Dingen einmal auf eine Verbesserung der hygienischen Verhältnisse hinarbeiten.

Sehen wir uns nun die Häuslichkeit eines Fellahs etwas näher an. Mangel an Entgegenkommen haben wir dabei kaum zu befürchten, denn wo der einfache Mann aus dem Volk noch nicht durch falsche Behandlung verdorben wurde, ist er im allgemeinen ein gutmütiger und, soweit es in seinen schwachen Kräften steht, auch gastfreundlicher Mensch. Aber bei aller Gefügigkeit und Unterwürfigkeit, diesem von Urvätern überlieferten Charakterzug, hat der Fellah doch ein feines Empfinden für das, was rechtens und angemessen ist. Hochfahrendes, barsches Benehmen, wie mancher dünkelhafte Fremde es in einem ganz unangebrachten und meistens auch völlig unbegründeten Überlegenheitsgefühl dem „Eingeborenen" gegenüber bekunden zu dürfen glaubt, verletzt ihn genau ebenso wie jeden anderen Menschen, wenn er vielleicht auch nicht wagt, es sich anmerken zu lassen. Übrigens ist dieses Übermaß von Bescheidenheit, dieser Ausdruck eines gewissen Minderwertigkeitsgefühls, unter dem Einfluß moderner Ideen, die allmählich auch auf dem Lande an Ausdehnung gewinnen, immer mehr im Verschwinden begriffen; auch der einfachste Ägypter, der Bauer, der Feldarbeiter, der Mann von der Straße, beginnt sich heute seiner sozialen Bedeutung allmählich bewußt zu werden.

Tritt der Fremde dem Fellah in angemessener Weise entgegen, das heißt freundlich, ohne betonte Herablassung, aber auch mit jener ruhigen, jede unangebrachte Vertraulichkeit ausschließenden Würde, die dem „Chawage", dem Herrn, geziemt, so wird er sich leicht mit ihm verständigen können, selbst wenn die Verständigung in Ermangelung von Sprachkenntnissen auf die dem Orientalen so geläufige Gebärdensprache beschränkt sein sollte. Daß der Mann aus dem Volk nicht nur für jeden wirklich geleisteten Dienst, sondern auch für eine einfache kleine Gefälligkeit eine Anerkennung in Gestalt des landesüblichen Backschisch erwartet, ist selbstverständlich und darf den Leuten bei ihrer Armut auch nicht übelgenommen werden, zumal in ihren Augen jeder europäische Reisende, der das Land besucht, ein steinreicher Mann und als solcher schon aus sittlichen Gründen zur Freigebigkeit geradezu verpflichtet ist.

Ja, der Backschisch! Das ist eigentlich ein Kapitel für sich, und es wäre nicht zu rechtfertigen, wenn in einem Buche, das von Dingen

des Orients handelt, dieses echtorientalische Thema unerörtert bliebe. Backschisch ist jenes Wort der arabischen Sprache, das der Fremde so häufig wie kein anderes zu hören bekommt. Es ist persischen Ursprungs und bedeutet Geschenk. Backschisch ist der Tribut, den der Arme vom Bessergestellten, der Geringere vom Höheren, der Diener vom Herrn, der Beschäftigte vom Auftraggeber, der Gefällige von dem, der die Gefälligkeit beansprucht, als freiwillige Spende, als gebührende Anerkennung oder als Zulage zum Lohn erwartet. Das Wesen oder, wenn man will, auch Unwesen des Backschisch wurzelt tief in den sozialen Anschauungen des Orients, besonders des Islam. Danach gehört mildtätige Gebefreudigkeit zu den von Gott gewollten und befohlenen Pflichten des im Vorteil Befindlichen. Von dieser Anschauung durchdrungen, erblickt der Backschischheischende im Fordern und Nehmen der Spende nichts, was ihn herabwürdigen könnte. Gegen ein in maßvollen Grenzen bleibendes Backschischwesen läßt sich auch kaum etwas einwenden, es bringt etwas Gemütliches und Ausgleichendes in die Beziehungen der Ober- und Unterschicht zueinander und hilft in den Ländern, wo nicht alles und jedes von Amts wegen geregelt ist, über viele Reibungen und Hemmungen leichter hinweg; überdies handelt es sich ja meistens um sehr geringfügige Beträge, die den Spender nicht ärmer machen. Aber es gibt auch eine Gattung von Backschisch, die ihrem Wesen nach über die Bedeutung unserer entsprechenden Begriffe Almosen und Trinkgeld weit hinausgeht: das ist der Bestechungsbackschisch, der zu dem eingewurzelten Grundübel des Orients, der Korruption, hinüberleitet.

Die Backschischbettelei, der der Reisende ausgesetzt ist, steht nur an den von Fremden besonders stark besuchten Plätzen in Blüte, und daran ist nicht zuletzt ein erheblicher Teil der Fremden selber schuld, weil er durch sein großspuriges Auftreten sowohl wie durch das gedankenlose Verteilen unverhältnismäßig großer Gaben diese Bettelei, die stellenweise zur wahren Landplage wird, förmlich gezüchtet hat. Das Wort Backschisch, das bei der endlosen Wiederholung zu einem „Schisch“ zusammenschrumpft, tönt hier bald demütig wimmernd, bald dreist fordernd dem Fremden auf Schritt und Tritt entgegen; „Biß“ ist das erste Wort, das der Säugling an der Mutterbrust zu lispeln lernt. Hält

der Bettelnde es für nötig, seinen Anspruch zu begründen, so kommt dabei manche unfreiwillige Komik zutage — oder ist es nicht komisch, wenn ein uralter Mummelgreis, wie ich es einmal zu hören bekam, jammernd beklagt, daß er „nicht Mamma, nicht Pappa" mehr hätte? Lord Cromer, der frühere Oberbevollmächtigte Englands in Ägypten, der sich um die Reformen im Lande große Verdienste erworben hat, ließ damals an den besuchtesten Fremdenplätzen einen Aufruf an die Touristen anschlagen, der das Backschischunwesen behandelte und worin es hieß: „Tatsächlich lebt gegenwärtig eine große Anzahl von Bewohnern des Landes von dem Backschisch, den sie während des Winters erhalten. Diese leichte Art des Verdienens hält sie davon ab, zu arbeiten. Schon die Kinder werden dazu erzogen, während der Fremdensaison durch lärmendes Betteln für sich und die Eltern ein Faulenzerleben für das ganze übrige Jahr zu ermöglichen. Die eigentliche Hilfe müssen die Reisenden selber schaffen. Wenn sie in Zukunft sich damit begnügen würden, Geld nur als Bezahlung für wirklich geleistete Dienste oder in Fällen wirklicher Not zu geben, würde die gegenwärtige verderbliche Gewohnheit des Bettelns bald schwinden, zum Vorteil sowohl der Bevölkerung als auch der Besucher." Diese Worte sollten auch heute noch von jedem Reisenden beherzigt werden.

Kehren wir nach dieser Abschweifung wieder zum Haus des Fellahs zurück. Es ist von würfelförmiger Gestalt und aus ungebrannten, mit zerhacktem Stroh zusammengekneteten Schlammziegeln errichtet. Beim Anblick der Häuser wird es begreiflich, weshalb von den Wohnstätten Altägyptens mit Ausnahme der steinernen Monumentalbauten nichts auf unsere Tage überkommen ist. Sie waren eben genau so wie die jetzigen Fellachenhütten aus Nilschlamm gebaut und sind im Laufe der Zeit verwittert, zerbröckelt und buchstäblich wieder zu Erde geworden, spurlos verschwunden gleich dem Gebein des niederen Volkes von damals, das zu arm und zu unbedeutend war, als daß man seine irdischen Reste durch Einbalsamierung zu erhalten suchte. Ein richtiges, festes Dach fehlt dem Fellahhaus meistens, denn dazu gehört ein Gebälk, das in diesem holzarmen Lande zu teuer wäre; die Decke wird deshalb aus Maisstroh, Schilf, alten Strohmatten oder ähnlichem Material behelfsmäßig hergestellt. Das Haus umschließt für gewöhnlich nur einen

einzigen Raum, der im Bedarfsfall durch ein paar halbhohe Lehmwände abgeteilt wird. Fenster gibt es nicht, das durch die Tür einfallende Tageslicht muß genügen. Eigentliches Mobiliar ist nicht vorhanden, höchstens, daß es durch einen Hocker oder einen roh gezimmerten kleinen Tisch spurenweise angedeutet wird. Sonst spielt sich das Leben auf dem Fußboden ab, der aus festgestampftem Lehm besteht; auf ihm sitzt, liegt und schläft die Familie, wobei ein paar Matten oder Schaffelle die Unterlage abgeben. Ein beweglicher kleiner Herd, ein Kochkessel, einige Holzschüsseln, tönerne Krüge und geflochtene Körbe vervollständigen die dürftige Einrichtung. Vergebens wird man nach irgendeinem schmückenden oder Behaglichkeit verbreitenden Gegenstand suchen. Die „Raumkunst" ist also, wie ersichtlich, für den Fellah kein ästhetisches Problem, das ihm Kopfschmerzen verursachen könnte.

An das Haus grenzt der enge, gegen die Nachbargrundstücke durch Lehmmauern abgeschlossene Hof. Meistens besitzt auch der ärmste Fellah einen bescheidenen Kleinviehbestand, ein paar Ziegen und Hämmel, Hühner und Tauben. Ihre Ställe befinden sich auf dem Hof, auf dem auch selten ein primitiver Backofen fehlt. Als Feuerungsstoff für den Kochherd und den Backofen dient fast ausschließlich getrockneter Mist, sein widerwärtiger Geruch umwittert das ganze Dorf. Das Leben der Hausgenossen spielt sich auch in den Mußestunden hauptsächlich im Freien, auf dem Hofe oder vor dem Hause, ab. Hier nehmen sie, auf dem Boden hockend, die Mahlzeiten ein, hier spinnen die Frauen mit der kreisenden Handspindel das Garn der Wolle, hier spielen die kleinen Kinder in Staub und Schmutz, hier stellt sich auch die Nachbarschaft zu der stets gern gepflegten geselligen Unterhaltung ein.

Eintönig und armselig wie die ganze Lebensführung des Fellah ist auch seine Kost. Im Delta bildet das derbe Maisbrot, das die Hausfrauen selber backen, die Grundlage der täglichen Nahrung, danach spielen Saubohnen eine Hauptrolle, und für die Süßigkeit sorgt ein Stück Zuckerrohr, an dem hier groß und klein auch auf der Straße und bei der Feldarbeit gern saugt und kaut. Milch von Ziegen, Schafen und Büffeln, zumeist in gesäuerter Gestalt, gehört zur täglichen Kost, beliebte Leckereien sind gebackene Maiskolben und Leinöltunke. Fleisch, nämlich Hammelfleisch, kommt nur selten auf den Tisch des armen

Mannes. Im Sommer leistet der Fellah Erstaunliches in der Vertilgung aller Gurken- und Kürbisfrüchte, die im Delta in Massen gedeihen, und im Frühling gibt es eine Zeit, wo sich die niederen Volksklassen ganz Ägyptens nach uraltem Brauch einer Art Blutreinigungskur unterziehen; dann wird fast ausschließlich, und zwar in ungekochtem Zustand, das sogenannte griechische Heu verzehrt, ein kleeartiges, unangenehm riechendes Hülsengewächs. Schwelgereien größeren Stils, nach seinen bescheidenen Begriffen, kennt der Arme nur zur Zeit des Ramadan und des Beiram, der größten mohammedanischen Feste, dann leistet er sich auch einmal so viel Fleisch, wie der Geldbeutel ihm gestattet. Beim Essen bedient sich der Fellah hauptsächlich der fünfzinkigen Naturgabel, der Hand. Es darf aber nur die rechte Hand zum Munde geführt werden, der Gebrauch der verachteten Linken wäre selbst beim Bettler ein Verstoß gegen die gute Sitte.

Als Getränk dient Wasser, und da ist dem Fellah das Wasser des Nils weitaus das liebste. Es mundet ihm im unfiltrierten Zustand mit seinem stark erdigen Beigeschmack sehr viel besser als das filtrierte Wasser in der Stadt, das nach seiner Behauptung nach gar nichts schmeckt. Alkoholische Getränke nimmt er nicht zu sich, deshalb ist er auch niemals betrunken.

Kleidungssorgen bedrücken den Fellah nicht. Seiner Arbeit auf dem Acker geht er am liebsten in entblößtem Zustand nach, nur mit einem Schurz oder einer kurzen und weiten baumwollenen Hose bekleidet. Außer der Hose trägt er sonst noch ein indigoblaues Hemd und einen mantelartigen Überwurf aus hausgesponnenem braunen Ziegengarn. Dem kurzgeschorenen Schädel schmiegt sich eng eine dicke Filzkappe an. Gewöhnlich geht er barfuß, aber bei festlichen Gelegenheiten läßt er sich gern mit roten oder gelben Schuhen sehen. Die Frauen, in der Jugend oft sehr anmutig und von schönem Wuchs, im Alter infolge übermäßiger Arbeit und körperlicher Vernachlässigung um so häßlicher, tragen ein langes blaues oder schwarzes Gewand, das zugleich auch den Kopf bedeckt. Sie gehen meistens unverschleiert und pflegen nur beim Herannahen eines Fremden einen Zipfel des Kopftuches vor das Gesicht zu ziehen. Ihre Neigung zu Schmuck in Gestalt von Metallringen um Hals, Arme, Handgelenke und Fußknöchel, sowie von

Amuletten und ähnlichem Zierat ist stark ausgeprägt; wer es sich leisten kann, ist oft im Übermaß damit behängt. Schechs, d. h. Ortsvorsteher, und wohlhabende Landleute tragen weite schwarze Mäntel aus möglichst feiner Wolle und auf dem Kopf den Tarbusch (Fes), der mit dem Turban umwickelt wird. Ein langer, dicker Eschenholzstab dient auch heute noch wie zur Pharaonenzeit als Zeichen der Würde.

Der Fellah — sein Name bedeutet Pflüger oder Bauer — darf als der eigentliche, der richtige Ägypter betrachtet werden. Während alle anderen Bevölkerungselemente des heutigen Ägypten teils mehr oder weniger mit fremden Blut durchsetzt, teils überhaupt Fremdstämmige sind, stellen die Fellachen nicht nur den Kern des ägyptischen Volkes und seinen wichtigsten Bestandteil dar, sondern sie dürften sich auch, wenn sie ein stärkeres Nationalbewußtsein hätten, mit Stolz als die direkten Nachkommen der alten Ägypter, der ehemals herrschenden Rasse, also als den Uradel des Landes bezeichnen. Allerdings sind auch sie von fremder Beimischung nicht völlig frei, wie es denn überhaupt eine absolute Rassenreinheit wohl nirgends auf der Erde gibt. Immerhin hat sich bei ihnen der altägyptische Typ durch die Jahrtausende erstaunlich gut erhalten, und das erklärt sich durch ihren Beruf und ihre soziale Stellung. Denn alle die vielen Eroberer des Landes, die Äthiopier, Assyrer, Perser, Araber, Griechen, Römer, Türken, dünkten sich als Verächter des Ackerbaus viel zu gut, um sich mit diesem in Schlamm und Staub mühselig scharwerkenden, unkultivierten Volk, das nicht die geringsten kriegerischen und heldenhaften Eigenschaften besaß, näher einzulassen und in Blutvermischung mit ihm zu treten. Und es gehört zu den unzähligen Witzen und Ironien der Weltgeschichte, daß gerade um dieser Verachtung willen der Fellah seine Eigenart ziemlich ungestört weiterentwickeln konnte und gerade deshalb noch heute wie vor fünftausend Jahren am Nil der ruhende Pol in der Flucht der Erscheinungen ist.

Die Körperbeschaffenheit des Fellahs ist sehr viel besser, als man nach den Umständen, unter denen er sein Leben verbringt: der harten Arbeit, der dürftigen Ernährung, den höchst ungünstigen hygienischen Verhältnissen in seiner Häuslichkeit und in der ganzen Umgebung, eigentlich erwarten sollte. Es ist eben eine ungemein zähe Rasse, die als echtes

Produkt des Heimatbodens gegen die Schädlichkeiten ihrer Lebensführung in hohem Grade gefeit zu sein scheint. Im Durchschnitt mehr als mittelgroß, erfreut sich der Fellah eines kräftigen Knochenbaus, breiter Schultern, weiten Brustumfanges und starker Muskeln. Zur Fettleibigkeit neigt er nicht, was bei der schmalen Kost ja auch begreiflich ist. Der Gesichtsausdruck ist im allgemeinen plump und geistlos, aber gutmütig. Breites und beneidenswert gutes Gebiß, grob geschnittene dicke Lippen, kurze und unschöne Nase, stark vorspringende Backenknochen, abstehende Ohren, große und mandelförmige, meist schwarze Augen mit dichten Wimpern und gradlinigen Brauen, das sind die Hauptmerkmale der Physiognomie. Die Haut des Deltafellahs zeigt ein gelbliches Braun, während die Fellachen Oberägyptens viel dunkler sind.

Auf Schönheit kann der männliche Fellah also wohl kaum Anspruch erheben, höchstens daß einmal kleine Knaben, die noch den Schmelz der ersten Jugend an sich haben, durch Zierlichkeit und offene hübsche Züge auffallen. Dagegen findet man unter den jungen Mädchen und noch ganz jungen Frauen, wie schon gesagt, oft sehr reizvolle Erscheinungen, wenigstens was das Ebenmaß der schlanken Glieder betrifft, die sich unter dem weiten Gewand ohne jeden Druck und Zwang frei entwickeln können. Auch tut hier, wie in manchen anderen Ländern, die Sitte, alle Lasten auf dem Kopfe zu tragen und mit dem ganzen Körper zu balancieren, viel zur Erzielung einer guten Haltung und eines federnden Ganges. Aber der Jugendzauber verflüchtet rasch. Hat die Fellahfrau erst ein paar kleine Kinder, mit denen sie sich überall, auch bei der Arbeit, herumschleppen muß, so vernachlässigt sie sich, und das ganze harte, entbehrungsreiche Leben macht aus der schnell Verblühenden bald ein häßliches altes Weib.

Geistig steht der Fellah auf nur mäßiger Höhe. Seine Sprache ist die ägyptische Mundart des Vulgärarabischen. Die Kinder und jungen Burschen überraschen allerdings oft durch ihre Auffassungsgabe und Anstelligkeit. Aber diese Scheinblüte von Intelligenz schwindet bald dahin. Als Familienvater und ewig bedrückter Arbeitssklave wird der Fellah so stumpf und gleichgültig, daß ihn nur noch seine nächstliegenden Interessen berühren. Nach Bauernart oft eigensinnig bis

zum äußersten Trotz, zeigt er sich gegen seinesgleichen doch auch gutmütig und hilfsbereit. Sehr unangenehm berührt uns die Grausamkeit gegen sein Vieh. Er hat eben, wie so viele Südländer, gar kein Verständnis dafür, daß ein Tier etwas anderes sein sollte als eine nützliche Sache, deren man sich nach Belieben bedient. Überhaupt liegt ihm jede Sentimentalität und jedes tiefere Nachdenken ebensofern wie das ernsthafte Bemühen um eine Verbesserung seines Lebensloses oder der tatkräftige Wille zum Fortschritt.

Schulen gibt es zwar auch in den Dörfern fast überall, sie sind dort den Moscheen angegliedert und stehen unter staatlicher Aufsicht. Aber mit ihrem Lehrplan und ihren Leistungen ist es trotz aller Reformbestrebungen noch immer nicht weit her. Die Kinder lernen zunächst das arabische Alphabet, dann lernen sie die zahlreichen Namen Gottes und einige Koranworte schreiben. Allmählich bringt es der Schüler so weit, daß er den ganzen Koran lesen kann, ohne jedoch den Sinn der Worte zu erfassen. Wenn er mit dem Lesen des Korans, das als eine unerläßliche religiöse Pflicht betrachtet wird, fertig ist, wird er in den Grundregeln der Grammatik und vielleicht ein bißchen Rechnen unterrichtet. Es ist alles ein mechanischer geistiger Drill, von dem der Schüler so wenig profitiert, daß er nach dem Verlassen der Schule das Gelernte bald wieder vergißt.

Läßt also der Schulunterricht der Knaben in den Fellahdörfern recht viel zu wünschen übrig, so ist es mit der Erziehung der Mädchen noch viel übler bestellt. Während im höheren Schulwesen Ägyptens sich auch in dieser Hinsicht eine Aufwärtsbewegung vollzogen hat und man in der bürgerlichen Gesellschaft nach anfänglich starken Widerständen die Wichtigkeit einer besseren weiblichen Bildung im europäischen Sinn jetzt allgemein anerkennt, wollen die Fellachen noch immer nicht einsehen, weshalb ihre Weiber und Töchter Lesen und Schreiben lernen sollen, weil das doch eigentlich brotlose Künste sind, mit denen man auf dem Acker und bei der Hausarbeit nichts anfangen kann. Aus ihrem engen Begriffskreise heraus geurteilt, haben die Bauern ja damit nicht so unrecht. Aber allmählich wird auch der Fellah einmal zu der Erkenntnis gelangen, daß es nicht so sehr auf das Lesen und Schreiben an sich, sondern auf die Ausdehnung des geistigen Horizonts und die

Erstarkung des Willens zum Fortschritt ankommt und daß die Aneignung der Elementarkenntnisse des Wissens hierzu die erste Stufe darstellt. Einer über das Notwendigste hinausgehenden Überbürdung der Bauernkinder mit unnötigem, unverwendbarem Wissensstoff wird kein Vernünftiger das Wort reden.

* * *

Vom landschaftlichen und wirtschaftlichen Standpunkt betrachtet, beginnt das Nildelta schon bei Kairo, im streng geographischen Sinn aber erst 20 Kilometer unterhalb der Großen Brücke von Kairo, an jener unweit von Kaljub gelegenen Stelle, wo sich der Strom in die beiden Mündungsarme von Rosette und Damiette teilt. Hier zieht sich quer über die beiden durch die Deltaspitze voneinander getrennten Nilarme die ausgedehnte Barrage hin, die bis zur Vollendung des Staudammes von Assuan das größte Stauschleusenwerk der Welt und das erste großzügige Unternehmen der neueren Zeit zur Regulierung des Nilwassers gewesen ist.

Schon von weitem leuchten uns in dem wohlbestellten grünen Flachland Türme und Zinnen im normannischen Burgenstil entgegen, ein fremdartig anmutendes Bild in dieser Umgebung. Der Bau der Barrage stammt aus einer Zeit, in der man noch technische Anlagen durch architektonischen Zierat „verschönern" zu müssen glaubte. Wir sind inzwischen längst zu der Erkenntnis gelangt, daß solche Anlagen schon an und für sich hohen ästhetischen Wert besitzen, der um so größer ist, je reiner der Zweckmäßigkeitsgedanke in ihnen zum Ausdruck gelangt. Man braucht nur die romantisch aufgeputzte Barrage mit dem ganz nüchtern sachlichen und gerade deshalb so eindrucksvollen Staudamm von Assuan zu vergleichen und man wird nicht im Zweifel darüber sein, welche der beiden Anlagen die schönere ist.

Trotz dieser ästhetischen Einwendungen und obwohl die alte Barrage in technischer Hinsicht längst überholt ist und die auf sie gesetzten Hoffnungen auch nur zum Teil erfüllt hat, ist sie doch ein imposantes Bauwerk, und es läßt sich begreifen, daß sie früher als eines der größten Weltwunder galt. Wundervoll ist auch der landschaftliche Rahmen, wie er sich, von den Pfeilern der brückenähnlichen Anlage aus gesehen,

dem Beschauer erschließt. In südöstlicher Richtung verfolgen wir das gewaltige Strombett des hier noch ungeteilten, aber große Inseln umschließenden Nils bis zu den Minaretten der Zitadelle von Kairo, den rotgelben Felsen des Mokattam und den blaßblauen Dreiecken der Pyramiden. Breit und mächtig wälzt der Strom seine Wasser durchs Land, belebt von den weißen Segeln der Dahabijen. Gen Osten und Westen leuchten die scheinbar unbegrenzten, in violetter Dämmerung verschwimmenden Flächen der Arabischen und der Libyschen Wüste und nach Norden dehnt sich zwischen den auseinanderstrebenden beiden Armen des Nils fächerartig die ungeheure grüne Fläche des Deltas aus, trotz ihrer Gleichförmigkeit doch nicht eintönig, denn Hunderte von Dörfern, Baumgruppen, zahlreiche große und kleine Kanäle und natürliche Wasserläufe bringen mit ihren mannigfach abgestuften Lokalfarben reiche Abwechslung in das eigenartige, einzig dastehende Landschaftsbild.

Die zunehmende Industrialisierung des früher ganz bäuerlichen Landes macht sich vor allem in den Städten des Deltas bemerkbar. Von Alexandrien, der größten und wichtigsten Handels- und Industriestadt Ägyptens, ist bereits die Rede gewesen, aber auch in den Provinzstädten, wie Tanta, Zagazig, Damanhur, Mansura (Baumwoll-Entkörnungsfabriken) und Damiette (Seiden- und Baumwollenweberei) entfaltet sich eine lebhafte Fabriktätigkeit, die den Kleinbetrieb immer mehr verdrängt. Besonders Zagazig, Eisenbahnknotenpunkt an der vielbefahrenen Strecke Kairo—Ismailia—Port Said, hat sich neben Alexandrien rasch zum Hauptplatz des Baumwollen- und Getreidehandels aufgeschwungen; die vielen ganz modern eingerichteten Spinnereien verleihen manchen Stadtteilen einen fast europäischen Anstrich. Die Gegend rings um Zagazig ist sehr fruchtbar und aufs beste angebaut.

Bedeutend als Handelsplatz ist auch die halbwegs zwischen Alexandrien und Kairo gelegene, 125 000 Einwohner zählende Provinzhauptstadt Tanta, mit stattlichen Regierungsgebäuden und einem Königlichen Schloß. Beim Klange des Namen Tanta leuchten die Mienen des Ägypters auf. Nicht nur in Ägypten, auch in den angrenzenden Ländern ist Tanta wegen zweier Eigenschaften berühmt: einmal als

Wallfahrtsort, denn hier befindet sich das Grab des Sejid el Bedawi, des volkstümlichsten ägyptischen Heiligen, der in der ganzen mohammedanischen Welt verehrt wird, und dann wegen der berühmten Messe, die im August Tanta in ein lärmendes Heerlager verwandelt. Allerdings verliert die Messe mehr und mehr an Bedeutung, aber sie führt doch noch immer eine riesige Menschenmenge nach Tanta, so daß die Straßen und Plätze der Stadt um diese Zeit förmlich verstopft sind. Nicht nur aus dem Delta und dem übrigen Ägypten, auch aus den angrenzenden Saharaländern, aus Arabien, Palästina, Syrien und der Türkei strömen die großen und kleinen Händler hier zusammen. Und nicht nur die Händler und Kauflustigen kommen, sondern nicht minder auch jene, die nicht aus geschäftlichen Gründen reisen, sondern um sich einmal im Jahre recht gründlich zu belustigen. Denn wie überall und von jeher die großen Messen und Jahrmärkte auch Sammelplätze der Elemente waren, die für das Vergnügen der anderen sorgen, so ist auch Tanta um diese Zeit im August der Treffpunkt aller Gaukler, Akrobaten, Musikanten, Märchenerzähler, Sängerinnen, Tänzerinnen und des sonstigen fahrenden Volkes. Es beginnt dann in Tanta ein jahrmarktsmäßiges und so lockeres Treiben, wie man es in mohammedanischen Ländern nicht oft zu sehen bekommt. Im allgemeinen hat der Ägypter, wie überhaupt der Orientale, für ausschweifende Amüsements wenig Neigung. Aber mitunter, wie bei den großen mohammedanischen Festen und hier in Tanta, geht er doch einmal gern aus sich heraus und gerät dann auch ohne Alkohol in einen rauschartigen Zustand, obwohl die Darbietungen, an denen er sich ergötzt, am Maßstabe europäischen Großstadtlebens gemessen, eigentlich recht bescheiden, oft geradezu primitiv sind. Es versteht sich übrigens von selbst, daß die Frauen allen derartigen Schaustellungen und Genüssen fernbleiben.

Für den Fremden ist das Messetreiben von Tanta sehr interessant, weil es ihm Gelegenheit bietet, das Volk auch von dieser Seite kennenzulernen. Großer Beliebtheit erfreuen sich in den unteren Volksschichten auch heute noch, wie in der Blütezeit von Tausendundeiner Nacht, die gewerbsmäßigen Erzähler. Wo einer von ihnen in einem abgelegenen Gassenwinkel oder einer Kaffeeschänke niederhockt und in den röchelnden, abgehackten Lauten des Vulgärarabisch seinen Vortrag beginnt, sieht

er sich alsbald von einer andächtig lauschenden Zuhörerschar umgeben. Diese Erzähler ziehen im ganzen Lande herum; den meisten Zulauf haben sie an den kleinen Orten, wo die Menschen noch nicht durch moderne Darbietungen verwöhnt sind. Ihr Repertoire besteht hauptsächlich aus seltsam ineinander verschachtelten, endlosen Abenteuergeschichten von den volkstümlichen Gestalten der Heldenlegenden, wie den tapferen Beduinen Antara und Abu-Zed oder dem Sultan Ez-Zahir. Manche Erzähler schalten auch Romanzen ein, die sie mit näselnder Stimme in langgezogenen Tönen singen. Aber da es den Vortragskünstlern begreiflicherweise fernliegt, ihr Talent nutzlos zu vergeuden, achten sie energisch darauf, daß sich die Zuhörerschar nicht etwa nur aus „Nassauern" zusammensetzt. Immer dann, wenn der Erzähler sich einem Höhepunkt seiner Geschichte nähert und die Spannung der Zuhörer den stärksten Grad erreicht, läßt er eine Pause eintreten, und entspricht dann das Honorar in Gestalt der freiwilligen Spenden nicht seiner Erwartung, so bestraft er die Knicker mit raschem Abbrechen der Geschichte. Je reicher die Spenden, desto bunter und ausgedehnter die Erzählung, desto abenteuerlicher die Handlung. Gewandte Erzähler finden reichlich ihr Brot. Übrigens beschränkt sich ihr Vortragsprogramm nicht lediglich auf Helden- und Abenteurergeschichten; manche suchen ihr Publikum auch mit sehr gepfefferten Schwänken zu erbauen, an denen die orientalische Literatur nicht arm ist.

Die zuletzt erwähnten Darbietungen leiten zu den derben Späßen der Mohabbazi, der ägyptischen Clowns, hinüber. Sie tun sich in Mimik und Gesten so wenig Zwang an, daß der Inhalt ihrer höchst drastischen Vorträge auch dem, der kein Wort der Sprache versteht, begreiflich wird. Mitunter geben sie auch Marionetten- und Schattenspiele nach Art der nicht unwitzigen, aber sehr anstößigen türkischen Karagöz zum besten.

Mit der arabisch-ägyptischen Nationalmusik ist es eine eigentümliche Sache. Der Ägypter hatte von jeher große Vorliebe für Musik, wie schon durch die zahlreichen Darstellungen musizierender Männer und Frauen auf den altägyptischen Wandbildern sowie aus den in den Gräbern gefundenen Musikinstrumenten hervorgeht. Der Mann aus dem Volk singt gern bei der Arbeit, es macht ihm Vergnügen und es

belebt den Rhythmus seiner Tätigkeit. Er singt beim Steineklopfen, beim Rudern, beim Tragen von Lasten. Gewöhnlich amtiert einer aus der Arbeitergruppe, der sich am besten darauf versteht, als Vorsänger, und die anderen fallen dann im Chore ein. Die Lieder sind meist erotischen Inhalts, häufig ganz nichtssagender Art, aber auch Spottverse werden gern gesungen und dabei zum Teil, wie die bayerischen Schnaderhüpfln, aus dem Stegreif gedichtet. Es fällt dem europäischen Ohr nicht leicht, die richtige Einstellung zum arabisch-ägyptischen Gesang zu finden. Wir vermissen in diesen schwermütig getragenen, endlos hingezogenen, in Nasal- und Fistelstimme schwelgenden Tonfolgen die Melodie, während der Eingeborene entzückt ist, wenn der Sänger jede Note ungefähr eine halbe Minute lang aushält und den Ton dabei anschwellen läßt. Es treten übrigens auch Sängerinnen auf, von denen einige im ganzen Lande berühmt sind.

Zur ägyptischen Instrumentalmusik gehören zwei verschiedenartige Tamburine, eine gewöhnliche und eine trichterförmige Trommel, die Pauke, die Oboe und die Doppelrohrpfeife. Bei voller Orchesterbesetzung kommen noch die Flöte, eine zwei- und eine einsaitige Violine, eine Art Zither und die Laute dazu. Spielt der Eingeborene eines dieser Saiten- oder Blasinstrumente in stimmungsvoller Umgebung, etwa abends am Wasser, für sich allein, so kann es auch für europäische Ohren von eigentümlichem bukolisch-lyrischen Zauber sein, während die Orchestermusik selten befriedigt. In gebildeten Ägypterkreisen erfreut sich die moderne Musik, besonders die deutsche, eifriger Pflege; recht Tüchtiges leistet auch die Militärmusik mit dem schmetternden, feurigen Rhythmus ihrer Märsche.

Wo man im Vergnügungsviertel von Tanta zur Messezeit abends musizieren hört, dort wird gewöhnlich auch getanzt. Nicht etwa daß die Eingeborenen unter sich tanzten, das gibt es nicht, das widerspräche allem Herkommen; sie sind dabei nur der mit den Augen genießende Teil und lassen sich etwas vortanzen. Die Schauplätze dieser choreographischen Künste gleichen sich alle. Ein langgestreckter, hell erleuchteter Raum, an den beiden Langseiten terrassenförmig ansteigende Bänke, hinten an der Schmalseite das Orchester und ein kleiner Kaffeeschank. Auf den Bänken sitzt die Zuschauerschar, natürlich nur Männer. Die

Tür nach der Straße zu bleibt meistens offen, denn der Orientale ist in dieser Hinsicht nicht kleinlich und gönnt den Zaungästen draußen ein Gratisvergnügen, auch soll die so einladend offen stehende Tür möglichst viel zahlungsfähige Kunstfreunde anlocken. Bleibt ein Fremder neugierig stehen, so kommt es wohl vor, daß ein Gehilfe des Kaffeewirtes ihn mit sanfter Gewalt hineinkomplimentiert, denn sein Obolus wird den des Einheimischen sicher um das Mehrfache übertreffen.

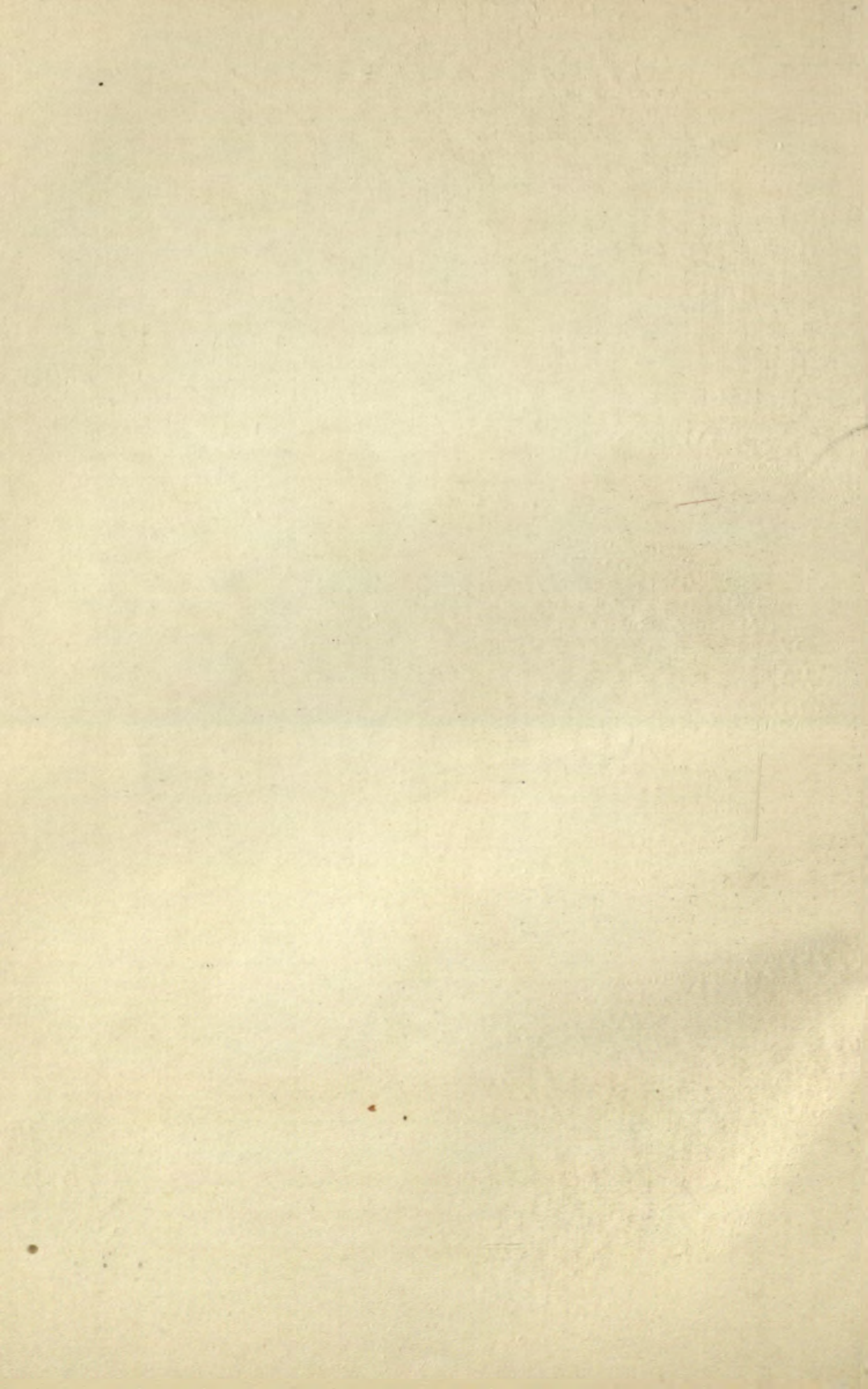
In dem Gange zwischen den Bankreihen zeigen die Tänzerinnen ihre Künste. Die besseren unter ihnen sind vom Stamm der Ghawazi, jenem zigeunerhaften Volk, das in Keneh in Oberägypten beheimatet ist und schon zur Pharaonenzeit für die Kurzweil der damaligen Ägypter sorgte. Es sind zierliche und behende Gestalten, auf deren braunen Gesichtern man die Zurückhaltung und Resignation, die für das einfache ägyptische Weib so bezeichnend ist, vergeblich suchen würde. Ihr Tanz besteht eigentlich nur in einem rhythmischen Schreiten und Drehen und im Spielenlassen der Rumpfmuskulatur. Während die Musik, die Topftrommel und die kreischende Fiedel voran, immer ein und denselben Satz wiederholt, schwebt die Tänzerin auf schiebenden, kaum vom Boden gehobenen Füßen zwischen den Bänken hin und her, der Oberkörper krampfhaft steif, der Blick starr ins Leere gerichtet; die Hände der vorgestreckten Arme heben und senken mit kurzen, ruckweisen Bewegungen eine bunte Schärpe. Plötzlich springt die Musik in ein rasches, aufpeitschendes Tempo über. Die Tänzerin dreht sich nun langsam um sich selbst, wobei die Muskulatur des ganzen Leibes von den Hüften aufwärts in ein seltsames Zittern gerät, so daß die metallenen Ringe um den Hals und die Arm- und Fußgelenke klirren und klingen. Der Kopf mit den halbgeschlossenen Augen ist schmachtend auf die Seite geneigt, die Armbewegungen folgen dem Takt der Musik. Dann wiederum geht der Tanz in ein gleichzeitiges Drehen und Vorwärtsschweben über, das Vibrieren des Oberkörpers und Wiegen der Hüften wird immer heftiger — bis die Musik mit schrillem Mißton urplötzlich abbricht und die Tänzerin in demselben Augenblick, zur Bildsäule erstarrt, stillsteht. Gleich darauf klettert sie über die Bänke zu jenen Zuschauern, die sie beim Tanz trotz ihrer scheinbaren Weltentrücktheit mit geübtem Kennerblick als die voraussichtlich Zahlungsfähigsten und



Musikantinnen aus dem Grabe des Nakht in Theben

Nach N. de G. Davies, Tomb of Nakht

(Veröffentlichung des Metropolitan Museums in New York)



Spendabelsten abgeschätzt hat, und streckt ihnen die schmale braune Hand mit den rotgefärbten Fingernägeln tributheischend entgegen. Und während wir ihr nach arabischer Sitte das gespendete Geldstück gegen die Stirn drücken, haben wir Gelegenheit, ihre phantastischen Ohrgehänge, Halsringe, Spangen, Amulette und das grellbunte leichte Gewebe ihres Gewandes aus der Nähe zu betrachten.

Der Fremde hat an diesen mehr eigenartigen als schönen Tänzen, die trotz ihrer nicht mißzuverstehenden Symbolik doch viel dezenter sind als ähnliche Vorführungen in Europa, bald genug, da, wie es ihm scheinen will, ein Tanz dem andern und eine Tänzerin der anderen zum Verwechseln ähnlich sieht. Anders der Einheimische. Sein Auge unterscheidet da eine Fülle von Abstufungen, von feinsten Nuancen, und er kann sich stundenlang dem Genuß eines Schauspiels hingeben, das ihn zusammen mit der Musik, dem aromatischen Tabak, dem starken Tee oder Kaffee in jenen Zustand des „Kif" versetzt, des behaglichen, tiefbefriedigten Ruhezustandes von Körper und Geist, den der Orientale so liebt und der für ihn die Vorstufe der paradiesischen Freuden bedeutet.

Sechstes Kapitel

Wie das neue Ägypten wurde

Ägypten den Ägyptern. — Der neue Pharao. — Mangel an schöpferischen Kräften. — Bonapartes ägyptische Expedition. — Seine Triumphe und Niederlagen. — Beginn der wissenschaftlichen Erforschung Ägyptens. — Mohammed Alis rascher Aufstieg. — Das Mameluckengemetzel. — Ibrahims glänzende Waffentaten. — Ismail-Pascha, der Talmieuropäer. — Alles bestechlich. — Die pomphafte Einweihung des Suezkanals. — Englands Kanalaktiengeschäft. — Ismails Größenwahn und Entthronung. — Der Aufruhr Arabi-Paschas. — Bombardement Alexandriens. — Arabis Ende. — England setzt sich am Nil fest. — Ägypten seit dem Weltkriege.

Über dem Pyramidenfelde kreist ein englischer Flieger. Enger und enger zieht er seine Spiralen, schon sieht es so aus, als ob er einen sensationellen neuen Rekord aufstellen und auf der Spitze der Cheopspyramide landen wollte. Dicht bei den Pyramiden, hinter dem Menahaus, hat sich im Wüstensand ein britisches Militärkamp mit Zelten und Ställen und selbstverständlich auch dem unvermeidlichen Fußballplatz aufgetan. Schottische Hochländer ziehen, von einer Übung kommend, am Sphinx vorbei. Die Dudelsackpfeifer blasen den ersten Satz, Trompeten, Trommeln und Pauken fangen die melancholischen Molltöne auf und biegen die Melodie ins Martialische um. Für die riesigen Steinhaufen der Pharaonengräber haben die geschmeidigen Burschen begreiflicherweise ebensowenig Interesse wie für die Rätsel des Sphinx; ihre Blicke und Zurufe gelten ein paar braunen Fellahmädchen, die nun, das Kopftuch über das Antlitz ziehend, ihre bedrohte Tugend hinter den Mauern grauer Nilschlammhütten in Sicherheit bringen.

Vor dem Menahaus steht eine Gruppe junger Ägypter der Intelligenzklasse. Sie sehen den Flieger über den Pyramiden kreisen, sie sehen und hören die vorbeiziehenden britischen Soldaten. Sie tauschen Be-

merkungen untereinander aus. Der Inhalt ihrer Worte bleibt mir fremd, aber von welchen Empfindungen sie beim Anblick des fremden Militärs beseelt sind, um das zu wissen, bedarf es keiner Kenntnis der arabischen Sprache. Der Ausdruck ihrer Mienen und Blicke spricht deutlich genug. Überdeutlich, denn sie brauchen sich darin heute nicht mehr, wie einst, Zurückhaltung aufzuerlegen.

Das kräftig zum Ausdruck gelangende Nationalbewußtsein des modernen Ägypters ist eine Erscheinung, an welcher der Fremde, der offene Augen hat, unmöglich vorübergehen kann und die ihm besonders eindringlich zum Bewußtsein kommt, wenn ihm Ägypten schon aus der Zeit vor dem Kriege bekannt war. Denn damals hat man von solchen Regungen, wenigstens in der Öffentlichkeit, nicht viel gemerkt. Anders heute. Man komme mit intelligenten Einheimischen ins Gespräch, man sehe, wie überall, auch in den kleinsten Handwerkerbuden, die Bildnisse der nationalistischen Führer hängen, man beobachte die Bevölkerung beim Aufziehen der ägyptischen Militärmusik, bei Demonstrationsumzügen usw., und man kann nicht im Zweifel darüber sein, daß hier ein neuer Geist seinen Einzug gehalten hat, von dem das Ägypten der Vorkriegszeit nichts wußte oder den es damals aus guten Gründen zu verbergen bemüht war.

Kleine Symptome sind meistens bezeichnender als die großen Gesten. Hier eines von vielen. Früher, vor dem Kriege, drängte sich in den fremden Quartieren Kairos, im Bannkreise der großen Hotels, dem Beobachter der Eindruck auf, als ob sich der gebildete Einheimische, der Mann im modischen Anzug mit dem roten Tarbusch auf dem Kopf, dort immer etwas geniert und nur geduldet fühlte. Zwar saßen auch damals auf den Terrassen und in den Hallen der Hotels Tarbuschmänner, aber das waren bekannte Typen der einheimischen Gesellschaft, große Herren, Geldmänner, Spekulanten, allenfalls auch Hochstapler von Distinktion. Der ägyptische Mittelstand blieb den europäischen Kreisen fern. Er hätte gar nicht gewagt, sich einzumischen, wußte er doch nur zu gut, daß er dort nur zu den „Eingeborenen" und für die Engländer vollends zu den „Farbigen" zählte, und welches Maß von Verachtung ein Engländer, und sei es auch der ungebildetste Tommy, in diese Bezeichnung legt, das ist nicht zu sagen. In den europäisch

geführten Kaffeehäusern und sonstigen Wirtschaften bekam man eigentlich nur Fremde und ortsansässige Europäer zu sehen. Heute aber? Selbst im vornehmsten Hotel würde das Personal es heute nicht wagen, einem anständig gekleideten „Eingeborenen", auch wenn er nicht zu den Lebemannskreisen gehört, den Zutritt zu verwehren, und in den Kaffeehäusern beherrscht die nationale rote Kopfbedeckung dermaßen das Feld, daß die Reihe, sich geniert und nur geduldet zu fühlen, jetzt beinahe am Europäer ist.

Selbstverständlich haben die intellektuellen Ägypter trotz des erwachten und stark entwickelten Nationalbewußtseins Einsicht genug, nebenbei auch „gute Europäer" sein zu wollen. „Ägypten ist kein afrikanischer Staat, wir bilden einen Teil von Europa," hat vor bald zwei Menschenaltern schon der Khedive Ismail Pascha gesagt und mit diesem Wort, dem nicht mit geographischer Logik zu Leibe gegangen werden darf, einem Gedanken Ausdruck verliehen, der heute mehr noch als damals jeden modernen Ägypter beherrscht. Er kann nicht darüber hinwegsehen, daß alle Fortschritte des Landes auf Europäer zurückzuführen sind und daß Ägypten verloren wäre, wenn es sich gegen Europa abschlösse. Er möchte deshalb, wie gesagt, im tieferen Sinne des Wortes selbst Europäer sein, zugleich aber auch wieder Ägypter, das heißt ein Nationalist, der nicht mehr, wie früher, gewillt ist, die Angelegenheiten seines Landes ausschließlich von Fremden leiten zu lassen. Selber die Zügel in die Hand zu nehmen, ist sein Wille. Vieles von seinem patriotischen Sehnen ist ja bereits in Erfüllung gegangen. Auch für Ägypten hat der Weltkrieg Folgen von einschneidender Bedeutung gehabt. Mit den Hoheitsrechten des türkischen Sultans war es vorbei, aus dem Khedive wurde ein Sultan und später, 1922, ein König. Seit Kleopatras Tode hatte Ägypten keinen wirklich unabhängigen Herrscher mehr gehabt. Nun kam wieder ein Pharao, ein richtiger König, auf den Thron, das Land erhielt ein nationales Parlament und in der Person des alten Patrioten Zaghlul-Pascha, des aus seiner Verbannung Zurückgerufenen, einen stark nationalistisch gesinnten Premierminister. England erklärte, daß es in Ägypten keine schwerwiegenden Interessen mehr wahrzunehmen hätte. Es wollte nur unter allen Umständen die Kontrolle über den Suezkanal sowie die Überlandwege nach Indien

und nach dem Sudan behalten, den es trotz aller ägyptischen Proteste nach wie vor als seine Domäne betrachtet. Freilich bedeutet die Kontrolle des Überlandweges nach dem Sudan auch das Fortbestehen gewisser militärischer Sicherungen in Ägypten, und das ist der Grund, weshalb den Ägyptern das peinliche Schauspiel des Kampierens und Exerzierens britischer Truppen am Nil noch immer nicht völlig erspart bleibt. Aber davon abgesehen, steht der Verwirklichung des Losungwortes „Ägypten den Ägyptern" nichts mehr im Wege, und es liegt nun an den Ägyptern, durch Taten zu beweisen, daß die so häufig gehörte Behauptung, sie wären gar nicht imstande, sich selbst zu regieren, ein Irrtum war.

Es wird den Ägyptern allerdings nicht leicht fallen, diese Behauptung zu widerlegen. Denn daß es ihnen in auffälliger Weise an Initiative fehlt, das springt in die Augen. Immer sind es die Fremden gewesen, denen das Land alles kräftige Zugreifen, alle großen Arbeiten, alle Fortschritte zu verdanken hatte. Auch der energische Mann und große Organisator, mit dem das neue Zeitalter Ägyptens begann, der Vizekönig Mohammed Ali, war kein Ägypter, sondern ein Fremder, ein Rumelier. Die größte Handels- und Industriestadt des Landes, Alexandrien, ist, wie wir bereits gesehen haben, eine Fremdenkolonie, in der die Ägypter nur die untere Volksschicht bilden. Das erste Nilstauwerk, die Barrage von Kaljub, haben Fremde gebaut, den Suezkanal desgleichen, die Staudämme von Assuan, Assiût und Esneh ebenfalls. Bis in die Gegenwart hinein waren die Ingenieure fast durchgängig Fremde, ebenso wie die Großunternehmer, die großen Kaufleute und Bankiers. Auch auf kulturellem Gebiet lag alle Initiative ausschließlich bei den Fremden. Ohne die erhaltende und ordnende Tätigkeit der europäischen Forscher hätten die Ägypter ihre Altertümer und Kunstschätze, denen die breite Masse des Volkes nicht das geringste Interesse entgegenbrachte, ruhig weiter verfallen lassen. Und auf dem Gebiet des Bildungswesens hält die konservative Richtung in Ägypten, wie wir an dem Betriebe in der Universität Kairo gesehen haben, noch immer am Ältesten, AlleräItesten fest, während alle modernen Lehranstalten von Europäern eingerichtet worden sind.

Es wäre unrecht, verschweigen zu wollen, daß es auch unter den Ägyptern schon früher fortschrittlich gesinnte Männer von starker

Initiative gegeben hat. Ismail wäre ohne seine Charakterschwächen, vor allem seinen Hang zur Verschwendung, ein großer Organisator gewesen und auch sein Enkel, Abbas II., den der Weltkrieg beseitigt hat, war ein modern gebildeter, höchst unternehmungslustiger Mann. Aber solche Erscheinungen waren und bleiben Ausnahmen, und sogar in den Kreisen des ausgesprochenen Nationalismus, der die Fremden angeblich nicht mehr braucht, herrscht unverkennbar ein empfindlicher Mangel an schöpferischen Kräften, an entschlossener Energie.

Um das heutige Ägypten und das Entstehen der neuen Strömungen im Lande zu verstehen, müssen wir einen Rückblick auf den neuen Zeitabschnitt seiner Geschichte werfen. Wir brauchen uns dabei nicht allzuweit von der Gegenwart zu entfernen, denn das neue Zeitalter Ägyptens beginnt mit dem Einrücken Napoleons ins Land, ist also noch keine 130 Jahre alt.

* * *

Zu Ende des 18. Jahrhunderts befand sich Ägypten im Zustand tiefster Verelendung. Dem Namen nach lag die Oberherrschaft in den Händen des türkischen Sultans, in Wirklichkeit sah sich das Land vollkommen der Willkür der Mamelucken ausgeliefert. Die Mamelucken waren die Nachkommen der im 13. Jahrhundert in Ägypten eingeführten Sklaven kaukasischer und turkmenischer Rasse aus den Randgebieten des Kaspischen Meeres. Man hatte damals aus diesen körperlich tüchtigen, ungemein kriegerischen Leuten eine Leibgarde gebildet, die aber durch ihre Unbotmäßigkeit ihren Herren bald zur Last fiel. Es dauerte nicht lange, da wurden aus den ehemaligen Sklaven selber Herren; die Mamelucken erhoben eigene Sultane auf den Thron, deren Herrschaft fast drei Jahrhunderte währte, bis es dem türkischen Sultan Selim I. gelang, Kairo im Sturm zu nehmen und die türkische Oberherrschaft wiederaufzurichten. Aber die Gewalt der Mamelucken war dadurch keineswegs gebrochen, im Gegenteil. Die vierundzwanzig Mameluckenbeis, die den ägyptischen Provinzstatthaltern beigegeben waren und ihre Gefolgschaft immer aufs neue durch tscherkessische Sklaven ergänzten, rissen in kurzer Zeit die ganze Macht wieder an sich und wußten sich durch rücksichtslose Erpressungen an dem unglücklichen Volk enorm zu bereichern. Allerdings wurde an den Sultan in Konstantinopel noch

immer ein Tribut abgeführt, aber es war eine leere Förmlichkeit, denn in Wirklichkeit hatte der Padischah in Ägypten nichts zu sagen.

So lagen die Dinge, als der junge General Bonaparte den glänzenden Einfall hatte, seinem soeben in Italien erworbenen Lorbeerkranz durch einen Angriff auf Ägypten neue Ruhmesblätter hinzuzufügen. Eigentlich lag nicht der geringste zwingende Grund zu dem kriegerischen Unternehmen vor. Aber Bonaparte hatte dem Direktorium in Paris vorgestellt, wie nützlich es wäre, England auf seiner Etappenstraße nach Indien an der vermeintlich schwächsten Stelle zu treffen und zugleich dem englischen Handel im Mittelmeer einen empfindlichen Schlag zu versetzen, und das Direktorium hatte seine Zustimmung gegeben, hauptsächlich deshalb, um den durch seinen maßlosen Ehrgeiz lästig werdenden General auf diese Weise für längere Zeit kaltzustellen. So begann die denkwürdige ägyptische Expedition, die das uralte Pharaonenland aus seiner Versunkenheit und Vergessenheit mit einem Schlage wieder herausreißen und für einige Jahre in den Mittelpunkt der politischen Interessen Europas rücken sollte.

Bonapartes überlegene Klugheit bekundete sich auch darin, daß er seinem militärischen Stab einen ganzen Zivilstab von Gelehrten, Künstlern und Ingenieuren zum Zweck archäologischer und wirtschaftlich-technischer Untersuchungen beigab. War es dabei in der Hauptsache auch nur seine Absicht, das gewaltsame Unternehmen eines reinen Eroberungszuges kulturell zu bemänteln, so sind wir ihm doch zu Dank verpflichtet. Denn so viel ist unbestreitbar, daß unsere Wissenschaft vom alten Ägypten und von der großen Kultur und Kunst des Landes seit dieser Expedition datiert und die damals erzielten Forschungsergebnisse dem geistig interessierten Europa eine ganz neue Welt erschlossen. Was bis dahin vom alten Ägypten bekannt geworden war, war nur ganz dürftig und höchst lückenhaft gewesen. Erst jetzt wurden die Schleier gelüftet, die über den rätselhaften, halb im Wüstensand begrabenen Bauwerken am Nil lagen, und erst dadurch wurde der Anstoß zu systematischen Forschungen gegeben.

Bonapartes Expedition nahm anfangs, 1798, den erwarteten glänzenden Verlauf. Durch einen kühnen, vom Lande aus durch Verrat begünstigten Handstreich gelang es der französischen Flotte, auf der

Hinfahrt Malta zu nehmen und damit der weltlichen Herrschaft der Malteserritter ein Ende zu machen, ebenso wurde Alexandrien gleich nach der Ankunft am 1. Juli im Sturm erobert. Dann folgte die Schlacht bei den Pyramiden („Soldaten, vierzig Jahrhunderte sehen auf euch herab!"), in welcher der Mameluckenführer Murad-Bei dem 36 000 Mann starken, vorzüglich bewaffneten französischen Korps nur 8—10 000 Reiter entgegenstellen konnte. Kein Wunder, daß er trotz tapferster Gegenwehr geschlagen wurde. Am 22. Juli rückte Bonaparte in Kairo ein, und da jetzt ein ernstlicher Widerstand kaum noch zu erwarten war, schien dem Unternehmen der denkbar beste Ausgang sicher zu sein. Aber man hatte im Taumel der Erfolge einen Faktor nicht gebührend in Rechnung gestellt: die englische Flotte, die obendrein unter dem Befehl eines Nelson stand. Nelson erschien am 1. August mit seinem Geschwader auf der Reede von Abukir bei Alexandrien und bereitete der dort vor Anker liegenden französischen Flotte, die aus dreizehn Linienschiffen und vier Fregatten bestand, eine so vernichtende Niederlage, daß nur zwei Linienschiffe und zwei Fregatten entkamen.

Durch diesen unerwarteten Schlag geriet Bonapartes Expedition in die ernsteste Gefahr. Nicht nur, daß sie von der Heimat vollständig abgeschnitten war und nicht einmal Nachrichten empfangen und übermitteln konnte — denn die Engländer fingen alles ab — erklärte jetzt auch die Türkei Frankreich den Krieg und wiegelte die ägyptische Bevölkerung, die den französischen Befreiern vom Mameluckenjoch bisher sympathisch gegenübergestanden hatte, dermaßen auf, daß in Kairo ein bedenklicher Aufstand ausbrach. Er wurde mit blutiger Strenge unterdrückt. „Jede Nacht," so schrieb Bonaparte damals, „lassen wir ungefähr 30 Aufrührer köpfen, darunter viele Scheichs. Das wird, glaube ich, eine gute Lektion sein."

Als im Dezember türkische Truppen sich aus Syrien gegen Ägypten in Bewegung setzten, zog Bonaparte ihnen nach seinem strategischen Grundsatz, dem Feinde durch überraschenden Angriff zuvorzukommen, mit 13 000 Mann entgegen. Er drang auf der biblischen Karawanenstraße durch die arabische Wüste in Palästina ein, eroberte Jaffa und richtete dort ein grauenhaftes Blutbad an. Nach seinen eigenen Angaben ließ er nicht nur alle Gefangenen über die Klinge springen und

die Stadt plündern, sondern auch noch 3 000 Unbewaffnete, die sich in die Moscheen geflüchtet hatten, niedermachen, und noch dazu, um Patronen zu sparen, mit dem Bajonett. Erst vor der Festung Akka, die von den Türken besetzt war, stieß Bonaparte auf heftigen Widerstand; nach zweimonatiger vergeblicher Belagerung Akkas mußte er mit dem auf die Hälfte zusammengeschmolzenen Heer nach Ägypten zurückkehren. Das war ein harter Schlag für den vom Glück Verwöhnten, der schon in den verwegensten Zukunftsphantasien geschwelgt hatte. „Wenn Akka fällt," so hatte sich Bonaparte damals geäußert, „rufe ich ganz Syrien zur Erhebung, besetze Damaskus und Aleppo, verheiße dem Volk die Befreiung von der Mißregierung des Sultans, lange mit bewaffneten Massen in Konstantinopel an, stürze die türkische Herrschaft, gründe im Orient ein neues großes Reich und kehre über Wien zurück, indem ich Europa im Rücken fasse und das Haus Österreich vernichte." Aus diesem großzügigen Programm wurde nun allerdings nichts, vielmehr begann bei glühender Hitze und unter den schwersten Entbehrungen ein furchtbarer Rückmarsch durch die Wüste. Hätten die Türken noch soviel Energie aufgebracht, dem Feinde nachzusetzen und ihn anzugreifen, so wäre wahrscheinlich kein einziger Franzose entkommen, und Napoleon Bonapartes weltgeschichtliche Laufbahn hätte schon damals ein frühzeitiges Ende erreicht.

Es gelang indessen dem General, diese Scharte durch einen neuen glücklichen Streich wieder auszuwetzen. Bald nach Beendigung seines fluchtähnlichen Rückzuges landeten die Türken unter dem Schutz englischer Kriegsschiffe bei Abukir ein Heer von 18 000 Mann. Bonaparte schritt sofort zum Angriff und bereitete den Türken dank ihrer unfähigen Führung eine so vernichtende Niederlage, daß nur wenige entkamen. Durch den glänzenden Sieg wurde der Ruhm des Generals und seines Heeres völlig wiederhergestellt, und als Bonaparte kurz darauf, durch die aus der Heimat kommenden Nachrichten beunruhigt, nach Frankreich zurückkehrte, sah er sich dort, wo die unhaltbar gewordenen innerpolitischen Zustände nach einem Mann der Tat, einem Diktator, verlangten, als Held, Liebling des Volkes und Erlöser begrüßt.

Bonaparte hatte den Oberbefehl des in Ägypten verbliebenen Expeditionskorps dem General Kleber übertragen und den tapferen

Mann damit vor eine höchst undankbare Aufgabe gestellt. Denn es fehlte an allem, an Munition, an Kleidung, an Geld, und da es in der ägyptischen Bevölkerung immer bedenklicher gärte, konnte jeden Augenblick eine Katastrophe erfolgen. Kleber machte sich deshalb an die Liquidation des Unternehmens und sicherte sich durch einen Vertrag mit den Türken und Engländern den ehrenvollen Abzug des Heeres. Als er jedoch einen Teil Ägyptens bereits geräumt hatte, forderten die Engländer plötzlich die Kriegsgefangenschaft der gesamten französischen Streitkräfte. Die Antwort darauf war die Schlacht, die Kleber dem türkischen Heer am 21. März 1800 beim antiken Heliopolis lieferte und die mit einem überraschenden Sieg der Franzosen über den ums Mehrfache überlegenen Feind endigte. Dadurch bekam Kleber ganz Ägypten wieder fest in die Hand. Aber ein paar Monate später wurde er in Kairo vom Dolch eines fanatischen Arabers getötet, und das Oberkommando ging auf den unfähigen General Menou über. Als im Jahre 1801 ein kombinierter Vormarsch von englischen, türkischen und indischen Truppen erfolgte, zauderte Menou, nach napoleonischer Taktik dem Angriff zuvorzukommen, und sah sich deshalb Ende August zu einer Kapitulation gezwungen, die seinen Truppen freien Abzug gewährte. So endigte nach dreiundeinhalbjähriger Dauer das Abenteuer der ägyptischen Expedition, die im großen und ganzen trotz glänzender Waffentaten doch erfolglos gewesen war und weder den Engländern noch den Türken nachhaltigen Schaden zugefügt hatte. Die Franzosen mußten froh sein, sozusagen noch mit einem blauen Auge davonzukommen. Wirklich genützt hatte das Unternehmen nur einem: Napoleon Bonaparte, der den Siegen bei den Pyramiden und bei Abukir eine unerhörte Steigerung seiner Volkstümlichkeit zu verdanken hatte.

Aber auch die Wissenschaft hat, wie schon bemerkt, aus der ägyptischen Expedition Nutzen gezogen, denn die in 26 starken Bänden niedergelegten Forschungsergebnisse der mit Bonaparte hinausgezogenen Gelehrten, zu denen Männer wie Berthollet, Champollion, Conté u. a. gehörten, waren von grundlegender Bedeutung für die Ägyptenforschung. Champollions genialem Scharfsinn gelang es, die Hieroglyphenschrift, deren Kenntnis schon vor der römischen Kaiserzeit verloren-

gegangen war, zu entziffern und dadurch die stumme Bilderschrift wieder zum Reden zu bringen. Auf den Erfolgen der französischen Gelehrtenexpedition weiterbauend, erschloß im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts und bis in die neueste Zeit hinein planmäßige Forschertätigkeit nach und nach die ganze Kultur und Kunst des alten Ägyptens. Sie hat die Vertreter aller Nationen, Männer wie Richard Lepsius, Mariette, Gaston Maspero, Flinders Petrie, Heinrich Brugsch-Pascha, Ludwig Borchardt, Georg Steindorff, Howard Carter, um nur einige Namen zu nennen, in friedlichem Wettbewerb vereinigt und ungemein reiche Früchte getragen.

* * *

War es dem Korsen beschieden gewesen, die Augen der Welt auf Ägypten zu lenken und das uralte Land auf so gewaltsame Weise, mit Kanonendonner und allen Schrecken des Krieges, aus seiner Vergessenheit zu reißen, so sollte bald darauf einem anderen landfremden Emporkömmling niederer Herkunft die Rolle zufallen, aus Ägypten wieder ein geordnetes und modernen Ideen zugängliches Staatswesen zu machen. Mit ihm beginnt Ägyptens neue Zeit.

Dieser Mann, Mohammed Ali, der der Begründer des heute von neuem regierenden Herrscherhauses ist, war 1769 zu Kawala in Mazedonien als Sohn eines Aufsehers der Straßenwächter geboren, besaß also von Hause aus keineswegs die Anwartschaft auf eine ruhmreiche Laufbahn und einen Thron. Aber er hatte mit Napoleon den brennenden Ehrgeiz und die rücksichtslose Tatkraft gemein und stieg als Soldat bald rasch empor. Mohammed Ali nahm in türkischen Diensten an den Kämpfen gegen das französische Expeditionskorps erfolgreich teil, und als nach dem Abzug der Franzosen aus Ägypten der Hader zwischen den Mameluсken und den türkischen Paschas von neuem ausbrach, verstand es der Rumelier, sich beim leidenden Teil, dem Volk, so beliebt zu machen, daß es ihn 1805 an Stelle des unfähigen türkischen Gouverneurs in Kairo zum Pascha ausrief. Der Pforte blieb nichts anderes übrig, als die Wahl des Volkes zu bestätigen, und so hielt Mohammed Ali feierlichen Einzug in die Zitadelle von Kairo.

Mohammed Ali hatte zwei Feinde: die Mamelucken und England. Die Mameluckenbeis sahen sich durch den neuen Pascha, der ihren

Erpressungen am Volk und ihrer Vormachtstellung ein Ende machen wollte, aufs äußerste bedroht, und die englische Regierung fürchtete, daß ihr dieser tatkräftige und organisatorisch begabte Mann bald sehr unbequem werden könnte. Sie hatte durchaus kein Interesse an geordneten Verhältnissen in Ägypten; im Gegenteil, je mehr es dort drunter und drüber ging, desto besser ließ sich im Trüben fischen. England versuchte es zunächst mit politischen Intrigen gegen Mohammed Ali, und als das sonst so bewährte Mittelchen aus der diplomatischen Hausapotheke diesmal versagte, besetzte ein englisches Geschwader Alexandrien und Rosette.

In dieser schwierigen Lage zeigte sich die überlegene Schlauheit des Rumeliers in vollem Glanz. Mit zwei Feinden zugleich konnte er es nicht aufnehmen, deshalb beschloß er, sich zunächst mit den Mameluden zu einigen und mit ihrer Hilfe die Engländer zu vertreiben, um dann später, sobald das gelungen war, den Helfern den Hals umzudrehen. Alles verlief nach Wunsch. Mohammed Ali brachte die Mameluckenbeis auf seine Seite und schlug die Engländer in zwei Schlachten mit so entscheidendem Erfolg, daß die englische Flotte abziehen mußte. Darauf fiel er über die Mameluden her und drängte sie zeitweilig bis Nubien zurück. Aber die Mameluckenbeis lebten noch immer, und um diese ewigen Stehaufmännchen, die auf die Dauer nicht umzuwerfen waren, nun endlich einmal für alle Zeiten loszuwerden, griff der Pascha zu einem Mittel, das an Ungeheuerlichkeit in der Weltgeschichte kaum seinesgleichen hat.

Mohammed Ali erließ an sämtliche 480 Mameluckenbeis die feierliche Einladung zu einer Versammlung am 1. März 1811 in der Zitadelle von Kairo. Er wollte sich dort mit ihnen beraten und freundschaftlich auseinandersetzen; auch sollte es zugleich ein Abschiedsfest zu Ehren seines Sohnes Tusan werden, dem er den Oberbefehl einer Expedition nach Arabien übertragen hatte. Kein Unheil ahnend und erfreut darüber, daß sie wieder zu einem guten Einvernehmen mit dem Pascha gelangen sollten, fanden sich die Mameluckenbeis von allen Seiten in Kairo ein. Es war ein strahlender Frühlingstag und ein blendendes Schauspiel, wie die ritterlichen Gestalten der Beis hoch zu Roß, in ihren kostbaren Festgewändern, im Schmucke der glitzernden Prunkwaffen, voll ge-

spannter Erwartung des Kommenden durch das mächtige Tor Bab-el-Azab ihren Einzug in die Zitadelle hielten.

Voll gespannter Erwartung des Kommenden... Ja, es kam — aber anders, als die Geladenen es erwartet hatten. Als die Festungstore hinter dem langen Zug der Berittenen wieder geschlossen waren und die Mameluckenbeis sich in der engen Gasse zwischen den hohen Außenmauern und der Zitadelle befanden, fiel ein Kanonenschuß. Die Beis hielten ihn für das Signal zur Eröffnung der Festlichkeiten, für eine Begrüßung. Aber in demselben Augenblick prasselt ein Kugelregen auf sie herab. Auf den Mauern und den Gebäuden sind in sicherer Stellung Hunderte von albanesischen Schützen versteckt und eröffnen Schnellfeuer auf die unglücklichen Gäste. Panik bricht aus, zu Dutzenden stürzen Pferde und Reiter, andere Pferde werden scheu, rasen davon, zertreten die Verwundeten, verstricken sich in dem Engpaß in wüste Knäuel. Die Mamelucken, die im ersten Augenblick völlig konsterniert waren, schäumen vor Wut, springen aus dem Sattel, suchen den Feind, wollen kämpfen, ihr Leben verteidigen oder so teuer wie möglich verkaufen. Aber vom Feinde ist kaum eine Spur zu sehen, die albanesischen Schützen befinden sich hoch oben in sicherer Hut und fahren in ihrem feigen Mordhandwerk so ruhig fort, als ob es ein Scheibenschießen gelte. Reihenweise sinken die Beis, tödlich getroffen oder schwer verwundet, zu Boden, und wer noch verschont geblieben ist, sucht zu entkommen. Vergebliche Mühe! Aus dieser furchtbaren Mausefalle gibt es keinen Ausweg. Rechts und links die hohen Mauern, vorn und hinten alles versperrt — und von oben ununterbrochen der bleierne Hagel...

In einer Viertelstunde ist alles vorbei. Vierhundertachtzig tote oder noch zuckende Menschenkörper, zwischen und unter Pferdekadavern eingekeilt, bedecken das Pflaster. Über die Prunkgewänder, über goldenen Zierat rieselt Blut. Hier und dort stöhnt ein Schwerverwundeter, sucht sich aufzurichten, tastet nach seiner Waffe — ein Pistolenschuß oder ein Hieb mit dem Jatagan gibt ihm den Rest, denn die Albanesen sind jetzt aus ihrer sicheren Hut hervorgekommen und halten Nachlese. Ihr Herr darf zufrieden sein, man hat ganze Arbeit getan, die Regie dieses grausigen Massenmeuchelmordes klappte vorzüglich. Nur ein einziger Mameluckenführer, Emin-Bei, soll, wie erzählt wird, dem Gemetzel

entronnen sein, indem er mit seinem Pferd durch eine Mauerlücke 24 Meter tief in den Wallgraben sprang; das Pferd blieb dort mit gebrochenen Gliedern liegen, während der wie durch ein Wunder unverletzt gebliebene Bei sich in Sicherheit bringen konnte.

Inzwischen harrte im großen Festsaal der Zitadelle, stumm vor sich hinstarrend, im Kreise der Getreuen Mohammed Ali des Kommenden. Die Minuten verstrichen. Das Knattern des Pelotonfeuers drang in den Saal; es übertönte jedes andere Geräusch, so daß von dem Wut- und Verzweiflungsgeschrei der Überfallenen nichts zu vernehmen war. Mohammed Ali saß und schwieg.

Als nur noch vereinzelte Schüsse fielen, die Gnadenschüsse, trat, vor Erregung zitternd, sein italienischer Leibarzt Mendrici in den Saal und beglückwünschte mit heiserer, stockender Stimme den Pascha zum erfolgreichen Werk, zur Austilgung seiner hartnäckigsten Widersacher. Mohammed Ali entgegnete kein Wort, starrte nur vor sich hin — ließ sich zu trinken geben und trank — und trank...

Zu gleicher Zeit aber und in den folgenden Tagen wurden auf ein gegebenes Zeichen hin auch im ganzen Lande alle Mamelucken in höherer Stellung, rund 1100, überfallen und niedergemacht. Damit war die Mameluckenfrage endgültig gelöst. Mohammed Ali hatte durch diese Greueltat, die zugleich eine schwere Versündigung gegen das religiöse Gesetz von der Unverletzlichkeit des Gastes bedeutete, eine ungeheure Blutschuld auf sich geladen. Wäre ihm eine Rechtfertigung überhaupt notwendig erschienen, so hätte er sagen können, daß es das einzige Mittel gewesen wäre, um der Mameluckenherrschaft, diesem Krebsschaden Ägyptens, ein für allemal ein Ende zu machen. Das ist ihm in der Tat gelungen. Aber daß es den breiten Massen des Volkes von jetzt ab erheblich besser gegangen wäre, läßt sich nicht behaupten. Sie durften sagen: „Die Bösen sind wir los, das Böse ist geblieben." An die Stelle der Mamelucken traten andere Peiniger. Denn trotz aller Reformen, die Mohammed Ali später im Verwaltungs- und Wirtschaftsleben eingeführt hat, wurden den Bauern gegenüber beim Eintreiben der Steuern usw. doch immer wieder die alten „bewährten" Zwangsmittel angewendet, unter denen der Kurbasch, die kurze Nilpferdpeitsche, die Hauptrolle spielte.

Auch darin war Mohammed Ali ein orientalischer Napoleon, daß ihn ein dämonischer Trieb zu kriegerischen Unternehmungen, zu Eroberungen beseelte. Zuerst nimmt er sich die immer bedrohlicher werdende Sekte der Wahhabiten vor, die unter dem Vorgeben, die ursprüngliche Reinheit der islamitischen Religion wiederherstellen zu wollen, eine Art Bilderstürmerei betrieb, die Tempel und Heiligengräber zerstörte und sich, immer mehr an Anhängerschaft gewinnend, schon in den Besitz Arabiens gesetzt hatte. In jahrelangem Feldzug, den Mohammeds Sohn Tusan und später sein Adoptivsohn, der ausgezeichnete Feldherr Ibrahim-Pascha, führt, wird die Macht der Wahhabiten siegreich gebrochen. Um seine widerspenstigen und zügellos gewordenen albanesischen Truppen auf andere Gedanken zu bringen und zu beschäftigen, schickt Mohammed Ali sie auf militärische Expeditionen nach Nubien und dem Sudan. Inzwischen bildet er mit Hilfe französischer Offiziere aus den Fellachen eine Armee von 25 000 Mann, die sich als so brauchbar erweist, daß sie unter Ibrahim-Paschas Führung im griechisch-türkischen Krieg zugunsten der Türken den Ausschlag gibt und den Griechen auf dem Peloponnes die schwersten Niederlagen beibringt. Durch diese Erfolge immer kühner geworden, hält Mohammed Ali 1832 den Zeitpunkt für gekommen, sich von der Oberherrschaft der Türken freizumachen. Er fordert vom Sultan, der die ehrgeizigen Pläne seines Vasallen mit wachsender Unruhe verfolgt, die Überlassung Syriens, und als ihm das abgeschlagen wird, kommt es zum Bruch. Ibrahim rückt in Syrien ein und hat nach Jahresfrist ganz Kleinasien fest in der Hand, und nur die Intervention der europäischen Mächte kann den Sultan noch im letzten Augenblick retten. Es kommt mit Hilfe von dieser Seite ein für die Türkei noch einigermaßen günstiger Friede zustande, immerhin erhält Mohammed Ali das eroberte Syrien als Lehen.

Der Friede dauert nicht lange, denn je älter der ägyptische Napoleon wird, desto hartnäckiger verbeißt er sich in die Idee, von den Herren am Bosporus ganz unabhängig zu werden und seinen Nachfolgern ein souveränes Königreich zu hinterlassen. Das wäre ihm auch unschwer geglückt, wenn nicht England von einem zu starken Ägypten eine ernstliche Bedrohung seiner östlichen Interessen befürchtet hätte und deshalb

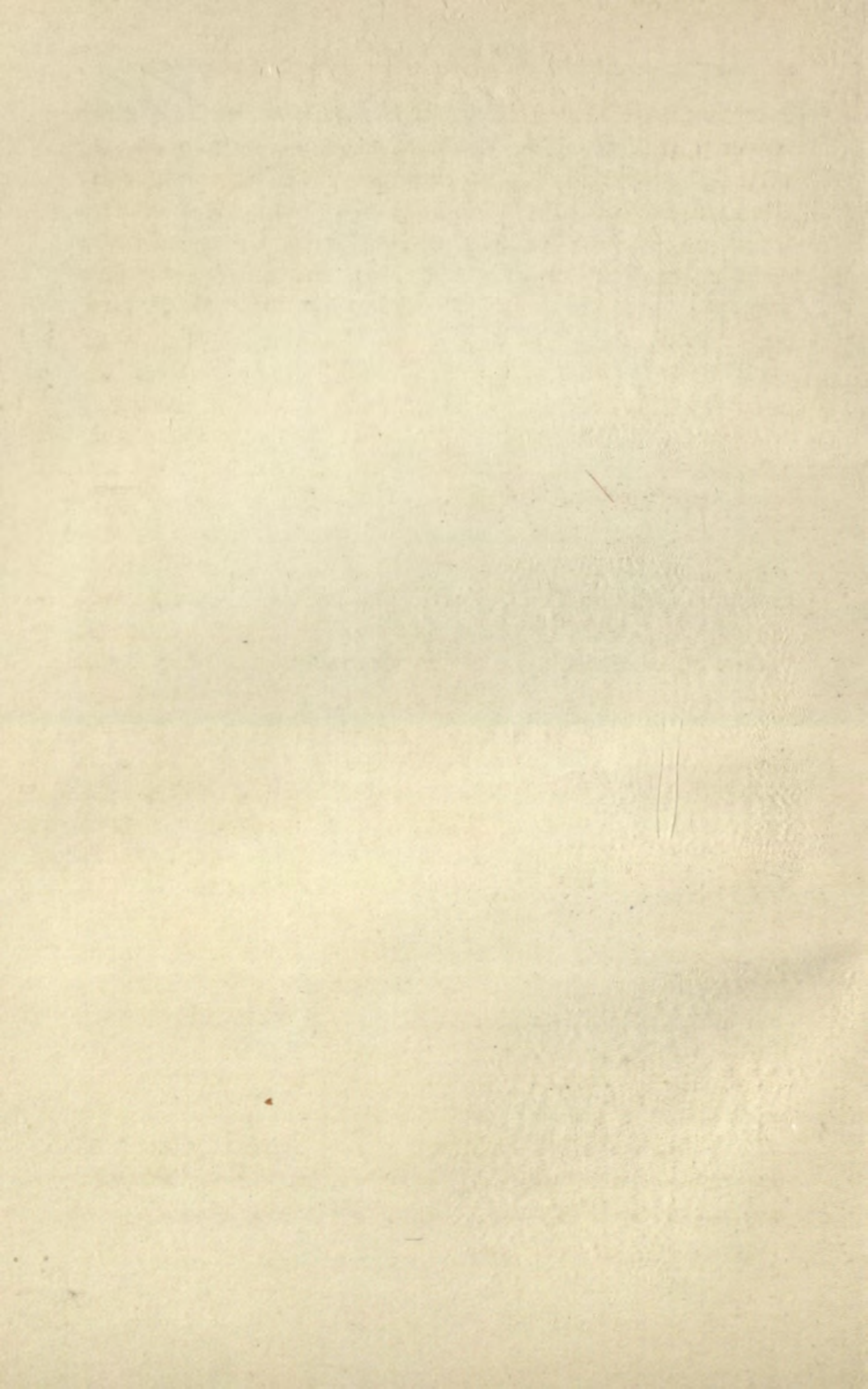
entschlossen war, die Türkei unter allen Umständen zu unterstützen. 1839 bricht der abermalige kriegerische Konflikt zwischen der Hohen Pforte und Ägypten aus. Die Kämpfe ziehen sich von Syrien weit nach dem Osten hin, und zwischen Euphrat und Tigris wird das türkische Heer von den Ägyptern, wiederum unter Ibrahims Führung, bis zur Vernichtung geschlagen. Der gleich darauf erfolgende Tod des Sultans erhöht die Verwirrung auf türkischer Seite, der türkische Großadmiral geht mit seiner ganzen Flotte zu Mohammed Ali über, und dieser sieht bereits im Geiste seine ehrgeizigsten Wünsche erfüllt, sieht sich nicht nur als souveränen König über Ägypten, sondern als Padischah, als Sultan und Beherrscher eines osmanisch-ägyptischen Reiches, das vom Balkan zum Sudan und bis nach Persien reicht.

Aber das tragische Verhängnis, das auch den glänzendsten militärischen Erfolgen Mohammed Alis und Ibrahims einen bleibenden Gewinn nicht gönnt, greift wiederum ein. Die beiden können wohl mit den Türken fertig werden, aber nicht mit der Politik der europäischen Kabinette und mit dem entschlossenen Willen Englands, Ägypten über das Niveau eines untergeordneten Vasallenstaates nicht herauskommen zu lassen. Ein englisch-österreichisches Geschwader kommt der Türkei zu Hilfe, seine Truppen bringen den geschwächten Streitkräften Ibrahims im Libanon eine schwere Niederlage bei, so daß sich die Reste des ägyptischen Heeres in schlechtester Verfassung fluchtartig auf den Heimatboden zurückziehen müssen. Um das Unglück voll zu machen, erscheint 1840 ein englisches Geschwader vor Alexandrien und erzwingt Mohammed Alis bedingungslose Unterwerfung. Der jetzt schon Einundsiebzigjährige fühlt nicht mehr die Kraft in sich und hat auch nicht mehr die Machtmittel, um Widerstand zu leisten. Er muß sich fügen und muß noch zufrieden damit sein, daß ihn die Hohe Pforte sehr glimpflich behandelt. Denn sie beläßt ihn in seiner Stellung und gesteht seiner Familie die Erblichkeit der Herrschaft über Ägypten unter türkischer Oberhoheit zu.

Damit hatte die heroische Epoche des zu neuem Leben erweckten Landes am Nil ihren Abschluß gefunden. Mohammed Ali konnte den schweren Schlag nicht mehr überwinden. Er suchte Vergessen in angespanntester, der Außenpolitik und dem Kriegerischen völlig abgewandten



Die Zitadelle von Kairo mit der Mohammed-Ali-Moschee



Friedensarbeit. Der Hebung der Landwirtschaft, die ihm schon immer sehr am Herzen gelegen hatte, galten die letzten Jahre seiner erlöschenden Kraft. Zu Schubra bei Kairo gründete er eine landwirtschaftliche Versuchsstation, setzte sich, von allen rückständigen Elementen des Landes als phantastischer Narr verlacht, mit weitschauendem Blick für die Kultur von Baumwolle und Zuckerrohr ein, ließ die alten versumpften Kanäle säubern und füllen, Tausende von Brunnen graben, machte sich den Bau der großen Nilbarrage bei Kaljub zur letzten Lebensaufgabe und stellte die erste Dampfpumpe des Landes auf. Aber dann machten sich bei ihm Spuren geistiger Zerrüttung bemerkbar, so daß er sich 1844 von den Regierungsgeschäften zurückziehen mußte. 1848 wurde Ibrahim als sein Nachfolger eingesetzt, aber der ebenfalls aufs schwerste enttäuschte und verbitterte Feldherr starb noch in demselben Jahre, wie es heißt, an Gift, und 1849 folgte ihm Mohammed Ali in den Tod.

Eine geniale Natur, ein Mann der Tatkraft und des glühenden Ehrgeizes ging mit ihm dahin. Wenn Ägypten, das seit tausend Jahren und mehr sozusagen gar nicht mehr existiert hatte, wieder so viel von sich reden machen konnte wie kaum jemals zuvor und ein Menschenalter hindurch ganz Europa in Spannung hielt, so war das Mohammed Alis Werk; er hat bewiesen, daß der Ägypter unter der Führung einer starken Hand durchaus des Aufschwunges fähig war. Es läßt sich nicht leugnen, daß Mohammeds Charakterbild keineswegs fleckenlos ist und einige sehr bedenkliche Eigenschaften zeigt, vor allem jene Skrupellosigkeit in der Wahl der Mittel, die er besonders bei dem Mameluckengemetzel bekundet hat. Aber man muß ihm die Anschauungswelt zugute halten, in der er groß geworden ist, und wenn seine Widersacher im Punkt der Verschlagenheit hinter ihm zurückblieben, so ist die Ursache weniger in einem Überfluß an Tugend als vielmehr in einem Mangel an Begabung zu suchen.

* * *

Da war der Enkel Mohammed Alis, Ismail, der fünfte in der Reihe der neuen Pharaone, aus ganz anderem Holze geschnitzt. Ehrgeizig war auch er im höchsten Grade, aber sich persönlich Gefahren aus-

zusetzen, das lag ihm nicht. Das widerstrebte schon seiner ganzen Natur, seinem zur Üppigkeit und zur Weichlichkeit neigenden Wesen, das von den außerordentlichen kriegerischen Eigenschaften seines Vaters Ibrahim nicht das Geringste übernommen hatte. Ismail war 1830 geboren und erhielt in Paris eine Erziehung, die ihn äußerlich zum Talmieuropäer machte, während er innerlich doch immer der echte Orientale blieb. Jemand, der Ismail während seiner Pariser Zeit täglich zu beobachten Gelegenheit hatte, schildert ihn treffend in folgender Weise:

„Ismail und sein Bruder Mustapha pflegten in Paris alles zu kaufen, was sie sahen; sie waren wie die Kinder, nichts war schön genug für sie; sie kauften Wagen und Pferde, wie die der Königin Viktoria oder des Kaisers, und ließen sie dann aus Mangel an Aufsicht und Reinigung verkommen. Die Leute, mit denen Ismail am liebsten sprach, waren seine Diener, die Burschen, die ihm seine Pfeifen brachten und mit gekreuzten Armen vor ihm standen. Manchmal saß er auf seinem Sofa und rauchte und erzählte ihnen stundenlang Geschichten über Weiber und dergleichen. Manchmal versuchte er eine französische Novelle zu lesen, aber er brauchte zwei Stunden zu einer Seite. Einige Male sah ich ihn versuchen zu schreiben. Seine Buchstaben waren einen halben Zoll hoch, wie die im Schreibheft eines Kindes. Ich glaube nicht, daß er je einen Satz zu Ende brachte."

Ismail war ein Blender und konnte mit seiner Liebenswürdigkeit, seiner verschwenderischen Freigebigkeit hinreißend wirken; seine Bildung war oberflächlich, aber er verstand das Wenige, das er wußte, geschickt zu verwerten und sich wirkungsvoll in Szene zu setzen; von Natur gutmütig und mitteilsam, konnte er doch wieder sehr listig und auf seinen Vorteil bedacht sein; er war launisch und unbeständig, bald apathisch, bald wieder von lebhaftester Geschäftigkeit erfüllt, ohne jedoch ein einziges der zahllosen Projekte, die ihn dann in Atem hielten, ernsthaft und ausdauernd bis zu Ende zu verfolgen. Im allgemeinen gesagt, ist er zeitlebens ein großes Kind geblieben.

Ismail folgte auf seinen Onkel Said und trat nach dessen Tode 1863 die Herrschaft mit der üblichen schwungvollen Proklamation an, die besonders dem kleinen Manne, dem Fellah, den Himmel auf Erden in Aussicht stellte. Seine Anfänge waren vielversprechend, und sein

humanes Wesen stand in wohltuendem Gegensatz zu dem seiner Vorgänger, des rückständigen, europäerfeindlichen Abbas I., eines der übelsten Tyrannen, und des zwar besser veranlagten, aber auch höchst willkürlichen Said. Von Said erzählt Lord Cromer eine kleine, verhältnismäßig harmlose Geschichte, die sehr bezeichnend ist dafür, wie rasch orientalische Despoten manchmal von dem einen Extrem der Ungerechtigkeit zu dem andern Extrem einer verschwenderischen Freigebigkeit hinüberwechseln. Einmal fuhr Said auf einem Dampfer von der Barrage nach Kairo. Der Nil war niedrig, und der Dampfer blieb im Schlamm stecken. Said befahl, dem „Reis" (Steuermann) hundert Hiebe mit dem Kurbasch zu verabfolgen. Es geschah. Der Dampfer wurde wieder aus dem Schlamm flottgemacht und setzte seine Fahrt fort. Kurz darauf blieb er abermals sitzen. Said brüllte: „Gebt ihm zweihundert!" worauf der unglückliche Reis einen Anlauf nahm und über Bord sprang. Ein Boot wurde ausgesetzt und er wieder an Bord des Dampfers gebracht. Said fragte ihn, warum er über Bord gesprungen wäre. Der Mann erklärte, daß er sich lieber der Gefahr des Ertrinkens aussetze, als den Schmerzen einer zweiten Tracht Prügel. „Narr," rief Said in plötzlicher Sinnesänderung aus, „als ich zweihundert sagte, meinte ich nicht Schläge, sondern Goldstücke." Und demgemäß erhielt der Mann einen Beutel mit dieser Summe Geldes. Die Gemüter der Orientalen — fügt Lord Cromer seiner Erzählung hinzu — sind so seltsam beschaffen, daß dabei vielen wahrscheinlich mehr die Freigebigkeit des Geschenkes als die Grausamkeit und Ungerechtigkeit der vorangegangenen Prügel aufgefallen ist.

Gelegentlich erlaubte sich Said die sinnlosesten Streiche. So wird erzählt, daß er, um seinen Mut zu beweisen, der von der europäischen Presse angezweifelt worden war, einen Kilometer Straße hoch mit Schießpulver bestreuen ließ. Dann schritt er, feierlich eine Pfeife rauchend, die Straße entlang, wobei ihn ein zahlreiches Gefolge begleitete, dessen Mitglieder ebenfalls rauchen mußten. Schwere Strafen waren jedem angedroht, dessen Pfeife man am Ende der Promenade nicht in Brand finden würde.

Diese und viele ähnliche Anekdoten, die man erzählen könnte, genügen, um die Regierungsmethoden zu beleuchten, die in Ägypten

unmittelbar vor der Thronbesteigung Ismail-Paschas vorherrschten. Dem jungen neuen Herrscher lag dieses drastische Despotentum seiner beiden Vorgänger, wie schon gesagt, fern. Ihm schien das Wohl seiner Landeskinder wirklich am Herzen zu liegen, und ganz besonders erwartete er von einer „europäischen Orientierung" Ägyptens das Heil. Aber sein eigenes oberflächliches Talmieuropäertum sollte dabei ihm und dem Lande bald zum Verhängnis werden. Ismail zeigte in der Wahl der europäischen Berater und Helfer, die er nach Ägypten kommen ließ, völlige Urteilslosigkeit. Das einzige Ziel der meisten dieser Leute war, sich auf Kosten des Landes möglichst schnell zu bereichern. Das Korruptionssystem, das sie vorfanden, leistete ihnen bei diesem Bestreben aufs beste Vorschub, und es blieb ihnen nicht lange verborgen, daß Ismail selbst, nach dessen Ansicht jeder Mensch käuflich war, die Korruption nicht nur nicht bekämpfte, sondern geradezu förderte. Er hielt die Bestechung für das wirksamste Regierungssystem und fand es in seiner naiven Skrupellosigkeit eigentlich ganz selbstverständlich, daß die Beamten, vom Minister an bis zum kleinsten Dorfschech, sich nach dem Grundsatz: „Ein jeder sieht, wo er bleibt", aus den Taschen der Untergebenen und Schwächeren bezahlt machten und daß die ins Land gekommenen Fremden, die Unternehmer, Spekulanten, Ingenieure, Abenteurer usw., ihre Vorteile nach demselben Grundsatz auf dem Wege der Bestechung suchten. Die Hauptsache war, daß für ihn, Ismail, selber genug abfiel und durch Steuern und Frondienst die immer höher werdenden Summen aufgebracht wurden, die seine Großmannssucht erforderte und verschlang. Vermutlich ist in keinem Lande die Korruption, die Zugänglichkeit einflußreicher Persönlichkeiten für Backschisch, so allgemein verbreitet gewesen, wie unter der Regierung des Khedive Ismail. Lord Cromer schildert in seinem Erinnerungswerk „Das heutige Ägypten" dieses Unwesen sehr treffend mit folgenden Worten:

„Ismail Paschas Untertanen folgten demütig den Fußtapfen ihres Herrn. Sie nahmen und sie gaben Bestechungsgelder. Von dem halbnackten Eseljungen, der mit schriller Stimme ein Backschisch von ein bis zwei Piastern von den Wintertouristen verlangte, bis zu dem hochgestellten Pascha, dessen Unterstützung man nur durch die Zahlung einer

bedeutenden Summe erlangen konnte, alle oder beinahe alle waren sie käuflich. Der Unternehmer bestach den Minister, um einen übermäßig vorteilhaften Kontrakt für sich herauszuschlagen, und bestach dann den Inspektor, damit er nicht zu sorgsam untersuchte, ob die Bedingungen des Kontrakts auch genau ausgeführt worden waren. Der untergeordnete Beamte bestach seinen Vorgesetzten, um befördert zu werden. Der Landeigentümer bestach den Ingenieur, um mehr Wasser für seine Felder zu bekommen, als er zu bekommen hatte. Die Kadis wurden bei jedem Prozeß sowohl vom Kläger wie vom Beklagten bezahlt, und die Entscheidung fiel gewöhnlich zugunsten des Meistbietenden aus. Die Regierungsfeldmesser wurden bestochen, falsche Landmessungen zu machen. Die Dorfschechs wurden bestochen, um Befreiung vom Frondienst und vom Militärdienst zu gewähren. Die Polizei wurde von jedermann bestochen, der das Pech hatte, mit ihr in Berührung zu kommen. Der Eisenbahnreisende fand es billiger, dem Schaffner oder Kontrolleur Backschisch zu geben, als ein Billet zu bezahlen. Als Vorbedingung zur Bestechung eines Mudirs, um ihn zur Untersuchung irgendeines angeblichen Mißstandes zu bewegen, war es für den Bittsteller nötig, erst die hungrigen Trabanten, die sich um das Büro des Mudirs herumtrieben, zu bestechen, ehe der große Mann persönlich benachrichtigt wurde, daß irgendeine Petition vorgelegt worden war. Die Verzweigungen des Systems waren wirklich unendlich. Das offizielle und soziale Leben war von der Idee durchtränkt, daß in Ägypten persönliche Ansprüche und Interessen, wenn sie an und für sich noch so gerecht waren, niemals vorwärtsgebracht werden konnten ohne Zahlung von Backschisch."

Bei der Verfolgung seiner ehrgeizigen Pläne, die vor allem der Befestigung seiner Hausmacht dienen sollten, aber, wie zugegeben werden muß, zum Teil auch dem Lande zugute kamen, ging Ismail mit großer Schlauheit vor. 1866 setzte er bei der Pforte, natürlich auf dem Wege der Bestechung, die Regelung der Erbfolge in seinem Hause in direkter Linie durch, und ein Jahr darauf seine Ernennung zum Khedive, was soviel wie Vizekönig bedeutet, sowie eine so große Selbständigkeit der Verwaltung Ägyptens, daß sie, abgesehen von der Tributleistung an die Pforte, beinahe der völligen Unabhängigkeit glich. Von allen

dadurch erworbenen neuen Rechten war dem Khedive das Recht, von jetzt ab nach seinem Belieben Anleihen im Auslande aufnehmen zu können, das willkommenste. Er machte davon einen so umfassenden Gebrauch, daß die Zinsen für die wachsende Schuldenlast kaum mehr aufzubringen waren. Auf das Konto seiner Verdienste ist dagegen die rege Förderung zu setzen, die er, im Kampf gegen die englisch-türkischen Ränke, dem Unternehmen des Suezkanals zuteil werden ließ. Die rauschenden Feste, die mit der Vollendung des großartigen Werkes und der Eröffnung des Kanals verbunden waren, bedeuteten denn auch für ihn den Höhepunkt seines Lebens.

Das war einmal eine glänzende Gelegenheit, sich in Szene zu setzen und, indem er die ganze Welt zur Feier einlud, nicht zuletzt sich selber feiern zu lassen! Ismail hat es sich, oder vielmehr seinen Gläubigern, auch ein schönes Stück Geld kosten lassen, viele Millionen Franken. Eine Festversammlung von dem Umfang und der Bedeutung, wie sie sich im November 1869 in Kairo und am Suezkanal eingefunden hatte, hatte die Welt noch nie zuvor zu sehen bekommen. Nicht weniger als rund 4000 Ehrengäste des Khedive ließen in jenen Tagen eine ununterbrochene Reihe der üppigsten Festlichkeiten, Bankette, Bälle, Galavorstellungen, Feuerwerke usw. über sich ergehen. Die berühmtesten Künstler der Zeit waren aufgeboten worden, um die Feier durch theatralische und musikalische Darbietungen zu verschönen; Giuseppe Verdi hatte eigens zu diesem Zweck auf Bestellung seine Oper „Aida" geschrieben.

Unter den Prominentesten der ungeheuren Gästeschar zogen besonders drei die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich: die Kaiserin Eugenie von Frankreich, Kaiser Franz Joseph von Österreich-Ungarn und die blondbärtige Reckengestalt des preußischen Kronprinzen Friedrich Wilhelm, des nachmaligen Kaisers Friedrich. Wie hat das Schicksal den Hauptakteuren jener glänzenden Tage mitgespielt! Der Khedive ist, seines Amtes enthoben und aus dem Lande verjagt, verbittert und von der Welt bereits ganz vergessen in der Verbannung gestorben; dem Schöpfer des Suezkanals, Ferdinand von Lesseps, blieb es nach schwersten Mißerfolgen nicht erspart, als Greis in die Schmutzfluten des Panamaskandals und in geistige Umnachtung zu geraten; dem hohen Streben Kaiser Friedrichs setzten tückische Krankheit und qual-

voller Tod frühzeitig ein Ziel; Kaiser Franz Joseph mußte das Unglück, das über sein Haus und sein Reich gekommen war, Schlag auf Schlag bis zum bitteren Ende ertragen; die Kaiserin Eugenie, die gefeiertste Frau der damaligen Zeit, sah sich ein Jahr nach diesen rauschenden Festen ihrer Macht entkleidet, vom eigenen Volke verhöhnt und verfemt und ist dann jahrzehntelang müde und enttäuscht wie ein Schatten durch die Welt geirrt — ihr war im höchsten Alter kurz vor dem Ende wenigstens noch die Genugtuung zuteil, das Schauspiel des militärischen Zusammenbruchs ihrer einstigen Besieger erleben zu dürfen. Welche Tragödien des Menschenlebens und der Weltgeschichte tauchen hinter diesen paar Namen auf!

Die hohen Gäste mögen sich wohl im stillen ihre besonderen Gedanken über den verschwenderischen Gastgeber und die alles Maß übersteigende Prunkentfaltung gemacht haben. Der große Haufen ließ es sich schmecken. Niemand brauchte auch nur das geringste zu bezahlen. Alle Rechnungen gingen an das Finanzministerium, das ohne Kontrolle alles regelte. Ägypten schien in Gold zu schwimmen. Aber die Kenner wußten, daß diese Kanaleinweihungsorgien Potemkinsche Dörfer waren und daß hinter der ungeheuerlichen Vergeudung und Prasserei der trostloseste Bankerott auf der Lauer lag.

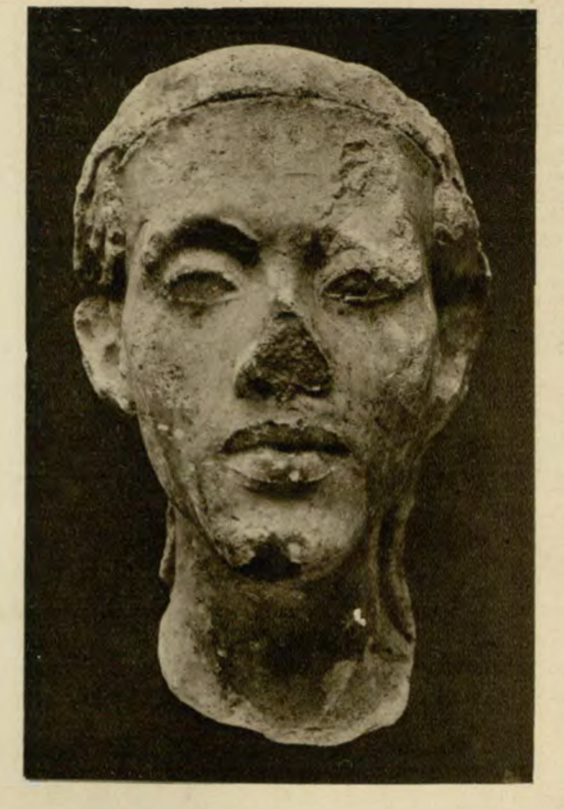
Nicht nur in den Staatsfinanzen, auch in seinen persönlichen Bedürfnissen war Ismail ein Verschwender. Sein reich assortierter Harem bestand aus vier rechtmäßigen Gattinnen, die den Titel Prinzessin führten, und aus ungefähr 250 Nebenfrauen. Aber was den Zusammenbruch beschleunigte, das war sein seltsamer Ehrgeiz, ein großes afrikanisches Kaiserreich zu begründen, das sich vom Mittelmeer bis zum Äquator ausdehnen sollte. Die Träume seines Großvaters Mohammed Ali von einem mächtigen Großägypten erfüllten auch ihn, nur daß Ismail kaum einen Bruchteil der staatsmännischen Überlegenheit und der zähen Energie seines Ahnen hatte. Die ziemlich starke Flotte, die er sich angeschafft hatte, mußte er 1870 an die Türkei ausliefern, die ihren Vasallen jetzt wieder straffer an den Zügel nahm. 1874 hatten Ismails Truppen zwar im Sudan Erfolg, aber ein abenteuerliches kriegerisches Unternehmen gegen Abessinien scheiterte vollkommen und führte zur völligen Vernichtung der ägyptischen Streitkräfte.

Die Finanzlage Ägyptens und des Khedive gestaltete sich immer verzweifelter. Aus dem ausgesogenen Lande war nichts mehr herauszupressen, das Volk hatte bereits alle Einnahmen und Ersparnisse hergegeben. Ismail war überall von Schurken umringt, die sich unter Ausnützung seiner Unfähigkeit und seiner Schwäche schamlos bereicherten. Auch der Verkauf oder, genauer gesagt, die Verschleuderung der Suezkanalaktien, deren Wert sich später ganz außerordentlich vervielfachen sollte, konnte das Unheil nicht mehr aufhalten.

Diese Aktienverkaufsgeschichte ist ein Kapitel für sich und sollte als Kabinettsstück entschlossener britischer Politik, als Beispiel dafür, mit welcher durchtriebenen Schlauheit es England verstanden hat, Frankreich am Nil aus dem Sattel zu heben, unvergessen bleiben. Der Khedive bot 1875 seinen Aktienbesitz den Franzosen, die er für seine besten Freunde hielt, unter der Hand für den hohen, aber verhältnismäßig doch sehr geringen Preis von vier Millionen Pfund Sterling an. Während man in Paris, wo die äußerste Notlage Ismails natürlich genau bekannt war, hieraus Nutzen zu ziehen suchte und den ohnehin schon so mäßigen Preis herunterzuhandeln begann, erhielt Lord Beaconsfield, der an der Spitze der englischen Regierung stand, Wind davon. Er war sich mit seinem weitschauenden Blick keinen Augenblick darüber im Zweifel, daß sich hier eine nie wiederkehrende Gelegenheit nicht nur zu einem glänzenden Geschäft, sondern auch zu einer politischen Aktion von größter Tragweite bot. Eine so hohe Summe rasch aufzubringen, war freilich nicht leicht, und erst auf einen Parlamentsbeschluß zu warten und die Sache damit an die große Glocke zu hängen, ging auch nicht an. Lord Beaconsfield setzte seinen Hut auf, ging zu dem Londoner Rothschild und sagte: „Ich brauche augenblicklich vier Millionen Pfund Sterling zu einer gewissen Angelegenheit. Sicherheit kann ich nicht bieten. Sobald das Parlament zusammentritt, will ich eine Vorlage machen, damit Sie Ihr Geld wiederbekommen. Wenn das Parlament zustimmt, gut; wenn nicht, dann . . .“ Rothschild war sofort bereit, er streckte die vier Millionen vor, und an demselben Tage erhielt der englische Geschäftsträger in Kairo zu seinem Erstaunen die telegraphische Anweisung, den Khedive davon zu unterrichten, daß

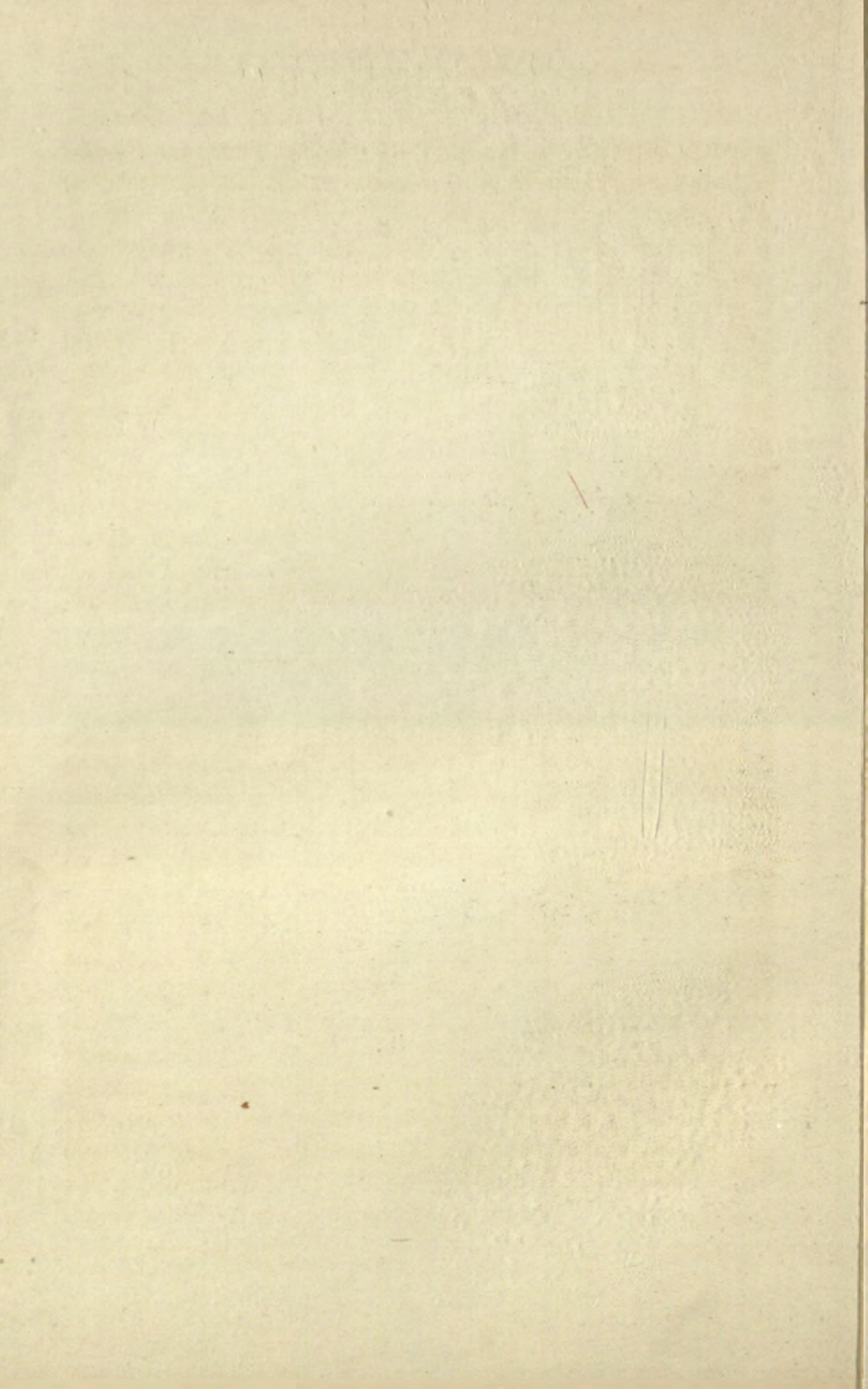


Gipsmaske eines Edelmannes



Amenophis IV. (Echnaton)

Aus den Werkstätten von El-Amarna, im Besitz des Aegyptischen Museums in Berlin



England seine Aktien erworben hätte. So wurde den zaudernden, krämerhaft feilschenden Franzosen das wertvolle Objekt vor der Nase weggeschnappt. Es war der erste entscheidende Schritt, um dem bis dahin sehr starken französischen Einfluß in Ägypten ein Ende zu machen und den Suezkanal in britische Gewalt zu bringen. 1882 folgte — um das vorwegzunehmen — die militärische Besetzung Ägyptens durch England, 1898 die schwere politische Niederlage Frankreichs in der Faschoda-affäre und 1904 die Konvention mit Frankreich, in der sich England die Kontrolle in allen Kanalangelegenheiten sicherte. Damit war Frankreich nicht nur aus Ägypten, sondern auch aus dem Sudan endgültig zurückgedrängt und mußte sich mit dem zweifelhaften Ersatz Marokko begnügen.

Die große Summe für den Verkauf der Kanalaktien, die heute etwa das Fünfzehnfache wert sind, nützten weder dem Lande noch dem Khedive persönlich etwas, weil sie sofort in die Hände der Gläubiger gelangte, ohne jedoch deren Forderungen erheblich zu verringern. Zu allem anderen Unheil gesellte sich 1878 noch infolge des niedrigen Wasserstandes des Nils und der Mißernte in Oberägypten eine Hungersnot. Hunderttausende von Weibern und Kindern zogen bettelnd im Lande herum und suchten sich an den Abfällen der Straße zu sättigen; unzählige Opfer der bittersten Not und der daraus entstehenden Krankheiten blieben am Straßenrand liegen. Im Februar 1879 brach eine Meuterei der Offiziere aus, die schon seit langem entweder überhaupt kein Gehalt oder nur hin und wieder eine Kleinigkeit erhalten hatten und mit ihren Familien ins äußerste Elend geraten waren. Der Ministerpräsident Nubar-Pascha und der Finanzminister, der Engländer Wilson, wurden bei einer Ausfahrt von den empörten Offizieren aus dem Wagen gerissen, mißhandelt und festgenommen und erst durch das persönliche Eingreifen des Khedive befreit. Dabei waren Nubar und Wilson gerade am redlichsten und eifrigsten um die Sanierung Ägyptens bemüht — einem der Meistschuldigen aber, dem Khedive, wurde von der betörten Menge zugejubelt! Aller Wahrscheinlichkeit nach war die Meuterei von Ismail selber angestiftet worden, der sich auf diese Weise des ihm verhaßten Aufpassers Nubar entledigen wollte, was ihm denn auch gelang. Nubar mußte sein Amt niederlegen und

die europäischen Mitglieder des Ministeriums folgten ihm nach. Aber Ismails Triumph dauerte nicht lange, denn die Geduld der europäischen Mächte war nun erschöpft, und man beschloß, dem weiteren unheilvollen Wirken dieses Menschen gewaltsam ein Ende zu machen. Im Juni 1879 wurde dem Khedive seitens der französischen und englischen Regierung der „Rat" erteilt, zugunsten seines Sohnes Tewfik abzudanken und Ägypten zu verlassen; es sollte ihm eine standesgemäße Apanage bewilligt werden. Als Ismail noch schwankte, traf am 26. Juni ein Telegramm seines Souveräns, des Sultans, ein, dessen Adresse bereits den Inhalt verriet, denn sie lautete: „An den Ex-Khedive Ismail-Pascha." Durch dieses Telegramm wurde Ismail mit kurzen nackten Worten seiner Stellung enthoben. Ein zweites Telegramm ernannte den Prinzen Tewfik zum Khedive.

Keine Hand rührte sich für Ismail, er sah sich verlassen. Schon am nächsten Tage wurde er nach Alexandrien und an Bord seiner Jacht nach Neapel gebracht. Damit war die öffentliche Laufbahn dieses problematischen, für sein Land so unheilbringenden Mannes zum Abschluß gelangt. Lord Cromers Schlußurteil über ihn lautet: „Wenige Leute haben sich in einer beneidenswerteren Lage befunden als Ismail-Pascha, als er Khedive von Ägypten wurde. Er war absoluter Herrscher eines lenksamen Volkes, das eines der fruchtbarsten Länder der Welt bewohnt. Er besaß Macht, Rang und so großen Reichtum, wie er wenigen beschieden ist. Bei vernünftiger Klugheit hätte er jeden gerechtfertigten Ehrgeiz befriedigen können und einen von der Nachwelt verehrten Namen hinterlassen. Alles dies warf er von sich. Er fiel als ein Opfer der „Hybris", des übermütigen Mißbrauchs der Macht. Die große Nemesis kam über den ägyptischen Krösus. Er verschleuderte seinen Reichtum, und als er auf Verlangen der europäischen Mächte abgesetzt wurde, war nicht ein Dutzend seiner eigenen Landsleute der Meinung, daß er sein Schicksal nicht vollauf verdient hätte, obwohl sie die Einmischung der Ausländer ungern sahen."

Ismail verbrachte die erste Zeit seines Exils in Italien, dann ging er nach Konstantinopel, wo er in seinem Palast im Bosporus noch bis 1895 gelebt oder, besser gesagt, vegetiert hat, ohne jemals wieder eine Rolle zu spielen.

Der Khedive Ismail ist eine interessante Zeiterscheinung gewesen, halb Orientale, halb Europäer, ein seltsames Gemisch der widerspruchsvollsten Eigenschaften, trotz guter Absichten ein Opfer seiner Charakterschwächen und deshalb im großen und ganzen ein Unglück für sein Land. Zum Helden fehlte ihm alles Zeug. Heldentum wird selten auf den Höhen der Menschheit geboren, es steigt zumeist aus den Niederungen empor. Mohammed Ali, der Sohn eines Straßenwärters, war ein Held dieses Schlages, und nach Ismails Absetzung sollte noch einmal ein aus den unteren Volksschichten, aus der misera contribuens plebs emporgekommener Mann, diesmal nicht wie Mohammed Ali ein Fremdstämmiger, sondern ein echter Ägypter, der Träger einer tragischen Heldenrolle werden. Das war Arabi-Pascha, die letzte heroische Gestalt des neuen Ägyptens.

Achmed Arabi, der Sohn eines Fellahs aus Unterägypten, war Soldat geworden und hatte es schon unter Ismails Onkel Said-Pascha durch seine Tüchtigkeit zum Offizier gebracht. Ein intelligenter und energischer Mann, gehörte er zu der noch sehr kleinen, im ersten Wachstum begriffenen Schar jener ägyptischen Patrioten, die die Mißwirtschaft in dem Lande ebenso mit Bitterkeit empfanden wie das Übergewicht der Fremden in den führenden Kreisen. Daß nach ihrer Meinung die Mißwirtschaft und das Elend hauptsächlich eine Folge der Invasion von Ausländern waren, dieser Standpunkt läßt sich verstehen, wenn man bedenkt, mit welchen europäischen Elementen Ismail sich umgab und was für Leute das waren, die sich auf Kosten der unglücklichen Bevölkerung die Taschen füllten. Daß die tägliche Beobachtung des schreienden Gegensatzes zwischen dem armen, unter dem ärgsten Steuerdruck leidenden Volk und dem prassenden Spekulantentum, dieser ganzen korrupten Gesellschaft von europäischen Geldmachern und unfähigen, der Bestechung zugänglichen Beamten, zur Empörung und diese gerechte Empörung wieder auch zu manchem schiefen Urteil, mancher über das Ziel hinausschießenden Verallgemeinerung führen mußte, ist nur natürlich.

Gleich allen seinen Kameraden bekam auch Achmed Arabi die bittere Not am eigenen Leibe zu spüren. Allerdings war seit dem Regierungsantritt des neuen Khedive Tewfik, des Sohnes Ismails, eine gewisse

Besserung und Beruhigung der Verhältnisse eingetreten, denn die ägyptischen Finanzen standen jetzt unter der Kontrolle der europäischen Großmächte, und man versuchte den Augiasstall der Verwaltung zu säubern. Aber die Zeit verhältnismäßiger Ruhe hielt nicht lange an, zu weit hatte bereits die allgemeine Mißstimmung im Volke, besonders in den geistig höher stehenden Kreisen, um sich gegriffen, und die Überzeugung, daß in erster Linie die Fremden an allem Elend schuld wären und von dem europäischen Einfluß auf die Regierung und die Verwaltung nichts Gutes erwartet werden dürfte, schlug immer tiefere Wurzeln. Dieses heimlich glimmende Feuer der nationalen Bewegung breitete sich von zwei Brandherden aus, einmal der mohammedanischen Geistlichkeit, die aus religiösen Gründen schon immer in scharfer, wenn auch verbissen stummer Opposition gegen die Fremdenherrschaft gestanden hatte, und zweitens den Offizieren, die in völliger Verkennung der Sachlage wieder auf halben Sold gesetzt worden waren, obwohl sie sich nicht, wie es die Beamten zu machen pflegten, durch Erpressungen an der Bevölkerung dafür schadlos halten konnten.

Arabi-Bei, Oberst des in Kairo stehenden 4. Regiments, war hauptsächlich die treibende Kraft in der Bewegung der Offiziere. Am 1. Februar 1881 kam es zur ersten Meuterei. Zwei Obersten hatten sich ins Kriegsministerium begeben, um eine Beschwerdeschrift ihrer unzufriedenen Kameraden zu überreichen. Als sie dort verhaftet wurden, drangen die Offiziere und Soldaten ihrer Regimenter ins Ministerium ein, mißhandelten den Kriegsminister, befreiten die beiden Obersten und marschierten zum Palast des Khedive, bei dem sie die Entlassung des Kriegsministers, eines Türken, durchsetzten. Damit gelangte dieser Putsch, der in seinem Verlauf dem ersten Aufruhr unter Ismail sehr ähnelte, noch zu einem glimpflichen Ende. Aber die Offiziere und Soldaten hatten nun zum zweitenmal die Erfahrung gemacht, daß sie nur energisch aufzutreten brauchten, um von dem zaghaften Khedive alles, was sie nur wollten, zu erreichen. Es versteht sich von selbst, daß diese Erkenntnis den Offizieren, und besonders Arabi-Bei, der sich vorläufig noch persönlich zurückhielt, das Rückgrat steifte. Der Geist der Auflehnung wuchs von Tag zu Tag, und es bedurfte nur des zündenden Funkens, um das Pulverfaß zur Explosion zu bringen.

Das geschah am 9. September 1881, und zwar ganz überraschend für die Regierung, die des Glaubens war, daß sie weitere militärische Unruhen nicht mehr zu befürchten hätte. An diesem Tage marschierte Arabi-Bei mit 2500 Mann und 18 Kanonen nach dem Platz vor dem königlichen Abdinpalast. Obwohl nicht die ganze Garnison von Kairo auf Arabis Seite stand und der Khedive bei entschlossener Haltung genügend Truppen zur Hand gehabt hätte, um den Aufrührern mit Aussicht auf Erfolg entgegentreten zu können, fehlte ihm hierzu doch der Mut. Tewfik war froh, daß Arabi sich damit begnügte, ihm in ultimativer Form eine Forderung von drei Punkten vorzulegen, nämlich erstens Entlassung des Gesamtministeriums, das in den Augen des Volkes nichts weiter als ein gefügiges Instrument in den Händen der Fremden war, zweitens Einberufung eines Parlaments und drittens Erhöhung der Stärke der Armee auf 18 000 Mann. Die erste Bedingung wurde vom Khedive sofort angenommen, die beiden anderen Punkte sollten noch in der Schwebe bleiben, bis man sich mit der Pforte darüber verständigt hätte. Arabi war damit einverstanden, und die Truppen zogen sich in die Kasernen zurück.

Aber wenn es auch diesmal wieder nicht zum Äußersten kam, so nahm die schleichende Krisis doch immer bedrohlichere Formen an. Arabi, der sich in seinen Kundgebungen als „Vertreter der ägyptischen Armee" bezeichnete, propagierte den Geist der Auflehnung aufs eifrigste, und die Regierung hatte nicht den Mut, auch kaum die Machtmittel mehr, ihm entgegenzutreten. Schließlich wandte sich Arabi an den Sultan in Konstantinopel und führte in einer Denkschrift aus, daß, wenn der Sultan nicht eingriffe, Ägypten ganz und gar in die Hände von Ausländern fallen und das Schicksal von Tunis teilen würde. Wenn Arabi als echter Nationalist die Türken, die in Ägypten ja ebenfalls nur Ausländer waren, von Herzen auch nicht minder haßte als die Engländer und die anderen Fremden, so schwebte ihm doch der Plan vor, den Teufel durch Beelzebub auszutreiben, zunächst also mit türkischer Hilfe die Fremden zu verjagen, um sich dann später mit den Türken, sei es auf friedliche, sei es auf gewaltsame Weise, auseinanderzusetzen.

Diese Hoffnung auf Hilfe von türkischer Seite war ein verhängnisvoller Fehler in Arabis Berechnungen, ein Fehler, der schließlich den

ganzen Befreiungsplan zum Scheitern bringen mußte. Denn am Bosporus, wo man noch unter dem Eindruck des unglücklichen russisch-türkischen Krieges stand, empfand man durchaus keine Neigung, sich wegen der ägyptischen Nationalisten in neue gewagte Unternehmungen zu stürzen und mit den europäischen Großmächten zu überwerfen. Man war dort vielmehr der Meinung, daß diese Wirren einen willkommenen Vorwand dazu böten, die auf sehr wackligen Füßen stehende türkische Oberherrschaft in Ägypten mehr zu befestigen. Zu diesem Zweck wollte man Truppen nach Ägypten schicken, aber nicht um Arabi zu unterstützen, sondern zur Okkupation des Landes. England und Frankreich widersetzten sich der Ausführung des Planes. Die ägyptische Regierung glaubte in ihrer Ratlosigkeit, den drohenden Sturm am besten dadurch beschwichtigen zu können, daß sie Arabi-Pascha — wie er von jetzt ab hieß — als Unterstaatssekretär ins Kriegsministerium berief. Bald wurde er Kriegsminister, dann entlassen, und bald darauf wieder von neuem eingesetzt.

Die Meinungsverschiedenheiten der europäischen Mächte in der Behandlung der ägyptischen Frage und die dabei zutage tretenden Eifersüchteleien zwischen England und Frankreich kamen der aufrührerischen Stimmung nur zugute. Obwohl jetzt alle Anstrengungen gemacht wurden, um die Armee durch Erhöhung des Soldes und massenhafte Beförderungen bei guter Laune zu erhalten, nützte das nichts mehr. Alle Regierungsgewalt war gelähmt. Auf dem Lande zogen bewaffnete Banden herum und plünderten Dörfer und Güter. Die in Ägypten ansässigen Fremden fühlten sich ihres Lebens nicht mehr sicher und flüchteten nach Alexandrien und Port Said, auch der gänzlich eingeschüchterte Khedive hatte sich bereits nach Alexandrien zurückgezogen und sich dort unter den Schutz der Vertreter Englands gestellt. Aber wider Erwarten war es gerade Alexandrien, wo die schwelende Glut zu wilden Flammen emporschlagen sollte. Am 11. Juni 1882 kam es dort zum offenen Aufstand. Die fanatische Bevölkerung stürzte sich auf die Europäer, drang in ihre Wohnungen ein, ermordete gegen 60 auf offener Straße mit größter Grausamkeit, verwundete viele andere, darunter auch den englischen Konsul, und schleuderte Brandfackeln in die Häuser. Arabi-Pascha war an diesem Blutbade,

an dem sich eigentlich nur der Pöbel beteiligte, unschuldig; immerhin hatte seine Agitation doch den ersten Anstoß dazu gegeben. Der Aufruhr dauerte mehrere Tage und hatte eine panikartige Massenflucht der christlichen Einwohner Alexandriens zur Folge. Es waren nicht genug Schiffe vorhanden, um alle, über 30 000, mitzunehmen. Aber auch die Türken fühlten sich nicht mehr sicher und verließen schleunigst in großer Menge das Land, viele angesehene und wohlhabende Araber schlossen sich ihnen an, die kaufmännischen und industriellen Unternehmungen brachen haufenweise zusammen und die Verwirrung war grenzenlos. Die Verwirrung der europäischen Kabinette und des Sultans aber auch, denn da keine Regierung der anderen traute und jede der anderen eigennützige Absichten unterschob, kam auch keine Einigung über die zu ergreifenden Maßnahmen zustande.

Da beschloß England, sich die Lage zunutze zu machen und auf eigene Faust vorzugehen. Als Arabi-Pascha in Alexandrien neue Befestigungswerke anlegen ließ und trotz wiederholter Verwarnungen darin fortfuhr, begann das vor Alexandrien liegende englische Geschwader am 11. Juli morgens mit der Beschießung der Hafenforts und der neuaufgestellten Batterien. Das Bombardement richtete in der Stadt großen Schaden an. Arabi-Pascha gelangte bald zur Erkenntnis, daß seine Streitkräfte und besonders seine Artillerie gegen die Überlegenheit des englischen Feuers nichts ausrichten konnten und er es nicht einmal wagen durfte, einem Landungskorps entgegenzutreten. Seine Batterien waren schon am Abend desselben Tages zum Schweigen gebracht. Er beschloß deshalb, Alexandrien vorläufig preiszugeben und erst im Lande weitere Truppen zusammenzuziehen, um sich dann dem Feinde in offener Feldschlacht zu stellen. Die ägyptische Garnison zog am nächsten Tage ab und setzte dabei die Stadt, die von dem Pöbel geplündert wurde, teilweise in Brand. Am 13. und 14. Juli landeten die Engländer, ohne auf Widerstand zu stoßen, und stellten einigermaßen die Ordnung wieder her.

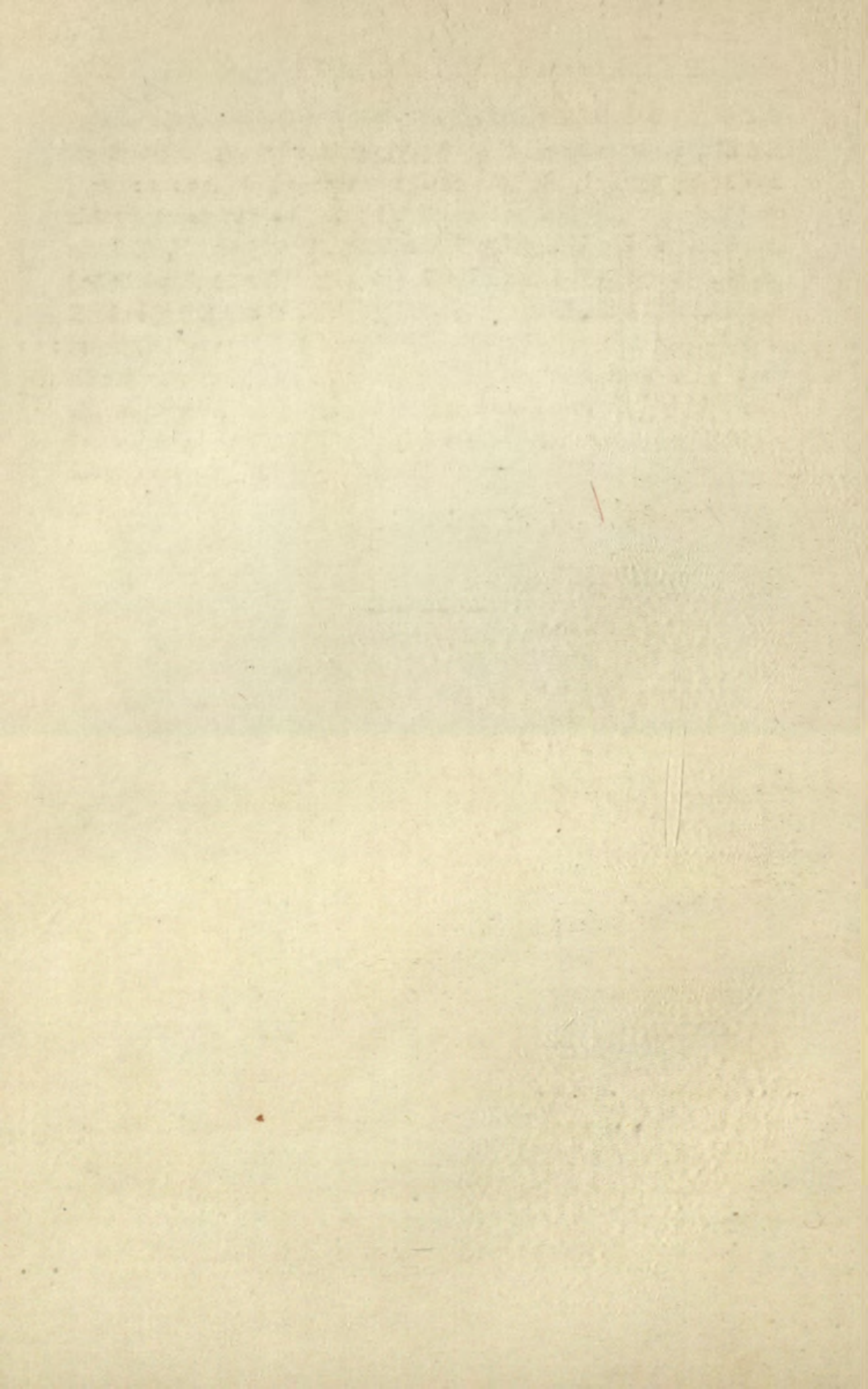
Arabi-Pascha erließ nun vom Nildelta aus flammende Aufrufe zum bewaffneten Widerstand gegen England und zog sich, neue Streitkräfte sammelnd, allmählich nach dem Wadi Tumilat in Nähe des Suezkanals zurück, wo er sich bei Tell el-Kebir verschanzte. Seine Prokla-

mationen hatten nicht mehr den gewünschten Erfolg. Der bessere Teil der Bevölkerung fürchtete das Kommende und verhielt sich passiv, der städtische Pöbel aber fand sein Genüge im Plündern und entfaltete in Tanta, Damanhur und anderen Deltastädten eine Schreckensherrschaft. Inzwischen hatte sich die englische Regierung entschlossen, allen Widerständen, besonders den türkischen, zum Trotz in Ägypten reinen Tisch zu machen und sich dann im Lande auch gleich dauernd niederzulassen. Am 13. August traf Lord Wolseley mit seinem Expeditionskorps in Alexandrien ein, rückte zum Suezkanal vor, besetzte diesen und bereitete den Truppen Arabis bei Tell el-Kebir eine vollständige Niederlage. Arabi stand infolge der vorangegangenen schweren Enttäuschungen nicht mehr auf der Höhe der alten Tatkraft, er versagte in verhängnisvollster Weise und mußte sich nebst seinen Unterführern auf Gnade und Ungnade ergeben. Damit war nicht nur sein persönliches Schicksal, sondern auch das der ganzen Aufstandsbewegung entschieden. Aber auch das Schicksal ganz Ägyptens. Denn daß der Engländer, nachdem er nun einmal ins Land eingedrungen war, jetzt auch dauernd darin blieb und daß auf die Invasion die Okkupation folgen würde, darüber war am Abend des Tages der Schlacht von Tell el-Kebir niemand im Zweifel.

An diesem Abend war Arabi-Pascha ein erledigter Mann. In dem darauffolgenden Prozeß wurde er zum Tode verurteilt, aber das Urteil wurde sofort in die Strafe der lebenslänglichen Verbannung nach Ceylon umgewandelt. Im Jahre 1902 wurde Arabi begnadigt, er durfte nach Ägypten zurückkehren, wo er mit einer Staatspension von jährlich 25 000 Franken in Kairo lebte; dort ist er hochbetagt gestorben. Arabi-Pascha war ein aufrichtiger Patriot, aber zum Volksführer großen Stils und zum Strategen fehlte ihm doch das Format. Er konnte wohl einen gefährlichen Aufruhr erregen, hatte aber nicht das Zeug dazu, das ganze Volk hinzureißen und die Sache durchzuführen. Dazu kam noch die Geringfügigkeit seiner Machtmittel, die Minderwertigkeit der ihm zur Verfügung stehenden Truppen, die es mit einem gut ausgerüsteten europäischen Expeditionskorps gar nicht aufnehmen konnten, und schließlich seine Erschlaffung, sein persönliches Versagen beim Endkampf. So ist diese anfangs so viel versprechende Empörer-



Aus den Kalifengräbern bei Kairo: Grabmoschee Kait Bey



gestalt, wie die ganze Bewegung, ein Opfer ihrer Unzulänglichkeiten geworden. Nicht einmal bei seinem eigenen Volke hat Arabi-Pascha viel Dank gefunden. Aber die Engländer sollten dem Mann eigentlich ein Denkmal errichten, denn sein Auftreten war es, das ihnen endlich den willkommenen Anlaß zur Besetzung Ägyptens und zur Beherrschung des Suezkanals geboten hat. Der Weltkrieg hat ihnen den unschätzbaren Wert dieses Besitzes in verstärktem Maße zu Bewußtsein gebracht.

* * *

Noch ein paar kurze Schlußworte über die neueste Gestaltung der staatlichen Angelegenheiten in Ägypten.

Einige Tage nach Ausbruch des Weltkrieges erklärte auch Ägypten auf Betreiben Englands den Mittelmächten den Krieg. Eigentlich war das rechtlich unhaltbar, denn da sich Ägypten, wenn auch nur dem Namen nach, noch immer unter der Oberherrschaft des türkischen Sultans befand, konnte es ohne dessen Erlaubnis keinen Krieg führen. Wie wenig die Ägypter mit dem Herzen bei der Sache waren, das zeigte bald darauf eine gegen die Engländer gerichtete, sehr bedenkliche Formen annehmende nationalistische Bewegung. England bemächtigte sich der Staatsgeschäfte und beschlagnahmte die öffentlichen Gelder des Landes.

Der Khedive Abbas II., der schon immer in einer gewissen stillen Opposition zu England gestanden hatte, hatte sich nach der Türkei zurückgezogen und erklärte am 3. November 1914 von Konstantinopel aus den Kriegszustand Ägyptens mit England. Das war natürlich nur eine formale Maßnahme, da der Khedive in Wirklichkeit keine Macht mehr über sein Land besaß. Zur Antwort darauf zeigte die britische Regierung die Übernahme der Oberherrschaft über Ägypten durch den König von England an und gleichzeitig wurde an Stelle von Abbas sein Onkel Hussein-Kiamil, ein Sohn Ismail Paschas, zum Khedive ernannt. Als Hussein-Kiamil 1917 starb, folgte sein 1868 geborener Bruder Achmed Fuad auf dem Thron.

Die Bedrohung des Suezkanals durch die Mittelmächte und die immer mehr um sich greifende nationalistische Bewegung nötigte die britische Regierung, um das Land in Ruhe zu halten, zu weitgehenden Zu-

geständnissen. Nach Beendigung des Weltkrieges konnte England mit der Einlösung seiner im Kriege gegebenen Versprechungen nicht länger zögern: am 15. März 1922 wurde die Unabhängigkeit Ägyptens erklärt. Achmed Fuad nahm den Königstitel mit dem Prädikat Majestät an und heißt seitdem Fuad I., König von Ägypten, Souverän von Nubien, des Sudans, von Kordofan und Darfur. Daß sich dieser dekorative Titel nicht mit den tatsächlichen Verhältnissen deckt, ist bekannt. Denn in Wirklichkeit erstreckt sich die ägyptische Herrschaft nur auf das eigentliche Ägypten bis zum ersten Katarakt; alles, was dann weiter nach Süden kommt, der ganze Sudan samt Kordofan und Darfur und den angrenzenden Gebieten, befindet sich fest in britischen Händen — und wohl für immer.

Siebentes Kapitel

Aus dem Reiche der Grüfte und Mumien

Sakkarah und Memphis

Von Eseln und Eseljungen. — Wüstenzauber. — Der „verschönerte" Sphinx. — Neue Forschungen auf dem Pyramidenfelde. — Die Pyramiden von Abusîr. — „Euer Tag sei weiß wie Milch." — Haus Mariette. — In der Gruft der Apisstiere. — Seltsame Macht des Glaubens. — Die Stufenpyramide von Sakkarah. — Woher stammen die Ägypter? — Totenkultus. — Die Kunst des Einbalsamierens. — Verschiedene Bestattungsarten. — Vom Totengericht und vom Leben im Jenseits. — Grabräuber. — Bilderschmuck der Mastabas. — Die Stätte von Memphis. — Die Knickpyramide von Dahschûr. — Wüstenbad Heluan.

Heute gilt unser Ausflug dem Süden des Pyramidenfeldes in seiner ganzen Ausdehnung bis zu den Totenfeldern von Sakkarah und Dahschûr. Wir müssen früh aufbrechen, denn uns steht eine tüchtige Tagesleistung bevor. Hasan, der würdige Dragoman, der zwangsläufig alle zehn Minuten in die Brusttasche greift, um die Bekundungen seiner Biederkeit in Gestalt eines schmutzigen und schon halb zerfetzten Bündels rühmender Zeugnisse hervorzuholen, hat rechtzeitig alle notwendigen Anordnungen getroffen und sowohl für die Bedürfnisse des Magens gesorgt — denn wir müssen Eßwaren und Getränke mitnehmen — als auch dafür, daß uns am Menahaus die Herren Eseljungen mit den Reiteseln erwarten. Die Ägyptenreisenden modernsten Stils werden beim Worte Esel kaum ein geringschätziges Lächeln unterdrücken können. Er ist bei ihnen verpönt, für sie kommt als einzig standesgemäß nur noch das Automobil in Frage, das mit seinen für den Wüsten- und Steppenboden konstruierten Spezialreifen alle Hindernisse leicht überwindet, so daß man mit seiner Hilfe das ganze Pyramidenfeld bequem in wenigen Stunden „erledigen" kann. Aber wir sind alt-

modische Leute, wir empfinden das knatternde Auto in dieser Umgebung als die neueste und übelste der ägyptischen Plagen, außerdem eilt es uns nicht im geringsten, und so geben wir denn dem bodenwüchsigen Esel und seiner Romantik entschieden den Vorzug.

Die siebente Morgenstunde sieht uns beim Menahaus zum Aufsitzen bereit. Zu keiner anderen Tageszeit ist die ägyptische Landschaft so schön wie kurz nach Sonnenaufgang. Ein eigentümlicher zarter Dunst, aus den Atomen des entflüchtenden Nachttaues gebildet, liegt auf der Flur und hüllt die Dinge und Erscheinungen dieser Szenerie, die grauen Dorfhäusergruppen, die kuppelförmigen weißen Heiligengräber, die Palmen, die noch im Halbschlummer die Blätterkronen senken, die Frauen am Brunnen, die Männer hinter dem Büffelgespann, in einen ganz dünnen duftigen Schleier. Begierig atmet die Brust in vollen Zügen die köstlich reine, frisches Leben zuführende, noch nachtkühle Luft, in die man sich inbrünstig hineinbeißen möchte.

Hasan hat seine Anordnungen mit Umsicht getroffen. Drei Eseljungen, muntere Rangen in den blühendsten Flegeljahren, sind pünktlich zur Stelle, begrüßen uns mit vielen Salâms und überschlagen in Gedanken, wieviel sich wohl an Backschisch und Extrabackschisch aus uns herausholen lassen wird. Sie haben ihre Tiere geputzt und gestriegelt, so daß die Grauschimmelchen wirklich allerliebst aussehen; sogar die bunte Glasperlenkette fehlt nicht am Hals. Es ist übrigens gar nicht so leicht, einen ägyptischen Reitesel nach den Regeln der Kunst zu reiten, das hat schon so mancher Tourist zu seinem Kummer und zur Heiterkeit der Zuschauer erfahren müssen. Denn diese Eliteesel haben bisweilen mehr Feuer, als dem Amateurreiter lieb ist, und außerdem ganz merkwürdige Launen und Schwächen. Dazu gehört ihre Neigung zum Straucheln, und um dieser Unannehmlichkeit vorzubeugen und den Vorderkörper zu entlasten, sitzen die Eingeborenen immer hinten auf der Kruppe. Aber auch bei den temperamentvollen Tieren legt sich bei einem längeren Ritt der ursprüngliche Eifer schnell, sie werden dann unlustig und apathisch und würden ohne die beständigen Ermunterungen, die ihnen Reiter und Eseljunge zuteil werden lassen, einfach stehen bleiben.

Der ägyptische Eseljunge verkörpert in seiner werten Person alle guten und minder guten Eigenschaften des Bauernvolkes: Mutter-

witz, Anstelligkeit, Bedürfnislosigkeit, Neigung zum Betteln und auffallende Schwerhörigkeit, wenn ihm etwas nicht paßt. Er ist mitunter noch ein kleiner, zehn- bis zwölfjähriger Schlingel und steht dann unter der Obhut eines „Schechs der Eseljungen", d. h. eines bejahrten Oberschlingels, aber meistens ist er ein halbwüchsiger Bursche und der Esel sein oder seines Vaters Eigentum. Sein Amt besteht hauptsächlich darin, hinter dem Reiter herzulaufen und das Tier anzutreiben, wenn sein Eifer erlahmt. Er bedient sich dazu teils oratorischer Mittel, von der Schmeichelei angefangen bis zur Verbalinjurie gröbsten Kalibers, teils fühlbarer, indem er den Esel mit seinem Stock an allerlei empfindlichen Stellen aufmuntert. Im allgemeinen aber behandeln die ägyptischen Eseljungen ihre vierbeinige Erwerbsquelle nicht schlecht, jedenfalls nicht so schlecht, wie es der arme Grauschimmel in manchem anderen Lande des Südens ertragen muß. Die Ausdauer der Jungen ist erstaunlich; es macht ihnen keine große Mühe, 30 Kilometer und mehr im Wüstensande hinter dem Reiter herzutraben. Ein guter Menschenkenner in seiner Art, findet der Bursche sehr bald heraus, wie er den europäischen Effendi, der ihn mietet, zu nehmen hat, und ob er dreist oder unterwürfig, geschwätzig oder still sein muß. Das Schweigen fällt ihm allerdings nicht leicht, besonders wenn er einige Sprachkenntnisse besitzt, auf die er dann nicht wenig stolz ist.

Wir sitzen im Sattel, und ein gellendes „Jallah! — Jallah!" der Jungen bringt die Esel in Schwung. In munterem Trab geht es in den Tag hinein, unter den Hufen der graugelbe Sand, rechts die flimmernde Unermeßlichkeit der Libyschen Wüste, zur Linken hinter dem grünen Ackerland das Silberband des Heiligen Stromes, vor uns am Horizont im blaßblauen Dunst die Pyramiden von Sakkarah. Alles bekommt man mit der Zeit satt in Ägypten, aber diese reine Wüstenluft, dieser Blick ins Leuchtende, Unbegrenzte, das rinnt immer wieder von neuem wie feuriger starker Wein durch die Adern und füllt die Brust mit einem Freiheitsgefühl, das wir Opfer einer mit höchst unwichtigen Wichtigkeiten überladenen Zivilisation in unserer europäischen Großstadtenge gar nicht mehr kennen. Wanderer ohne Zweck und Ziel, möchte man weiter und nur immer weiter, wer weiß wohin, weiter in diese Weiträumigkeit, die alle Disharmonien, alle

Kleinlichkeiten des Alltags in das eine große Gefühl völliger Hingabe an etwas unergründlich Gewaltiges auflöst. Von allen Gestaltungsformen der Erdoberfläche ist keine andere so gigantisch wie die Wüste, so nackt und offen und dennoch voller Magie, so stumm und starr und so über Zeit und Schicksal erhaben.

Ein Gruß noch im Vorüberreiten dem Sphinx. Der kolossale liegende Löwe mit dem verstümmelten Menschenantlitz hat sich neuerdings eine gründliche Auffrischung gefallen lassen müssen. Es ist allerdings nicht das erstemal, daß man sich seiner so liebevoll annahm. Schon um 1550 vor Christus ließ ihn Thutmosis IV. freilegen und ausbessern, und unter den Ptolemäern und den römischen Kaisern wurde er noch zu wiederholten Malen der Gegenstand zweifelhafter Verschönerungskünste. Man war des öfteren bemüht, den aus dem natürlichen Fels gehauenen Leib von den ungeheuren Flugsandmassen zu befreien, die ihn bis zum Halse bedeckten, und immer wieder siegte die zähe Hartnäckigkeit der Wüste über der Hände Werk. Jetzt ist der geheimnisvolle Menschenlöwe, der die Geschlechter in endloser Reihe kommen und gehen sah und der so schweigsam und gleichmütig über den Wandel der Dinge hinwegblickt, nicht nur sozusagen frisiert und onduliert, sondern abermals völlig freigelegt worden, so daß der ganze Leib mit den vorgestreckten Tatzen und allen dazu gehörigen Kultusbauten deutlich zu sehen ist. Man hat zu dieser Arbeit ein tüchtiges Quantum Zement und zeitweise bis zu 1000 Eingeborenen benötigt. Die Verwaltung der Altertümer des ägyptischen Staates ist stolz auf die Leistung. Der nicht mit Archäologitis behaftete Kunst- und Kulturfreund macht sich seine eigenen Gedanken darüber, er wird an die unglückseligen Freilegungen der deutschen Dome und ähnliche Verirrungen erinnert. Zweifellos war der in sein Sandbett vergrabene Sphinx schöner und vielsagender als dieses nun glücklich aller Rätselhaftigkeit entblößte Steinbild, das sich nur ja nicht unterstehen soll, den ernsthaften Herren des Service des Antiquités in Kairo noch irgend etwas vormachen zu wollen, da man sich an maßgebender Stelle über seine Herkunft und seinen Zweck jetzt doch vollständig im klaren ist und ihn von der Poesie der Wüste und ähnlichen Allotria gründlich befreit hat. Aber hoffentlich erbarmt sich die gütige Natur noch einmal des Sphinx

und deckt ihn mit einem tüchtigen Sandsturm wieder liebevoll bis zum Halse zu.

Auf dem ganzen Pyramidenfelde bis Sakkarah und Dahschûr ist in den letzten Jahren eine außerordentlich umfassende Forschungstätigkeit entfaltet worden. Wo auf der wellenförmig bewegten Sandfläche früher noch zahllose kleine Schutthügel verkündeten, daß sich dort unter ihnen irgend etwas verbarg, reihen sich jetzt friedhofartig die aufgedeckten Gräber aneinander, öffnen sich Schächte, die in die Tiefe führen. An dieser Arbeit, die hauptsächlich eine genauere Kenntnis der Mastabas des alten Reiches (2500 v. Chr.) bezweckte und zur Folge hatte, waren auch drei deutsche wissenschaftliche Institute beteiligt. Der für gewöhnlich gebrauchte Ausdruck „Ausgrabungen" trifft hier eigentlich nicht zu, denn es werden in dem lockeren Boden des Pyramidenfeldes keine Spaten verwendet; in Wirklichkeit handelt es sich um ein langwieriges und vorsichtiges Abtragen des Sandes. Eine Anzahl geschulter Arbeiter räumt den Sand mit der Hacke weg, er wird dann von ungeschulten Hilfskräften, meistens Kindern, in kleinen Körben davongetragen. Wie alle Handarbeit in Ägypten vollzieht sich auch diese unter Gesang. Einer von den Jungen, der die hellste Stimme hat, waltet als Vorsänger und braucht dafür nicht zu tragen. Unermüdlich singt er Vers auf Vers und unermüdlich fallen die hundert Kinder ein und singen den Kehrreim mit oder klatschen, wenn sie die Hände frei haben, den Takt dazu. Außer den altbekannten und immer wiederkehrenden Liedern werden neue improvisiert, die heute — auch das ist ein Zeichen der Zeit — gern auf die Tagesereignisse anspielen und die volkstümlichen Helden des ägyptischen Nationalismus, wie besonders den greisen Zaghlul-Pascha, verherrlichen.

Unter den vielen von den deutschen Gelehrten aufgedeckten Mastabas, den Grabstätten der Vornehmen, befinden sich auch solche, die den gewerbsmäßigen Grabräubern der früheren Zeit entgangen und völlig unberührt geblieben sind. Nach den Mitteilungen eines der Ausgrabungsleiter, Professor Dr. Roeder, sind die Mastabas von Giseh massive Bauwerke aus Kalksteinblöcken über der Erde; zwischen den Mastabas zogen sich gepflasterte Gräberstraßen hin. In den älteren Zeiten hat man diesen Kolossalgrabbauten einige aus Ziegeln errichtete

Kammern vorgelagert, die für den Totendienst bestimmt waren. In ihnen haben sich noch auf Tischen die Schüsseln befunden, in denen die Angehörigen ihre Totenopfer in Gestalt von Nahrungsmitteln niederlegten, wenn sie an den Totenfesten auf den Friedhof kamen, um ihrer Verstorbenen zu gedenken. Später wurden diese Kultuskammern in die massive Mastaba verlegt und mit feinem Kalkstein ausgekleidet, die Wände aber wurden in mehr oder minder künstlerischer Weise mit farbigen Reliefs geschmückt. Von den Dächern der Mastabas eröffnet sich eine gute Aussicht über die gesamte Friedhofanlage; aber es ist nicht ganz ungefährlich, sie zu genießen, denn von dort oben gehen die senkrechten Schächte in die Tiefe zu den unterirdischen Grüften. Bei den großen Mastabas der vierten Dynastie sind die Schächte bis zu 15 Meter tief.

Unser nächstes Ziel sind die Pyramiden von Abusîr. Nach anderthalbstündigem Ritt erreichen wir die Trümmer des Sonnenheiligtums aus der fünften Dynastie (etwa 2400 v. Chr.), das im Auftrage des Berliner Museums 1898 bis 1901 ausgegraben worden ist. Es bestand aus einem großen Obelisk von gedrungener Gestalt mit noch erhaltenem Unterbau, sowie einem Alabasteraltar und war von einer mit Reliefs geschmückten Tempelanlage umgeben. Alle Heiligtümer und Pyramiden dieses Gebiets liegen am Steilrand der Wüste und waren durch ansteigende Aufgangsdämme von einem tempelartigen Portal aus erreichbar, das sich unterhalb des Plateaus befand, dort wo Flachland und Wüste zusammenstoßen. Zur Überschwemmungszeit lag das Portal also unmittelbar am Wasser, so daß die Schiffe daran anlegen und das Baumaterial abliefern konnten. Nicht weit vom Sonnenheiligtum erheben sich die drei stark mitgenommenen Pyramiden von Abusîr. Sie stammen ebenfalls aus der fünften Dynastie, die höchste ist heute 99 Meter (ursprünglich 109 Meter) hoch. Diese Pyramidengruppe war, wie die von der Deutschen Orientgesellschaft vorgenommenen Ausgrabungen ergeben haben, von kleineren Pyramiden und umfangreichen Tempelbauten, sowie Grabfeldern umringt. Wo auch immer die Hufe unserer Esel den Boden stampfen, überall berühren sie alte Totenstätten. Endlose Schutt- und Scherbenhügel, halb vom Sande verweht, erzählen von unübersehbaren Generationen stummer Schläfer.

Ihre Gebeine sind längst zu Staub zermürbt, soweit sie nicht, als den ehemals Reichen und Vornehmen angehörig, in den gemauerten Mastabas in mumifiziertem Zustande noch des Augenblicks harren, wo man sie vielleicht dem Dunkel entreißt.

Wir biegen nun zum Wüstenrand ab und kommen zum Teich von Abusîr; in seinem klaren Wasser spiegeln sich die schönen schlanken Dattelpalmen des gleichnamigen Dorfes. Ein paar Eingeborene haben uns schon erspäht und setzen sich in Trab, um uns ihre „Antiquitäten" aufzuschwatzen. Einer von ihnen beginnt durch Vermittlung unseres Hasan die Unterhaltung mit den Worten: „Ich wünsche Euch einen gesegneten Morgen. Ich hoffe, daß Ihr noch unzählige Morgen, wie diesen, erleben werdet und daß Eure Tage weiß sein mögen wie Milch." Es würde sicherlich viel zur Hebung unseres verbesserungsbedürftigen Umgangstones in der Heimat beitragen, wenn wir solche malerischen Begrüßungsformeln auch bei uns einführen wollten. Leider hat der braune Wüstensohn diesmal kein Glück, denn seine Antiquitäten, kleine pumpe Figuren, riechen noch merkbar nach frisch gebranntem Ton, er scheint sie soeben erst aus dem Backofen herausgenommen zu haben. „Dein Vater war ein Ehrenmann, aber Du bist der Sohn eines Hundes," sagt der würdige Hasan zu ihm und wiederholt damit zum vielmillionsten Male einen uralten arabischen Witz.

Der Ritt hat Appetit gemacht, und es ist uns deshalb nicht zu verdenken, daß wir mit den Frühstückskörben, die Hasan auf seinem Esel verstaut hat, zu liebäugeln beginnen. Unser Wunsch soll bald in Erfüllung gehen, denn schon taucht das „Haus Mariette", die klassische Frühstücksstätte des Totenfeldes von Sakkarah, hinter den Dünen auf. Ursprünglich war dieses schlichte Haus nicht ganz so pläsierlichen Zwecken gewidmet, es diente vielmehr dem berühmten französischen Forscher Mariette (1821—1881), dem ersten planmäßigen Ausgraber in Ägypten, jahrelang als Wohnung. Wir richten uns auf der Terrasse häuslich ein und lassen uns schmecken, was der Dragoman den Körben entnimmt; selbstverständlich erhalten er und die Jungen auch ihren Teil.

Nach einem Ruhestündchen geht es zur Unterwelt hinab, in das von Mariette aufgedeckte Heiligtum der Apisstiere, den in den Fels

gehauenen unterirdischen Teil des ägyptischen Serapeums. Ein schräger Schacht, dessen Eingang einst ein großer spurlos verschwundener Tempel, das Serapeum, bedeckte, führt mitten im Wüstensand in die Gruft. Wir können uns kaum eines Schauders erwehren, wenn der leuchtende Sonnenhimmel hinter uns zurückbleibt und der stickige schwüle Hauch der Unterwelt, der Atem der Jahrtausende, uns umweht. Nur schwer gewöhnt sich das Auge an den trüben, flackernden Kerzenschein. Wir tasten uns in dem Schacht vorwärts, um einen kolossalen Sarkophag herum, der beim Transport aus irgendeinem Grunde hier liegen geblieben ist und den Weg versperrt. Zu beiden Seiten des 200 Meter langen Hauptganges liegen kleine Kammern und in ihnen befinden sich 24 erhaltene Särge aus Granit oder Kalkstein, in denen keine menschlichen Gebeine, sondern die einbalsamierten Körper der dem Ptah, dem Gott von Memphis, geweihten heiligen Apisstiere nebst kostbaren Schmucksachen beigesetzt waren. Leider hatte die Gruft schon vor Mariette unerwünschten Besuch erhalten und war, wie die meisten der bisher aufgedeckten Grabkammern Ägyptens, von Räubern geplündert worden. Der französische Gelehrte fand die Sarkophage bis auf zwei geöffnet und ihres Inhaltes beraubt, nur die beiden unversehrten Särge einer Kammer, die den Plünderern entgangen war, enthielten noch die Stiermumien mit ihrem Goldschmuck. Als Mariette damals den tief unter Flugsand begrabenen Eingang zu den Grüften aufdeckte und nach Jahrtausenden als Erster wieder in diese mystische Unterwelt drang, hatte er Mühe, seine ungeheure Erregung zu bemeistern. „Ich gestehe," schrieb er in seinem Bericht, „daß ich, als ich am 12. November 1851 zum erstenmal die Apisgruft betrat, so tief von Staunen ergriffen war, daß diese Empfindung noch immer in meiner Seele nachklingt, obwohl fünf Jahre seitdem vergangen sind. Durch einen mir schwer erklärlichen Zufall war ein Gemach, das man im 30. Jahre Ramses' II. vermauert hatte, der Plünderung entgangen, und ich war so glücklich, es unberührt zu finden. 3700 Jahre hatten nichts an seiner ursprünglichen Gestalt zu ändern vermocht. Die Fingerspuren des Ägypters, der den letzten Stein in die vermauerte Tür eingesetzt hatte, waren noch in dem Kalk erkennbar. Nackte Füße hatten ihren Eindruck auf der Sandschicht zurückgelassen, die in einer

Ecke der Totenkammer lag. Nichts fehlte an dieser Stätte des Todes, an der seit fast vier Jahrtausenden ein balsamierter Stier ruhte."

Jeder Sarkophag ist aus einem einzigen Block gearbeitet, 4 Meter lang, 2,30 Meter breit, 3,30 Meter hoch und 65 000 Kilogramm schwer. Man frägt sich staunend, mit welchen technischen Mitteln es den Ägyptern möglich gewesen ist, diese Steinkolosse, die wahrscheinlich aus den Steinbrüchen von Assuan, 800 Kilometer weit von Sakkarah, stammten, hierher und durch die schmalen Gänge an Ort und Stelle zu befördern. Aber solche und ähnliche Fragen drängen sich uns in Ägypten bei Betrachtung der Kolossalmonumente überall auf.

Seltsame Macht des Glaubens, wer könnte dein Wesen ergründen! Da gibt sich ein intelligentes Volk unendliche Mühe, um Stierkadavern die Unsterblichkeit zu sichern, Stieren, die zu Lebzeiten Orakel erteilten und zwar dadurch, daß sie aus der Hand des Fragenden Futter annahmen oder nicht. Es waren aber auch äußerlich keine gewöhnlichen Stiere, denn sie mußten von schwarzer Farbe sein, auf der Stirn ein weißes Dreieck, an der rechten Seite einen weißen Fleck, im Schweif verschiedenfarbiges Haar und noch einige weitere Merkmale haben. Natürlich gab es nur selten junge Stiere, die diesen Anforderungen entsprachen; sooft einer entdeckt war, erhielt er am Ort seiner Geburt ein eigenes Haus und wurde darin vier Monate lang mit Milch genährt, dann erfolgte unter großer Prunkentfaltung seine Überführung nach Memphis, wo er im Heiligtum des Ptah einen palastähnlichen Stall angewiesen erhielt, um dort in der schon erwähnten Art Orakel zu erteilen. Opfer und Feste wurden ihm dargebracht, und wenn er nach seinem Tode feierlich in den Apisgrüften beigesetzt war, verschmolz er, wie der tote Mensch, mit Osiris zu einer Einheit und herrschte als „Herr des Westlandes" im Reiche der Toten.

Wieder hinauf zur Oberwelt. Schmerzend bohrt sich das Sonnenlicht uns in die Augen, in gierigen Zügen schlürft die Brust wieder die frische belebende Luft. Wir reiten abermals über das Totenfeld, die wackeren Esel geraten oft in ganze Haufen kurz und klein geschlagener Tongefäße, den Beigaben der einstigen Gräber einer Legion von Namenlosen. Daneben erheben sich die Grabdenkmäler der Großen, vor allem die einzigartige Stufenpyramide, das ragende Wahrzeichen

von Sakkarah. Sie gehört zu den ältesten Baudenkmälern des Landes, denn als Grabdenkmal des Königs Zoser, der vor den Erbauern der drei großen Pyramiden von Giseh lebte, ist sie vielleicht sogar noch älter als die Cheopspyramide. Ihre Höhe beträgt knapp 60 Meter, sie besteht aus sechs stufenförmig abgesetzten Stockwerken, der Zahn der Zeit hat stark an ihr genagt. Aber man muß sich darüber wundern, daß sie nach so vielen Jahrtausenden überhaupt noch steht, denn das Material, ein toniger Kalkstein, verwittert leicht und ist schlecht zusammengefügt.

Neben den größeren Steinpyramiden von Sakkarah und dem benachbarten Dahschûr gibt es noch eine Anzahl halb oder fast ganz zerstörter Ziegelpyramiden; von manchen sind nur noch Andeutungen vorhanden, und viele andere mögen bereits ganz verschwunden, zu Staub zerfallen sein, Opfer ihres unsoliden Materials und der mahlenden, zerreibenden Wirkung des vom Winde aufgewirbelten Wüstensandes. Höchst wahrscheinlich sind diese Pyramidenfragmente die letzten Spuren von Ansiedlungen, die schon lange vor Memphis hier bestanden. Jedem Höhepunkt der Kultur geht ein entsprechend langer Etappenweg der Entwicklung voraus, und da Ägypten in der Blütezeit von Memphis, also um 2500 bis 2200 vor Christus, auf dem Gipfel der Kultur des alten Reiches stand, mußte es damals bereits auf eine lange Vorgeschichte zurückblicken können. Über die Urgeschichte des Landes befinden wir uns noch immer nicht ganz im klaren. Funde aus den ältesten Epochen zeigen in ihren bildlichen Darstellungen einen Menschenschlag, der sich vom Typisch-Ägyptischen der historischen Zeit nicht unwesentlich unterscheidet und für welchen Männer mit lang herabwallenden Bärten bezeichnend sind. Die Forschung glaubt auf dem richtigen Wege zu sein, wenn sie die vorgeschichtlichen Bewohner des ägyptischen Niltales als die Kreuzung einer bodenwüchsigen Rasse äthiopischen Ursprungs mit von Asien her über das Rote Meer gekommenen hamitischen Stämmen betrachtet. Später hat dann wahrscheinlich eine abermalige Kreuzung mit einer durch Kulturerrungenschaften überlegenen, von den Euphratländern her nach Ägypten eingewanderten Rasse stattgefunden und damit dem Typ des echten Ägypters, wie er heute noch im Fellah verkörpert ist, die abschließende Gestaltung gegeben.

Gräber, Gräber, Gräber, wohin das Auge blickt! Wäre nicht die hinreißende Unermeßlichkeit und Freiheit der Landschaft, man müßte schwermütig werden in dieser Sphäre des Todes, die uns die irdische Vergänglichkeit, das Unzulängliche unseres Daseins, auf Schritt und Tritt fast handgreiflich zum Bewußtsein bringt. Und dennoch: wenn wir von den alten Ägyptern eingehendere Kenntnisse besitzen als von dem Leben und Treiben und der Geschichte vieler weit jüngerer Völker, so haben wir das hauptsächlich dem ägyptischen Totenkultus und den damit zusammenhängenden Bräuchen zu verdanken.

Das Leben nach dem Tode ist das Problem, das die Ägypter ihr ganzes Erdenleben lang beschäftigte, mit dem sie sich von der Wiege bis zum Grabe abzufinden suchten. Für die meisten war es allerdings wohl weniger ein Problem als vielmehr ein unerschütterlich fester Glaube, der Glaube an ein Fortleben nicht nur geistiger Art, sondern auch in körperlicher Gestalt. Aus der bedrückenden Erkenntnis, daß die kurze Spanne Zeit, die der Mensch auf diesem Stern zu wandeln hat, in keinem rechten Verhältnis steht zu der Ewigkeit seines Todes, entwickelt sich als Keim der Unsterblichkeitsidee der Wunsch, die Freuden dieses Daseins ins Unendliche verlängert zu wissen oder für irdische Freudlosigkeit in einer besseren Welt entschädigt zu werden. Von einem so am Stofflichen hängenden Volke von Ackerbauern und Hirten kann man keine tiefere philosophische Einsicht und Entsagung verlangen, und wie auch noch heute in mancher deutschen Gegend an einem Tag im Jahre fromme Einfalt Teller mit Speise auf die Gräber stellt, damit die Toten sich laben können, galt es den Ägyptern als vornehmste Pflicht, ihren Verstorbenen das zweite Leben, das ewige und eigentliche, so angenehm wie möglich zu machen. Zwar verschmolz nach ihrer Ansicht der übersinnliche Teil der Hingeschiedenen mit Osiris, dem Könige der Toten, zu einer Einheit, aber die Körper behielten ihre irdische Form und hatten vollen Anspruch darauf, im Grab alles Nötige zu finden, wenn sie zum Aufstehen, zum Umherwandeln und zur Betätigung Lust bekommen sollten. Die dazu notwendige Voraussetzung war jedoch, daß der Körper nach dem Tode unzerstört blieb, und so erklärt sich die auf die Erhaltung der Leichen verwendete große Sorgfalt. Auch mußte der Tote, der zu Lebzeiten ein Mann von Rang und Wohlstand gewesen

war, ein seinen einstigen Verhältnissen angemessenes Totenhaus haben und darin alles, was zu den Gewohnheiten und Liebhabereien seines Erdenlebens gehörte. Es genügte, diese Dinge bildlich darzustellen, denn der Abgeschiedene besaß die Macht, das Dargestellte zu materialisieren, es in Wirklichkeit zu verwandeln. Wir wissen nun, aus welchem Grunde die Wände der Mastabas der Vornehmen in solchem Übermaß mit Bildern geschmückt sind, die alle Annehmlichkeiten des Lebens vor Augen führen. Armen Bauern konnte man das freilich nicht bieten, dafür wanderten sie aber in ein Bauernparadies, auf dessen Äckern das Getreide sieben Ellen hoch wuchs, und damit sie sich bei der Feldbestellung im Jenseits nicht zu sehr anzustrengen brauchten, gab man ihnen Knechte in Gestalt kleiner tönerner Nachbildungen von Landleuten mit ins Grab.

Herodot und andere alte Schriftsteller haben über die von den Ägyptern angewandten Balsamierungsmethoden eingehende und durch die Mumienbefunde bestätigte Angaben gemacht. Die Kunst, die Körper der Toten in ihrer irdischen Form zu erhalten, wurde von einer konzessionierten Gilde ausgeübt. Wer ihre Dienste in Anspruch nehmen wollte, erhielt drei verschiedene Modelle von fertigen Mumien vorgelegt. Die teuerste Balsamierungsmethode kostete nach Herodots Angaben ein Talent Silber, nach heutigem Gelde etwa 4700 Mark. Diese Methode kam also nur für die Reichen in Betracht. Hierbei wurde das Gehirn durch die Nase herausgezogen und ein Einschnitt in die Seite des Körpers gemacht, um die inneren Organe durch diese Öffnung zu entfernen. Die Höhlungen wusch man mit Palmwein aus und füllte sie hauptsächlich mit „Mûm“ (woraus das Wort Mumie entstanden ist), einem dunklen, dem Asphalt ähnlichen Erdharz, sowie mit Myrrhen, Kaskararinde und anderen Spezereien, wonach man sie zunähte. Siebzig Tage lang ließ man den so behandelten Körper in einer Natronlauge liegen, dann wurde er wieder gewaschen und mit duftenden Ölen gesalbt. Darauf umwickelte man ihn mehrfach mit imprägnierten Leinwandbandagen; bei manchen Mumien haben diese Binden eine Länge bis zu 350 Meter. Die aus dem Körper entfernten inneren Organe wurden gesäubert und in Gefäßen, den sogenannten kanopischen Vasen, aufbewahrt.

Nach der zweiten, wohlfeileren Methode wurde dem Körper Zedernöl, ein außerordentlich wirksames Auflösungsmittel, eingespritzt und er dann ebenfalls in Natronlauge gelegt. Von den auf diese Weise behandelten Mumien blieben nur Haut und Knochen übrig. Die Kosten des Verfahrens beliefen sich nach heutigem Gelde auf ungefähr 1700 Mark, waren also noch immer sehr hoch. Bei der billigsten Konservierungsart, die aber nur die ärmeren Leute verlangten, wurde der Körper lediglich gesäubert, in eine Beize getaucht und dann den Verwandten zur Bestattung zurückgegeben. Mitunter wurden die Körper anscheinend auch in Honig aufbewahrt. So fand man in einer versiegelten Honigvase den Körper eines kleinen Kindes. Der Grad der Erhaltung der Mumien ist sehr verschieden. Manche sind hart und schwarz und erwecken den Eindruck, als ob sie bis in alle Ewigkeit unverändert so bleiben würden, wie sie heute sind; andere wieder, die man einst wohl mit minderwertigen Mitteln behandelt hat, zerfallen oder zersetzen sich bereits beim Auswickeln.

Nachdem die Hinterbliebenen die erste hauptsächlichste Pflicht, die Einbalsamierung des Körpers des Verstorbenen, erfüllt hatten, mußten sie für eine sichere Grabstätte sorgen, in der die Mumie vor räuberischen Nachstellungen, sowie vor wilden Tieren, wie Schakalen und Hyänen, geschützt war. Natürlich hing auch diese Frage wieder von den Vermögensverhältnissen der Familie ab. Der nur in ein Leinentuch gehüllte Leichnam des Armen erhielt seine letzte Wohnung günstigsten Falls an einem Bergesabhang, meistens aber in einem flachen Wüstensandgrabe, oft genug in einem Massengrab. So fand man in den Anhöhen, die sich in der Umgebung Thebens hinziehen, Höhlen mit Massen von Menschenschädeln und anderen von den Mumien der Armen herrührenden Überresten. Tote aus höheren Kreisen wurden in gemauerten Grüften mit gewölbten Decken bestattet. Die Reichsten und Vornehmsten aber erhielten als Grabstätte eine Mastaba. Solch eine Mastaba, von der schon öfter die Rede war, war zur Blütezeit von Memphis, also in der fünften Dynastie, ein viereckiger Bau, der von weitem einer abgestumpften kleinen Pyramide ähnlich sah. Ihre Seitenflächen waren meistens glatt und gleichmäßig geneigt, das Baumaterial bestand hauptsächlich aus Ziegeln oder gehauenen

Steinen. Ihrer Größe nach unterscheiden sich die Mastabas sehr erheblich voneinander. Neben riesigen Bauten von mehr als 1000 Quadratmeter Grundfläche stehen kleinere, deren Bodenfläche kaum 20 Quadratmeter beträgt.

In der Mastaba wurde der Verstorbene, seiner irdischen Bedeutung und Würde entsprechend, unter großen Feierlichkeiten zur ewigen Ruhe beigesetzt. Darüber, wie man sich diese „ewige Ruhe" vorzustellen hatte, herrschte in Ägypten in alter Zeit keine einheitliche Auffassung; aber man stimmte darin überein, daß der Mensch nach dem Tode ein neues Leben beginne, wofern die schon erwähnten Voraussetzungen zu seiner überirdischen Existenz, besonders die Erhaltung des Körpers, gegeben wären. Auch die Gottheiten, die das Totenreich regierten, waren je nach der Gegend verschieden, so war es z. B. in Memphis Sokaris, in Assiût Wep-wat, in Abydos der „Herr der Westlichen". Später traten die Lokalgottheiten zugunsten des Osiris in den Hintergrund, mit dem die Verstorbenen, wie schon gesagt, zu einer Einheit verschmolzen. Die allen höheren Religionen gemeinsame Auffassung, daß nur der Gerechte eines glücklichen Fortlebens im Jenseits teilhaftig werden könnte, wurde auch von der ägyptischen geteilt. Ein Totengericht von 42 Richtern unter dem Vorsitz des Osiris prüfte den Dahingeschiedenen. Sein Herz wurde von Thout auf der Wage der Gerechtigkeit gewogen, und erst wenn er sich als frei von schweren Sünden erwies, stand ihm das Jenseits offen. Über die Lage und Beschaffenheit des Paradieses gingen die Ansichten auseinander. Während die meisten an ein Jenseits glaubten, das den irdischen Verhältnissen entsprach, nur daß dort alles viel schöner und besser war, begegnen wir auch einer Auffassung, die das Totenreich in die Unterwelt verlegt, in das Land Twat, das sich im Innern der Erde befand' einen eigenen Himmel hatte und von einem Flusse durchströmt war.

Das Totenhaus der Reichen und Vornehmen, die Mastaba, umfaßte gewöhnlich vier Räume. Einer diente als eine Art Kapelle, in der die Angehörigen und Freunde dem Verstorbenen ihre Opfergaben darbrachten und die Priester an einer dem Osiris gewidmeten Tafel ihre Gebete verrichteten und ebenfalls opferten. Ein anderer schmaler und hoher, von dicken Wänden umgebener Raum war der „Serdab", in dem



Granitstatue der Göttin Sechmet

Museum Berlin



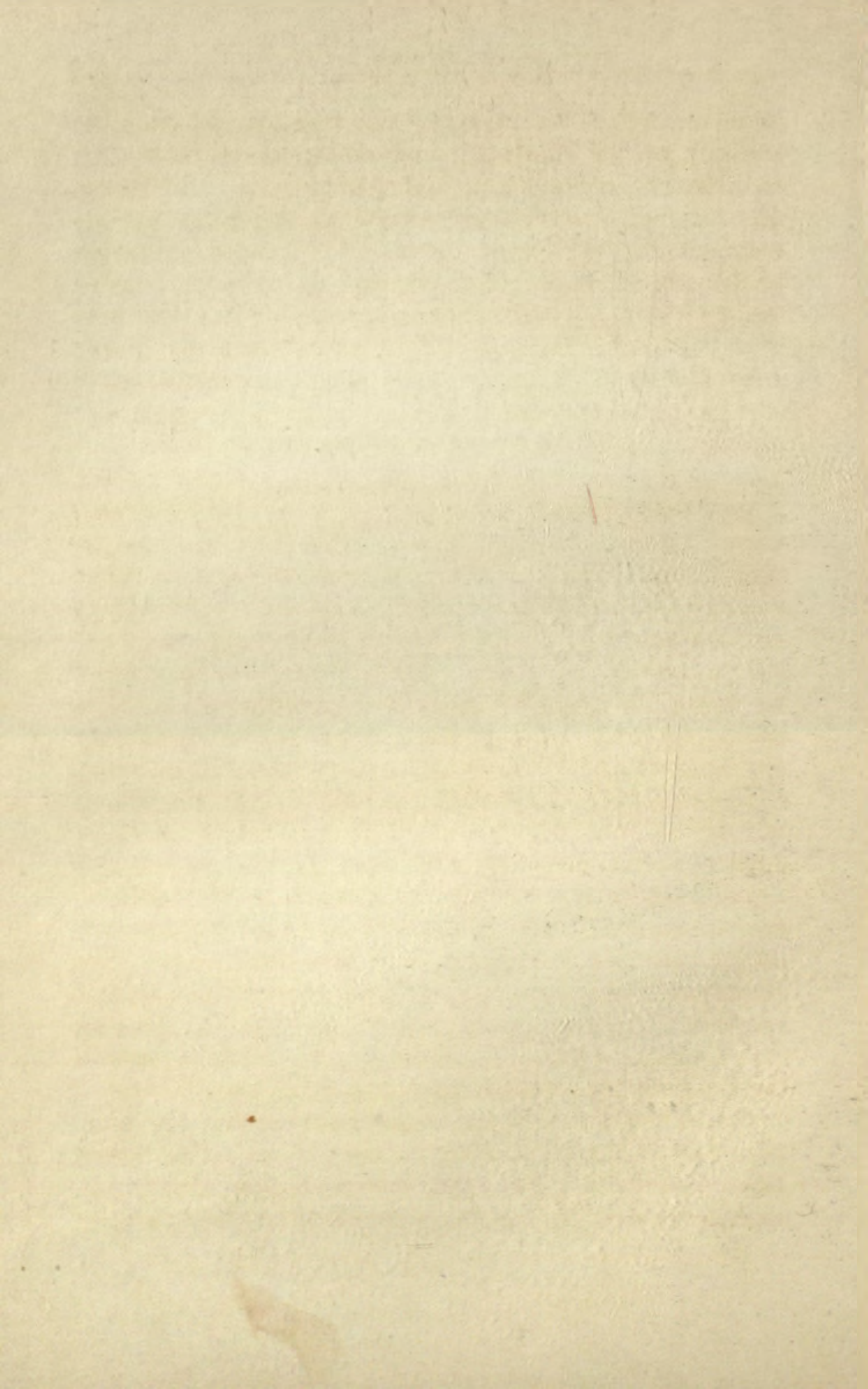
Sitzbild Ramses' II.

Museum Berlin



Holzstatue des Dorfschulzen

Museum Kairo



sich die Statue des Verstorbenen befand. Dieses Gemach wurde zugemauert, war also unzugänglich und blieb nur bisweilen durch eine kleine Öffnung mit der Kapelle in Verbindung. Durch die Öffnung sollte der Duft der dem Toten dargebrachten Opfergaben und des Weihrauches zu ihm dringen. Wahrscheinlich verfolgte die Anlage dieses engen Gelasses den Zweck, der Seele des Dahingeschiedenen im Fall äußerster Gefahr eine Zuflucht zu ermöglichen. Fiel nämlich die Mumie trotz aller Schutzmaßregeln einem verbrecherischen Eingriff zum Opfer, wurde sie beraubt, beschädigt oder gar völlig zerstört, so konnte sich dann der Geist immer noch in den Serdab zurückziehen und im Körper der Statue seine letzte Zufluchtsstätte finden.

Die eigentliche Gruft, die Sargkammer, wurde unterirdisch angelegt; zu ihr führte meistenteils ein drei bis dreißig Meter tiefer, senkrechter Schacht hinab, der entweder von einer Ecke der Kapelle oder von der Mitte des Daches ausging und in den Felsen gehauen war. Die Wände waren oft mit Reliefs oder Malereien reich verziert, und es befand sich dort auch eine Tafel für Opfergaben nebst zwei oder drei großen Gefäßen für Wasser oder Wein. In dieser Kammer ruhte der Leichnam, die Mumie, in einem großen steinernen Sarkophag. War der Sarg in die Gruft gebracht, so legte man Stücke der zum Totenopfer geschlachteten Rinder und Gazellen auf den Boden der Kammer nieder, vermauerte den Eingang und füllte den Schacht bis zur oberen Öffnung mit Steinen, Sand und Erde an. Diese Masse wurde mit Wasser durchtränkt und verhärtete sich zu einem sehr zähen, fast undurchdringlichen Mörtel, der allen Versuchen, ihn zu lockern, den größten Widerstand entgegensetzte. So ruhte der Tote in ewiger Finsternis und ewigem Schlummer und niemand, außer seiner Seele, konnte zu ihm dringen, wenn nicht die Hand eines fluchwürdigen Verbrechers die Ruhe der Mumie störte. Nach der Anschauung der alten Ägypter verließ nämlich die Seele von Zeit zu Zeit ihre himmlische Wohnung und stieg herab, um sich wieder mit dem Körper zu vereinigen.

Aber im Laufe der Jahrhunderte änderten sich auch die Begräbnissitten, die ursprünglich selbst bei den Reichen noch ziemlich einfach waren, der Totenkultus begann ins Verschwenderische, Luxuriöse auszuarten, und man häufte nun in den Grabstätten die mannigfaltigsten

Dinge, die zum Gebrauch und Vergnügen des Verstorbenen dienen sollten, in immer größerer Menge an. Besonders mit Nahrungsmitteln und mit solchen Gegenständen, die den Dahingeschiedenen zu Lebzeiten umgeben hatten und ihm lieb und teuer gewesen waren, wie z. B. Festgewänder, Toiletteartikel, Musikinstrumente und andere zu Spiel und Zeitvertreib dienende Dinge, suchte man ihn im Überfluß zu versorgen, damit er wie einst auf Erden im möglichst angenehmer Weise weiterleben könnte. Auch die ihm zu bestimmten Zeiten dargebrachten Opfer arteten immer mehr ins Schwelgerische aus, ferner wurde durch fromme, dem Gedächtnis des Verstorbenen gewidmete Stiftungen dafür gesorgt, daß er selbst für die fernste Zukunft vor Hunger und Durst bewahrt blieb. Man stellte sogar Figuren von Dienern und Dienerinnen ins Grab, die für den Verstorbenen kochen, backen, Bier brauen usw. und ganz wie zu Lebzeiten für sein Wohlbefinden sorgen sollten. Die dem Toten mitgegebenen mystischen Amulette waren für die Abwehr feindlicher Geister auf seiner langen Reise bestimmt, ja man stattete das Grab sogar mit Statuen von Göttern aus, die für den Schutz des Toten bestimmt waren.

Es läßt sich kaum beschreiben, welche Fülle der verschiedenartigsten Gegenstände, von den kostbarsten bis zu den alltäglichsten, in den ägyptischen Grüften gefunden worden sind. Da gibt es, um nur einiges zu nennen, zahllose Nachbildungen des Skarabäus, des heiligen Mistkäfers, Papyrusrollen, Gefäße für Flüssigkeiten, Toilettesachen aller Art, Kämme, Spiegel, Haarnadeln, Sandalen, Musikinstrumente, Bogen und Pfeile und andere Waffen, Paletten und Farben, Würfel, Spielzeug, goldene Ringe, Armbänder, Halsketten und Perlen aus Gold, Amethyst, Karneol und Lasursteinen, daneben aber auch Stühle, Ruhebetten und andere Einrichtungsgegenstände, ja ganze Wagen. In den Königsgräbern von Theben, wie besonders in der Gruft des Tutanchamon, waren förmliche Warenlager aufgespeichert.

Welche wahrhaft rührende Mühe haben sich nicht die Hinterbliebenen der verstorbenen Ägypter gegeben, um den einbalsamierten Körper ihrer Angehörigen und den Grabstätten ewigen Frieden zu sichern! Und doch wurde alle ihre Sorgfalt und Umsicht in den meisten Fällen von menschlicher Habgier zunichte gemacht. Schon in alten Zeiten

begann das räuberische Durchwühlen der Totenstätten, das Plündern der Königsgräber und Mastabas. Wie sehr man sie auch vor Nachstellungen zu schützen gesucht hatte, den geübten Späherblicken der Beduinen entgingen die verborgenen Eingänge zu den Grüften auf die Dauer doch nicht. Als dann in neuerer Zeit mit der planmäßigen Entschleierung der Geheimnisse Ägyptens begonnen wurde, nicht aus gemeiner Habsucht, sondern im Dienste der Wissenschaft und Kulturforschung, da stellte sich die bedauerliche Tatsache heraus, daß fast alle bedeutenden Grabstätten mehr oder minder ausgeplündert waren. Zum Glück hatten sich die Räuber allerdings in sehr vielen Fällen auf die Mitnahme der Juwelen und der sonstigen leicht fortzuschaffenden Kostbarkeiten beschränkt und immer noch so viel liegen lassen, daß das Museum in Kairo und die übrigen großen Museen der Welt einen Mangel an ägyptischen Altertümern nicht zu beklagen haben.

* * *

Wir besichtigen einige der größten und prächtigsten Mastabas, die sich in der Nähe des Hauses Mariette befinden. Allein schon der Umfang dieser unterirdischen Anlagen setzt in Erstaunen. Das sind keine Grüfte mehr, sondern ganze Wohnungen mit Zimmerfluchten, in deren Labyrinth sich der Fremde ohne Führer kaum zurechtfindet. Offenbar suchten sich die reichen Familien der fünften und sechsten Dynastie in der Entfaltung eines ausschweifenden Totenluxus gegenseitig zu übertrumpfen. So enthält die im Jahre 1893 ausgegrabene Mastaba des Mereruka nicht weniger als 31 Zimmer und Gänge; man findet darin eine Reihe von Zimmern für den Hausherrn, für die Frau, den Sohn, den Harem und die Dienerschaft, sowie eine Anzahl Vorratsräume, genau wie in dem Hause eines sehr reichen Mannes. Das muß der Herr Mereruka in der Tat auch gewesen sein, denn alle Wände seines unterirdischen Palastes strotzen von Darstellungen, die in zahllosen Einzelbildern die über jeden Zweifel erhabene Kreditwürdigkeit dieses altägyptischen Krösus bekunden. Wir sehen ihn beim Kontrollgang durch seine industriellen Werke, bei der Beaufsichtigung der landwirtschaftlichen Arbeiten auf seinen Gütern, sehen, wie seine Beamten widerspenstige Dorfälteste mit Stockprügeln zur Abrechnung herbei-

schleppen, wie er aber auch den Wohltäter spielt, und dann vor allem, wie er sich auf der Jagd an üppig bestellter Tafel und bei Musik und Tanz von den Strapazen des Daseins erholt. Fürwahr, er hat nicht umsonst gelebt, der Herr Mereruka, und wenn er, wie es sein Wunsch war, und was ja auch die ganze Anlage und Einrichtung des unterirdischen Palastes bezweckt, seinen Lebenswandel im Jenseits wirklich in alle Ewigkeit so fortsetzt, so muß er eine sehr zähe Natur haben, um eine so unbegrenzte Folge guter Tage vertragen zu können.

Mag dieser Totenkultus auch wunderlich ausarten, so können wir ihm doch nur dankbar sein, denn die Reliefs und Malereien der Prunkgrüfte verschaffen uns, da sie eine förmliche Bilderenzyklopädie darstellen, die wertvollsten Einblicke ins altägyptische Leben. Man darf ohne Übertreibung sagen: wäre von der Kunst des ägyptischen Niltales gar nichts weiter als die fünf oder sechs bedeutendsten Mastabas von Memphis und Theben auf unsere Zeit überkommen, so würde ihr Bilderschmuck immerhin ausreichen, um uns eine einigermaßen erschöpfende Vorstellung vom Kulturzustand des Pharaonenlandes zu verschaffen. Nach dieser Richtung hin, aber auch an künstlerischem Wert, ist die Mastaba des Ti die bedeutendste. Ti war in der fünften Dynastie königlicher Oberbaumeister und Vorsteher der Pyramiden. Beschränkt sich auch seine von Mariette aufgefundene unterirdische Wohnung auf eine nur kleine Anzahl von Räumen, so gehören doch die darin enthaltenen Wandreliefs zu den interessantesten und schönsten des alten Reiches und sind überdies von ausgezeichneter Erhaltung. Unzweifelhaft war auch Herr Ti ein großer Lebenskünstler, denn der größte Teil der Bilder verherrlicht seine irdischen Passionen: Geselligkeit, Jagd und Fischfang, Musik, Spazierfahrten, Freude an Blumen und Tieren usw., ganz besonders aber auch die Tafelgenüsse. Der Herr Oberbaumeister muß, da er noch wandelte im irdischen Licht, eine wackere Klinge geschlagen haben, denn was auf diesen Bildern alles geschlachtet, gebraten, aufgetragen, tranchiert und verzehrt wird, das ist kaum zu sagen. Besonders beliebt scheint Gänsebraten gewesen zu sein, aber auch Kuchen und Früchte überraschen durch ihre Reichhaltigkeit. Bei aller Liebe zum guten Leben war Ti im Gegensatz zu dem Protzen Mereruka ein Mann von Bildung und feinem Geschmack, das zeigt sich nicht nur in der

Beschränkung auf eine mäßige Anzahl von Räumen, sondern auch in der ästhetischen Vertiefung der materiellen Genüsse. Harfen und Becken ertönen beim Mahl, und die schön frisierten zierlichen Damen, die da an der Tafel sitzen, scheinen ihre Aufmerksamkeit weniger den Speisen als den duftenden Blumen zuzuwenden, die sie sich so entzückend liebenswürdig gegenseitig unter die Näschen halten. Man befindet sich in diesem Reiche der Schatten in denkbar bester Gesellschaft und fühlt nur ein unendliches Bedauern darüber, an ihrer sympathischen Tafelrunde nur noch im Geiste teilnehmen zu können. Auch die ausgedehntere Mastaba des Ptahhotep, der in der fünften Dynastie eines der höchsten Staatsämter bekleidete, steht mit ebenfalls vorzüglichem Bilderschmuck auf einer hohen Stufe künstlerischen Geschmacks.

Aber der längere Aufenthalt in den Palastgrüften ermüdet doch sehr, die eigentümlich schwere Luft benimmt uns den Atem, vor dem Auge beginnt es zu flimmern ob des anstrengenden Sehens bei flackerndem Kerzenlicht. Wieder zur Oberwelt zurückgekehrt, fragen wir uns, ob dieses wirkliche Leben, das Sonnenlicht und die Luft und die Landschaft, nicht am Ende doch schätzbarer ist, als die sämtlichen gemalten Jenseitsfreuden der großen Herren dort unten, deren Mumien überdies längst geraubt und in Atome zerstäubt sind, soweit sie sich nicht in den Museen befinden. Nachdenklich lenken wir unsere Esel über den Wüstenrand ins Ackerland hinein, dem Nil entgegen. Wir kommen am Katzenfriedhof vorbei, einem weiten wüsten Gelände, auf dem man zahllose Katzen- und Ibismumien gefunden hat. Die ägyptische Mythologie steht im innigsten Zusammenhang mit der Tierwelt, und je flacher der religiöse Kultus mit der Zeit wurde, je mehr er sich an Äußerlichkeiten klammerte, desto mehr artete die Verehrung heiliger, von der Gottheit besessener Tiere aus, so daß schließlich nicht mehr bloß einzelne, körperlich auffällig gekennzeichnete Exemplare, wie die Apisstiere, sondern alle Tiere derselben Gattung für heilig galten und, wie besonders die Katzen, einbalsamiert und auf eigenen Friedhöfen bestattet wurden.

Unser nächstes Ziel sind die Kolosse Ramses' II., das markanteste unter den wenigen Überbleibseln der Stätte von Memphis. Die beiden Statuen des Königs, die den Eingang zu dem längst verschwundenen Tempel schmückten, sind umgefallen und üben so, auf dem Boden

liegend, keine besonders große Wirkung aus. Und was ist sonst von Memphis geblieben, der einst berühmten Metropole, die seit den ältesten Zeiten Ägyptens bis zu den Tagen Alexanders eine führende Rolle spielte und von der damals die Welt so viel Wunderbares zu sagen wußte? Nichts oder so gut wie nichts. Das kommt fast unerklärlich vor, aber man muß bedenken, daß Memphis, wie alle ägyptischen Städte, zum größten Teil aus den leicht verwitternden Nilschlammziegeln errichtet war und daß die massiven Tempel- und Palastbauten von späteren Generationen wie ein Steinbruch ausgenützt wurden. Wo einst das Leben brandete, da dehnt sich heute grünes Ackerland; wo in glänzenden Zeiten die Üppigkeit praßte, da kauert jetzt eine Fellahfamilie vor ihrer ärmlichen Hütte um das kärgliche Mahl.

Über den vielen Besichtigungen, den Ritten und Ruhepausen ist der Tag allmählich zur Neige gegangen, die immer länger werdenden Schatten mahnen zur Beschleunigung unserer Schritte. Wir müssen deshalb einen Punkt unseres Programms, den Besuch des südwestlich von Sakkarah gelegenen Totenfeldes von Dahschûr, fallen lassen und uns mit dem Anblick der dort befindlichen merkwürdigen Knickpyramide aus der Ferne begnügen. Der Verzicht fällt uns nicht schwer, denn, um es offen zu sagen, wir haben für heute und die nächsten Tage reichlich genug an Totenfeldern, unterirdischen Grüften und ähnlichen Dingen, und der Gedanke, den Abend drüben am anderen Nilufer im Kurort Heluan in einer dem Totenkultus und Modergeruch möglichst entrückten, möglichst weltlichen Sphäre zu verbringen, ist uns keineswegs unsympathisch. Was nun die Knickpyramide von Dahschûr betrifft, so weicht sie, wie schon die Bezeichnung verrät, ebenso wie die Stufenpyramide von Sakkarah von der herkömmlichen ebenmäßigen Pyramidenform ab. Der untere Teil steigt auffallend steil an, dann, ungefähr in halber Höhe, ändert sich der Neigungswinkel der Seiten plötzlich, so daß eine ungewöhnlich flach verlaufende Spitze erzielt wird. Zweifellos hatte man diese Disharmonie nicht von Anfang an beabsichtigt, sondern man mußte den ursprünglichen Bauplan, der auf eine Riesenpyramide angelegt war, mitten in der Arbeit aus irgend welchen Gründen aufgeben und das Werk in so wenig großartiger Form rasch zum Abschluß bringen. Diese Vermutung wird auch durch die Tatsache

gestützt, daß der obere Teil der Pyramide mit viel geringerer Sorgfalt als der untere gebaut ist. Was mag damals geschehen sein? Vielleicht ist der Bauherr, der heute unbekannte König, über dem Bau gestorben und sein pietätloser Nachfolger hatte keine Lust, das kostspielige Unternehmen in den ursprünglich geplanten Ausmaßen fortzusetzen; vielleicht hat aber auch der Ausbruch eines Krieges oder irgendein anderes katastrophales Ereignis den überstürzten Abschluß des Bauwerkes zur Folge gehabt.

Wir lenken unsere Esel ostwärts, dem Nil entgegen. Sie scheinen zu wissen, daß ihnen nun bald Ruhe winkt, oft genug haben sie wohl diese Tour gemacht, und sie schlagen unter dem „freundlichen Zureden" der Jungen wieder ein flottes Tempo an. Unsere kleine Karawane setzt bei Bedrachên über den Nil und hat am anderen Ufer noch ein paar Kilometer zurückzulegen, bis wir unser Endziel, die fast quadratische, schachbrettartig angelegte Stadt Heluan, erreichen. Hier wird Hasan samt den Eseljungen entlohnt, ihr und der braven Tiere Tagewerk ist vollendet. Das geht natürlich nicht im Handumdrehen, denn alle Finanzoperationen ähnlicher Art wickeln sich im Orient ungemein langsam und niemals ohne einige Schwierigkeiten ab. Aber nachdem zum vereinbarten Lohn der Backschisch und zum Backschisch der Extrabackschisch und schließlich zum Extrabackschisch als besonderer Ausdruck der Anerkennung ein Superbackschisch gefügt worden ist, verziehen sich die Gesichter zu einem anmutigen Grinsen und mit vielen Salâms trollt sich die Hoffnung Ägyptens in dem mittlerweile herangebrochenen Dunkel davon.

Heluan, der einst weltberühmte Kurort, hat durch den Krieg schwere Nachteile erlitten und wird noch lange Zeit brauchen, bis er seine frühere Bedeutung wieder erlangt. Denn nicht nur die Deutschen, Österreicher und Russen, die unter den Kurgästen Heluans in vorderster Reihe gestanden hatten, kamen seit Kriegsausbruch natürlich in Fortfall, auch die anderen Nationen mußten dem Wüstenbad fast durchgängig fernbleiben, so daß es viele Jahre hindurch völlig verödet war. Erst neuerdings beginnen sich die Besuchsziffern wieder etwas zu heben und sind an dem bedeutendsten Sanatorium wieder deutsche Ärzte tätig. Heluan ist eine künstliche, nur zu Heilzwecken geschaffene Oase. Jeden

Quadratfuß des kultivierten Bodens hat man der Wüste abringen müssen, und die schwarze Humuserde, die für die dürftigen Gartenanlagen benötigt wurde, mußte von weither herbeigeschafft werden. Ohne das bunte internationale Leben von früher ist es eine reizlose kleine Stadt, die aus ein paar Dutzend schnurgeraden Straßenzügen mit kleinen flachgedeckten Häusern, einer Anzahl moderner, jetzt größtenteils leer stehender Hotels und einigen Kurinstituten besteht, über dem allem ein erbarmungslos glühender Himmel. Aber Heluan hat seine warme Schwefelquelle, die zu den stärksten der Erde gehört, es hat die trockene Wüstenluft, die nervenberuhigende große Stille, und deshalb galt es und gilt es noch heute als einer der erfolgreichsten Kurplätze für Lungen- und Nierenkranke, sowie Rheumatiker. Den Sommer über war Heluan auch vor dem Kriege wie ausgestorben, um sich dann von Oktober ab für das Winterhalbjahr mit Kurgästen aus aller Welt zu beleben. Ob Heluan es jemals wieder zu seiner einstigen Höhe bringen wird, ist zweifelhaft; das Geld ist nicht bloß bei uns, sondern bei allen Nationen Europas sehr knapp geworden, die Leidenden müssen sich mit näher gelegenen, billigeren Kurorten begnügen, und den einzigen, die noch reichlich Geld haben, den Amerikanern, kann Heluan keinen großen Anreiz bieten.

Im Kasino haben sich Ausflügler aus den Kairiner Hotels eingefunden, es wird gespeist, musiziert und natürlich auch getanzt und geflirtet. Das ist überall so ziemlich dieselbe Geschichte, immer ist es dasselbe Bild, und wären nicht die braunen Diener da, so könnte man sich ebensogut in Nizza oder an irgendeinem anderen südlichen Wintertreffpunkt der internationalen Gesellschaft wähnen.

Ehe wir mit der Eisenbahn nach Kairo zurückfahren, gehen wir noch für eine halbe Stunde ins Freie, in die Wüste hinaus — jede Straße von Heluan mündet in die Wüste — um in der Stille der Nacht die einzelnen Etappen dieses inhaltsreichen Tages noch einmal im Geiste an uns vorüberziehen zu lassen. „Wie traurig steigt die unvollkommene Scheibe des roten Monds mit später Glut heran. . ." Es ist zwar heute nicht Walpurgisnacht, und die Szenerie, die uns umgibt, erinnert so wenig wie möglich an den Harz, aber mit dem Monde stimmt's, und es liegt auch so etwas Unwirkliches, etwas

Gespenstiges in der Luft. Von ferne, vom Kasino her, schickt uns ein leiser Windhauch die hüpfenden Synkopen der Jazzmusik in die nächtige Einsamkeit nach. Unsere Gedanken flattern zum Westufer des Nils hinüber, zu den unermeßlichen Totengefilden rund um das verschollene Memphis, um Sakkarah und Dahschûr, zu den Millionen und Millionen derer, die einst dort gewesen, und wir wären vielleicht gar nicht so sehr darüber erstaunt, einige Prominente dieser stummen Legionen, etwa Herrn Geheimen Oberbaurat Ti oder den lebenslustigen Glückspilz Mereruka, plötzlich leibhaftig vor uns zu sehen. Ja, wir wären gar nicht erstaunt, auf alle Fälle aber herzlich erfreut.

Was ist Wirklichkeit, was ist Traum? Das bißchen Leben und was dann? Gräber, Gräber, Gräber . . .

Achtes Kapitel

Von ägyptischer Kunst

Der Reichtum an ägyptischen Altertümern. — Vorliebe für das Kolossale. — Künstlerische Unzulänglichkeiten. — Das Wandbild der Mastabas. — Handwerksmäßige Kunst und Gipfelleistungen. — Ausgezeichnete Tierbilder. — Amenophis IV. (Echnaton) und der Künstlerkreis von El-Amarna. — Die Werkstätte des Bildhauers Thutmosis. — Büste der Königin Nofretete. — Realismus der Schule von El-Amarna.

Das Museum der ägyptischen Altertümer in Kairo bietet des Schönen und Wertvollen so unermeßlich viel, daß der nicht fachmännisch interessierte Laie, durch die Überfülle verwirrt und ermüdet, schließlich nur noch bei den Hauptobjekten verweilt und sich im übrigen auf Gesamteindrücke beschränkt. Das gilt auch für die Besichtigung der Tempel, Grüfte und Monumente des so verschwenderisch damit bedachten Landes, in dem manche Ortschaften und Gegenden wahre Freiluftmuseen sind. Wenn man bedenkt, daß zu den in Ägypten selbst befindlichen Schätzen der Vergangenheit noch die vielen ägyptischen Altertümer hinzukommen, die über die ganze Welt verstreut sind, von denen die Museen in Berlin, London, Paris, New York usw. zahlreiche erlesene Kostbarkeiten besitzen, so muß man sich immer wieder darüber wundern, welche Menge von Kunstgegenständen, meistens von bester Erhaltung, durch die Jahrtausende auf uns überkommen ist. Um so erstaunlicher, als das Land im Verlauf seiner Geschichte eine lange Reihe der schwersten Katastrophen über sich ergehen lassen mußte und bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, bis zu Napoleons ägyptischer Expedition, sich niemand um die Erhaltung und Rettung der alten Kunst gekümmert hat, die Grüfte im Gegenteil schon seit alters ganz systematisch geplündert und zum Teil barbarisch zerstört worden sind. Und es hat beinahe den Anschein, als ob der Reichtum des ägyptischen

Bodens an Altertümern noch lange nicht erschöpft ist; jedes Jahr fördert neue Funde zutage, darunter solche von überraschender Bedeutung. Was die im Durchschnitt vortreffliche Erhaltung der ägyptischen Altertümer betrifft, so liegt das einmal an der Festigkeit des Materials, das bei den Skulpturen zumeist aus Granit besteht, dann an der Reinheit und Trockenheit der Luft und endlich daran, daß der weitaus größte Teil der Kleinkunstwerke, wie Juwelen und andere Schmucksachen, Wandgemälde, Stoffe, Mobiliar usw., der Unterwelt entstammt, den Grüften, und dort die Jahrtausende hindurch noch besser aufgehoben war als heute hinter den Glasscheiben der Museumsschränke.

Für den nicht gerade als Kenner interessierten Kunstfreund kann es, wie gesagt, nur darauf ankommen, ohne zu große Vertiefung in Einzelheiten nachhaltige Eindrücke vom Wesentlichsten in sich aufzunehmen. Zwei Erscheinungen sind es da, die besonders ins Auge fallen: einmal jener Zug zum Kolossalen, zum Gigantisch-Symbolischen, der für die ägyptische Tempelkunst so bezeichnend ist, daneben wieder als Gegenpol die liebevolle Vertiefung ins Kleine und, hauptsächlich bei den Tierdarstellungen, die feine Beobachtung der Natur. Aus den Monumentalbauten spricht die strenge Gebundenheit von Formgesetzen, die ein freies Spiel der schöpferischen Kräfte, die zwanglose Entwicklung eines künstlerischen Individualismus kaum duldet. Wir bewundern die Größe und Wucht dieser Bauwerke, die ungeheure Energie, die sich darin bekundet, das technische Können, das die schwersten Steinmassen zu bewegen und zu bewältigen weiß. Aber wir brauchen auch nicht das Eingeständnis zu scheuen, daß diese Monumentalkunst, mag sie noch so imposant und eindrucksvoll sein, durch eine bedrückende Häufung des Massigen sowie durch beständige Wiederholung derselben Gedanken auf die Dauer doch etwas Ermüdendes hat. Noch mehr ist das bei dem schmückenden Beiwerk der Bauten der Fall, den Reliefs, mit denen die Säulen, Pfeiler und Wände in unübersehbarer Menge bedeckt sind. Ähnlich wie in manchen Dichtungen und Prosaschriften des Altertums gewisse poetische Bilder und Gleichnisse, Umschreibungen und Floskeln immer wiederkehren und wie Schablonen benützt werden, wiederholen sich auch in der ägyptischen Reliefkunst der Monumentalbauten fortwährend bis zum Überdruß dieselben schematischen Ausdrucksmittel.

Und mit welcher Naivität, welchem Mangel an Vorstellungskraft verfahren dabei die Künstler! Menschliche Macht und Überlegenheit vermögen sie beispielsweise auf keine andere Weise auszudrücken, als dadurch, daß sie die Träger der Macht, sei es ein Pharao, sei es ein vornehmer Mann, körperlich größer darstellen als seine Untertanen und Leibeigenen. Immer werden auf den Reliefs und Wandgemälden Menschen und Tiere in ganz bestimmter Stellung der Gliedmaßen abgebildet; Gesichter, Tracht und Bewegungen, alles ist nach feststehenden, erstarrten Formeln umrissen. Bei völliger Unfähigkeit, perspektivische Verkürzungen wiederzugeben, wird das, was sich hintereinander befindet, in übergeordneten Reihen dargestellt, werden Gegenstände, die auf einem Tische oder in einer Schale liegen, über dem Tische oder der Schale schwebend gezeichnet.

Bei allem Respekt vor der ägyptischen Tempel- und Denkmalskunst wenden wir uns immer wieder lieber den Dingen der Kleinkunst zu, die uns ihrem ganzen Wesen nach menschlich näher steht und bei deren Herstellung der Phantasie und dem Können ihrer Schöpfer ein freierer Spielraum gewährt war als in der Architektur. Die Schmucksachen, Möbel, Gewebe, Gebrauchsgegenstände usw. überraschen durch ihre Feinheit und Zierlichkeit, durch die hohe Qualität einer geläuterten Handwerkskunst. Wenn wir im Museum der ägyptischen Altertümer in Kairo von Vitrine zu Vitrine schlendern, hier und dort verweilen und das zur Schau Gestellte betrachten, können wir uns allmählich ein ziemlich klares Bild vom täglichen Leben der alten Bewohner dieses Landes machen. Denn das Museum bleibt uns nichts schuldig, vom Kinderspielzeug angefangen bis zum dunklen Tor des Todes breitet es hinter den Glasscheiben alles aus, was den Ägypter in gehobener Lebensstellung von der Wiege bis zum Grabe begleitete: seine Kleidung, seinen Schmuck, seine Geräte, seine Waffen, die Abzeichen seiner Würde, die Aufzeichnungen seiner Taten und Erfolge, seine Familienverhältnisse — kurz alles bis zu den Dingen, die ihm die Hinterbliebenen ins Grab mitgaben, um ihm das Leben im Jenseits zu erleichtern und zu verschönern. Der Sitte des Einbalsamierens verdanken wir eine fast erschreckend wirkende Erhaltung der Leiblichkeit, mit einem Gemisch von Neugierde und Grauen blicken wir den Pharonen, deren Mumien

sich in den Museen befinden, in das eingetrocknete und doch noch immer so lebendige Antlitz. Welche tolle Phantastik liegt darin, daß diese Herrscher, vor denen die Menschen im Staube lagen und die man in ihren unterirdischen Grüften für alle Zeiten geborgen glaubte, nun im Glaskasten ruhen und jeder sie begaffen, jeder Laffe sie bewitzeln darf! Als sie noch wandelten im rosigen Licht, was mag da alles über diese eingesunkenen und verstummten Lippen gegangen sein, Worte der Güte, Worte des Zornes, Worte, die über Menschenleben, über das Schicksal von Völkern entschieden! Und wie, wenn ein Zauberspruch die verdorrten Körper plötzlich wieder zum Leben erwachen ließe, wenn die Haut über den Knochen sich wieder straffte, in den eingeschrumpften Adern das Blut wieder zu kreisen begänne, wenn die Brust sich atmend höbe und senkte und die geschlossenen Augenlider sich öffneten? . . .

Von ganz besonderem Interesse sind die Wandbilder der Mastabas, der unterirdischen Grabkammern der Vornehmen. Es berührt seltsam, wie gerade an diesen dem Tode und seinem Kultus geweihten Stätten in den bildlichen Darstellungen die Freude an allen guten irdischen Dingen zum Ausdruck gelangt, und daneben, wenn auch von den strengen Stilgesetzen gebändigt und in Formeln gebracht, ein Zug zum Gemütlich-Plauderhaften, von dem die feierlich auf hohem Kothurn stelzende Reliefkunst der Tempel nichts weiß. Das Bild an der Wand wird zur Bilderschrift, es will berichten. Diese aufs sauberste ausgemeißelten und zum Teil mit Farben von wunderbarer Frische bemalten Reliefs führen, indem sie vom Leben des Verstorbenen erzählen, zugleich das ganze altägyptische Alltagsleben vor Augen; kein Gewerbe, kein Handwerk, keine Lustbarkeit scheint den Künstlern entgangen zu sein. Von den Oberaufsehern, den Rechnungsführern und Schreibern an bis zum mühselig gebückten Feldarbeiter oder dem niedrigsten Sklaven ziehen in den einzelnen Darstellungen der schier endlosen Bilderfolgen alle Stände und Berufe in charakteristischer Betätigung an uns vorbei. Wir sehen, wie der Bildhauer seine Statuen meißelt, wie der Maurer Häuser baut, der Bäcker Brot bäckt, der Schlächter das Fleisch zerlegt und zum Verkauf aushängt, wir sehen den Töpfer, den Jäger, den Fischer, den Gärtner, den Landmann, sehen, wie der Schiffer auf dem Nilschiffe, das der heutigen Dahabije völlig gleicht, die Segel setzt,

sehen den Schreiber mit gewichtiger Miene seine Papyrusrolle bearbeiten, sehen die Frauen in langen Reihen, mit den Wasserkrügen auf dem Kopf, nicht anders als heute an den Ufern des Nils und der Kanäle, sehen die Bauern mit Vieh aller Art, mit Ochsen, Ziegen und Gänsen, zu Markte gehen. Es ist ein förmlicher Bilderatlas, der in seiner anschaulich anekdotenhaften Art, wie er die Gestalten und Vorfälle des ägyptischen Daseins in knappsten Strichen und dennoch voller Lebendigkeit festhält, etwas ungemein Fesselndes hat.

Aber dem ernsteren Betrachter drängt sich auch hier dieselbe Beobachtung auf, die er schon angesichts der Tempel- und sonstigen Monumentalbauten gemacht hat: daß nämlich die ganze ägyptische Kunst ausschließlich der Verherrlichung der Großen und Mächtigen des Landes dient, in allererster Linie der Pharaonen, daneben dann, wie in den Mastabas, der hohen und reichen Standesherren. Denn selbst dort, wo die Kunst im Dienste des religiösen Kultus, der Götter, zu stehen scheint, soll sie im Grunde doch auch nur die Könige, diese Halbgötter, auf deren Befehl die Tempel und Monumente errichtet wurden, feiern und rühmen, und sie entledigt sich dieser Aufgabe, indem sie die königlichen Stifter und ihre Heldentaten in massenhafter Häufung zur Darstellung bringt. Immer wieder und wieder wird uns vor Augen geführt, wie mächtig die Pharaonen sind, wie sie ihre Feinde besiegen, die Gefangenen in Ketten abführen lassen, die Widerspenstigen bestrafen, wie sie der Ruhe pflegen und sich den Freuden der Jagd und anderer Kurzweil hingeben.

Eine bürgerliche Kunst in dem Sinne, daß sie das Leben des Bürgers zum Gegenstand hätte und zur Erhebung und Ergötzung des Bürgers bestimmt wäre, gibt es kaum. Denn wenn auch die Wandbilder in den Mastabas die verschiedensten Berufe und Hantierungen vorführen, so geschieht das auch wieder nur, um zu zeigen, daß alle diese Leute samt ihrem ganzen Tun und Treiben im Dienste des verstorbenen hohen Herrn gestanden haben, um also recht sinnfällig klarzumachen, was für ein hochmögender, reicher und üppiger Mann der ins Reich der Schatten Entrückte gewesen ist. Wir dürfen dabei auch nicht außer Acht lassen, daß das Volk diese Bilder überhaupt nicht zu sehen bekam, daß niemand weiter sie sah, als die herstellenden Künstler und die Verwandten und

nächsten Freunde des Toten. Und auch diese nur für ganz kurze Zeit, denn wenn die prunkvolle unterirdische Grabanlage vollendet war, wurde sie zugemauert und für alle Zeiten verschlossen. Die Künstler, die so viel Können und so viel Fleiß an ihre Aufgabe verwendet hatten, hatten nur für die ewige Nacht, das ewige Schweigen gearbeitet, und erst nach Jahrtausenden sollte der Tag kommen, wo nach der Aufdeckung der Grüfte das Werk dieser Namenlosen die Bewunderung der ganzen Welt erregte.

Es läßt sich verstehen, daß die ägyptische Kunst bei dem, der von ihren Leistungen nur die große Masse des rein Handwerksmäßigen und Konventionellen zu sehen bekommt, den vorherrschenden Eindruck des trostlos Eintönigen, des dem frischen Leben Abgewandten und zu dunklen Symbolen und Formeln Erstarrten hinterläßt. Wenn irgendwo, so ist es hier notwendig, die Qualität von der Masse zu scheiden. Wäre es möglich, eine Auslese des Besten aus allen ägyptischen Kunstsammlungen der Welt zu einer großen Schau zu vereinigen, so würde es Staunen erregen, wieviel des Originellen und ganz Vortrefflichen diese angeblich so schematische Kunst hervorgebracht hat.

Es hat eben auch in der ägyptischen Kunst, die, wenn man die vorgeschichtlichen Anfänge beiseite läßt, von der Pyramidenzeit bis zu ihrer Ablösung durch die alexandrinische Kunst einen Zeitraum von annähernd 2300 Jahren umfaßt, wie in der Kunstgeschichte jedes anderen Landes Höhepunkte gegeben, auf denen die Künstler, durch das Zusammentreffen glücklicher Umstände von den beengenden Schranken des Formalen und Althergebrachten befreit, einmal aus sich herausgehen durften und dann ganz Außerordentliches geleistet haben. Schon in der Kunst der frühesten historischen Epoche des Landes, des Alten Reiches, begegnen wir, besonders beim plastischen Porträt, Schöpfungen, die bei aller Strenge des Stils doch ein großes Maß künstlerischer Freiheit und einen kräftigen Individualismus zum Ausdruck bringen. Es sei nur an die berühmte, aus Sakkarah stammende hölzerne Statue des Dorfschulzen, eine Zierde des Museums in Kairo, erinnert. Wie da mit knappsten Mitteln und einfachsten Umrissen ein schlichter Mann von behäbiger Würde, aus gutmütig gerundetem Antlitz wohlwollend ins Leben blickend, hingestellt ist, das verdient alle Bewunderung, das

hat Ewigkeitswert. Nicht minder gilt das von dem ebenso berühmten, aus braungemaltem Kalkstein gebildeten Schreiber des Pariser Louvre, der mit gekreuzten Beinen am Boden sitzt, in der Linken den Papyrus, in der Rechten das Schreibrohr hält und, das Diktat seines Herrn erwartend, mit gespannter Aufmerksamkeit geradeaus blickt. Mit Ausnahme der oberflächlich behandelten Füße ist diese von größter Natürlichkeit erfüllte Gestalt ganz vortrefflich modelliert, am überraschendsten wirkt der sprechend lebhafte Ausdruck des sicherlich porträtähnlichen intelligenten Gesichts. Das sind Gipfelleistungen, zu denen sich aus derselben Epoche viele andere gesellen und die allein schon genügen sollten, um die noch immer stark verbreitete Ansicht von der durchgängigen Eintönigkeit und dem wirklichkeitsfremden Schematismus der ägyptischen Kunst zu widerlegen. Und wir wissen ja nicht, wie viele andere große Kunstwerke ähnlicher Art verloren gegangen sind.

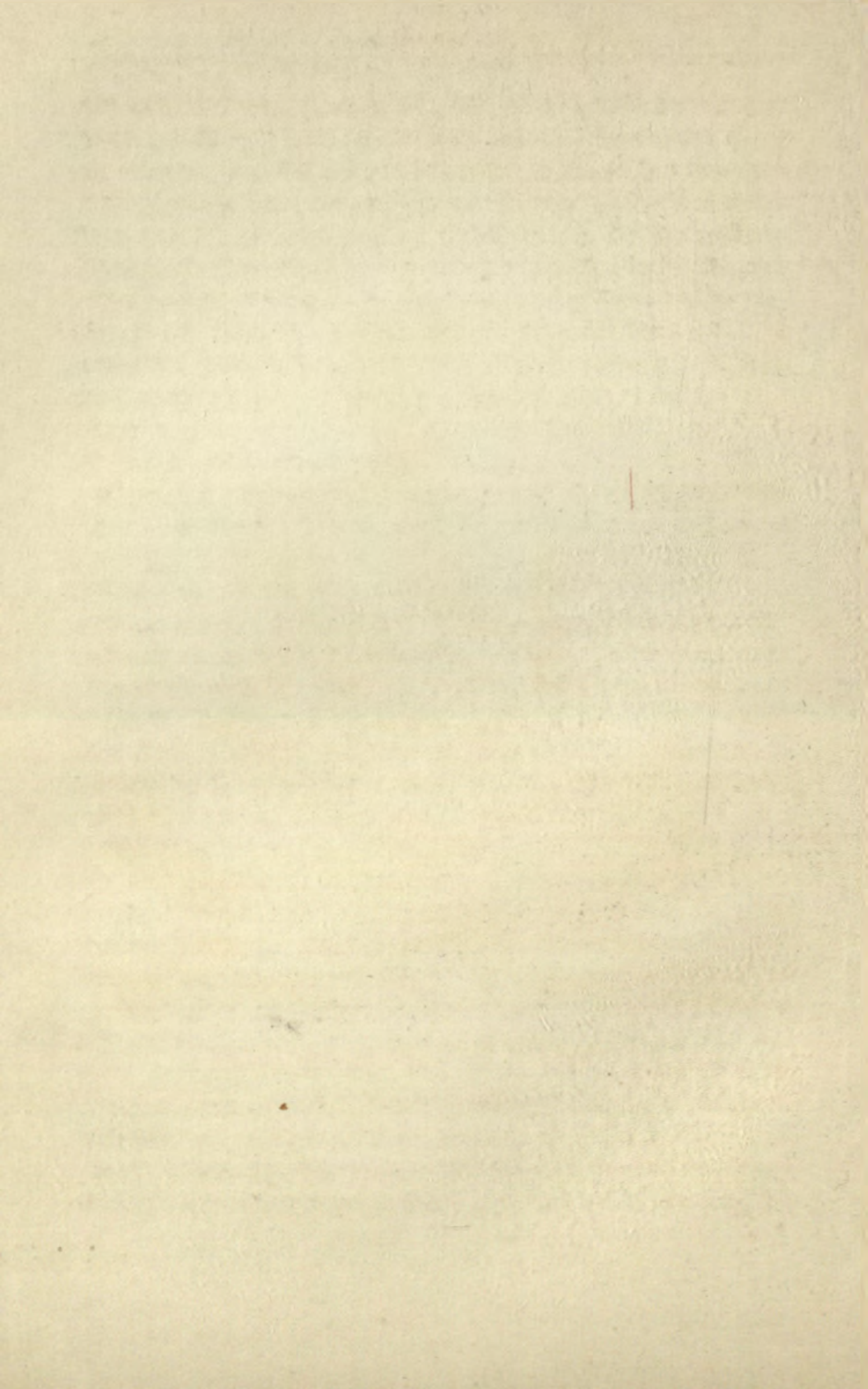
Auch bei der Wandmalerei tut eine strenge Auslese not. Es ist wahr, daß in der großen Masse dieser Darstellungen das rein Handwerksmäßige überwiegt und daß sie, wie unschätzbar groß ihr kulturgeschichtlicher Wert auch sein mag, in künstlerischer Hinsicht im allgemeinen auf keiner hohen Stufe stehen, denn der Ehrgeiz ihrer Hersteller war lediglich auf die möglichst exakte und saubere Wiedergabe des Gegenständlichen gerichtet. Aber es gibt auch auf diesem Gebiet für den, der sucht, köstliche Einzelheiten zu entdecken, wie z. B. die Gruppe der drei musizierenden Mädchen, anscheinend Nubierinnen, aus dem Grabe des Nacht in Theben. Wie die Linien dieser anmutigen schlanken Geschöpfe, die sich mit solcher Hingabe ihren Instrumenten widmen, gegeneinander ausgewogen und rhythmisch belebt sind, das ist von zartester Lyrik beseelt, scheint selber eine holde Musik auszuströmen. Und solcher Einzelbilder von hoher Qualität gibt es in dem unendlichen Reigen der Wandmalereien doch so viele, daß sie, aus der erdrückenden Masse des Schematischen ausgeschieden und für sich allein betrachtet, diese Kleinkunst in glänzendstem Licht erscheinen lassen.

Großartiges leistet die ägyptische Kunst in der Darstellung der Tiere, bei der Wandmalerei sowohl, wie in noch höherem Maße in der Rundbildnerei. Gerade bei den Tierbildern zeigt es sich, was für scharfe Beobachter der Natur die ägyptischen Künstler waren, mit welcher



Statue eines Schreibers, um 2400 v. Chr.

Museum des Louvre, Paris



Sicherheit sie das Charakteristische der Tiere in Haltung, Blick und Gebärde zu erfassen verstanden. Auf diesem Teilgebiet der Kunst gelangen sie zu reifster Meisterschaft, und zwar besonders deshalb, weil sie mit feinem Empfinden auf alles kleinliche Klammern ans Detail verzichten und mit um so größerer Hingabe das Wesentliche herausarbeiten, um durch das summarische Zusammenfassen der hervorstechendsten Züge eine gewaltige Wirkung zu erzielen. Da viele Gottheiten mit Tierköpfen dargestellt werden und in der ägyptischen Mythologie kein Mangel an heiligen Tieren ist, fehlte es den Malern und Bildhauern nicht an Gelegenheit, ihr Können an diesen Gegenständen zu erproben. Wie prachtvoll ist, um nur zwei Beispiele herauszugreifen, der ruhende Widder des Berliner Museums in seiner kraftvollen Gedrungenheit, seiner tierischen Einfalt, oder das aus derselben Kunstsammlung stammende Löwenhaupt der Göttin Buto.

* * *

Den kühnsten Bruch mit der überlieferten Form, die für die zahllosen Vertreter der handwerksmäßigen Kunst im Massenbetrieb etwas Unantastbares war, bedeutet jene kurze Kunstepoche des Neuen Reiches, die mit dem Namen der Stadt El-Amarna verknüpft ist. Sie fällt in die Regierungszeit der wohl interessantesten Gestalt aus der langen Reihe der Pharaonen, des religiösen Reformators Amenophis IV. (1392—1374 v. Chr.), der der Vielgötterei ein Ende bereiten wollte und die Verehrung einer einzigen Gottheit, des Sonnengottes Aton, des Allbeherrschers, zu seiner vornehmsten Aufgabe machte. Er ging in diesem Eifer so weit, daß er seinen von den Vorfahren ererbten Namen Amenophis, in dem der Name des Gottes Amon, des Gottes von Theben und des eigentlichen Nationalgottes Ägyptens, enthalten ist und der so viel wie „Amon ist zufrieden" bedeutet, in Echnaton, d. h. „Er ist dem Aton wohlgefällig", veränderte. Amenophis IV. oder Echnaton verlegte die Hauptstadt von Theben nach El-Amarna, einer Ebene an beiden Ufern des Nils in Mittelägypten, nördlich von Assiût. Der seiner Zeit weit vorauseilende Geist dieses schwärmerisch veranlagten, feinsinnigen Mannes war nicht lediglich auf religiöse Dinge, sondern auch auf die Pflege des Schönen gerichtet. Die neue Residenz

El-Amarna blühte rasch empor, ein prächtiges Königsschloß und andere Paläste und Tempel entstanden und eine große Menge von Künstlern, von Baumeistern, Bildhauern und Malern, denen hier lohnende Beschäftigung geboten war, versammelte sich um den Hof des königlichen Mäzens. Seine Abneigung gegen die bisherige strenge Überlieferung, die Rechtgläubigkeit im religiösen Kultus, übertrug sich auch auf die ihn umgebende Künstlerschar, so daß die Kunst von El-Amarna, vor allem das plastische Porträt, völlig aus dem Rahmen des Herkömmlichen fällt und in ihren besten Schöpfungen eine Freiheit und Natürlichkeit zeigt, die eigentlich ganz unägyptisch anmutet.

Nur kurz war die Blütezeit El-Amarnas, denn die Herrschaft Echnatons dauerte nur 18 Jahre, und als bald nach dem frühen Tode des Idealisten Wirren ausbrachen und der von ihm eingeführte Atonkultus wieder abgeschafft wurde, verblaßte der Glanz der neuen Residenz. Seine Nachfolger, zu denen auch der neuerdings so viel genannte Tutanchamon gehörte, verlegten den Hof wieder nach Theben zurück. El-Amarna geriet in Verfall, schließlich in Vergessenheit, und die Ruinenstätte, über die sich allmählich Sand und Erde breitete, ist niemals wieder besiedelt worden. Zum Glück für die Nachwelt, denn diesem Umstande haben wir die gute Erhaltung der jetzt aufgedeckten alten Straßen und Häuserblöcke zu verdanken. Die planmäßige Ausgrabung der Stadt war von 1906 bis zum Ausbruch des Weltkrieges, der die Arbeiten unterbrach, das verdienstvolle Werk der durch Ludwig Borchardt vertretenen Deutschen Orient-Gesellschaft.

Hierbei wurde auch die Werkstatt des Bildhauers Thutmosis aufgedeckt, übrigens eines der ganz wenigen ägyptischen Künstler, deren Name auf die Nachwelt überkommen ist. In seiner Werkstatt, wie auch an anderen Orten, fanden sich jene Meisterstücke der plastischen Kunst von El-Amarna, die heute zu den Kostbarkeiten des Berliner Museums gehören. Es fanden sich auch, was ein ganz besonderer Glücksfall war, Entwürfe, halbfertige Arbeiten, Gerätschaften und Modelle, die einen sehr belehrenden Einblick in die Schaffensweise des Künstlers gewähren. Von den fertigen Werken, die sich im Berliner Museum befinden, ist vor allem die farbige Porträtbüste der Gattin Echnatons, der schönen Königin Nofretete, zu nennen. Die Königin trägt eine sehr kleidsame

hohe blaue Krone, wie sie bei keiner früheren Königin vorkommt. Um die mit der goldenen Königsschlange verzierte Krone schlingt sich ein farbiges, aus Gold und Halbedelsteinen gedachtes Band, golden war auch der untere Rand der Krone. Den schlanken Hals leicht nach vorn geneigt, zeigt die Königin ein regelmäßig gestaltetes Antlitz mit ziemlich langer gradliniger Nase und vollem Mund. Die etwas hervortretenden Backenknochen sind ein Merkmal der ägyptischen Rasse. Ihrer Würde und ihrer Reize bewußt, an Huldigungen gewöhnt und doch wieder von gewinnender Freimütigkeit in den offenen durchgeistigten Zügen, blickt Nofretete mit ihren schwarzen Augen unter den schön geschwungenen dichten Brauen ein wenig spöttisch, wie es scheint, in die Welt. Es ist erstaunlich, wie „modern" die ganze Erscheinung anmutet. Man bedecke auf unserer Abbildung die hohe Krone mit der Hand oder denke sie sich im Sinn der heutigen weiblichen Kopfbedeckungen verändert, und man glaubt eine Dame von heute vor sich zu haben, vielleicht eine gefeierte Schauspielerin, eine Filmdiva oder irgendeine andere moderne Frau, die gewöhnt ist, Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit zu sein. Niemals zuvor hat die ägyptische Kunst etwas so Zwangloses und Realistisches geschaffen und sie hat sich auch später nicht noch einmal dazu aufschwingen können.

Hält sich der Realismus der Nofretetebüste in sehr maßvollen Grenzen, so tritt er in anderen Plastiken von El-Amarna, besonders in den Masken und Reliefs, um so stärker hervor, nicht zuletzt auch in den Darstellungen des Königs und bei der Wiedergabe seiner körperlichen Schwächen und Fehler. Um zu verstehen, welche Kühnheit das bedeutet, muß man sich vergegenwärtigen, daß der Pharao bis dahin auch für die Kunst ein Halbgott gewesen war, den man nicht anders als ein Wesen von völligem Ebenmaß der mächtigen Glieder darstellen durfte, ausgestattet mit allen jenen Attributen der Schönheit, die im Formelschatz der Bildhauerkunst vertreten waren. Daß ein Pharao körperliche Fehler besaß, das gab es für die Kunst einfach nicht, und sie im Bilde festhalten zu wollen, wäre ein kaum vorstellbares Majestätsverbrechen gewesen. Auch mit dieser Tradition wurde in El-Amarna radikal gebrochen. Abgesehen von seinem durchgeistigten Gesicht, das in dem leider verstümmelten Gipskopf des Berliner Museums offenbar

mit Porträttreue wiedergegeben ist, scheint Echnaton ein auffallend schlecht gebauter Mann mit überschlanken, deformierten und etwas weibisch anmutenden Gliedern gewesen zu sein. Die Künstler von El-Amarna haben sich nicht gescheut, die körperlichen Unzulänglichkeiten ihres Königs und Mäzens mit einem so grausamen Realismus zu verewigen, daß manche Darstellungen beinahe einen Strich ins Karikaturenhafte zeigen. Das ist kein Pharao mehr, kein Halbgott, sondern ein einfacher Mensch mit allen Schwächen der Menschlichkeit. Selbstverständlich läßt sich eine so weit gehende künstlerische Freiheit nur so erklären, daß Echnaton sie nicht nur zuließ, sondern geradezu wünschte. Auf diesem einmal beschrittenen Wege noch weitergehend, stellte die Schule von El-Amarna auch die Töchter Echnatons, die Prinzessinnen, mit allen körperlichen Fehlern und obendrein in völliger Nacktheit dar. Das wäre früher unerhört gewesen, denn nackt durften nur die Weiblichkeiten der untersten Klassen, wie Musikantinnen, Tänzerinnen und Sklavinnen, dargestellt werden, und auch dann ließ man ihnen immer noch einen kleinen Rest von Bekleidung. Aber die Schule von El-Amarna zeigt sich über solche Bedenken erhaben. Ganz aus dem Rahmen des Herkömmlichen fallend ist ferner die sozusagen bürgerliche Gemütlichkeit, mit der sich die königliche Familie in den Bildwerken bewegt, die zärtliche Intimität des Zusammenlebens von Vater, Mutter und Kindern. Man sieht, wie Echnaton seine Frau küßt, wie er mit den Kindern spielt und sie herzt. Alles das war früher verpönt und es kann, wie gesagt, nur auf den ausdrücklichen Wunsch dieses durchaus unkonventionellen Pharaos zurückgeführt werden.

Leider hatte die so verheißungsvoll beginnende Kunst der Schule von El-Amarna nicht die Kraft in sich, das, was Gutes an ihr war, zu höchster Reife und zur Vollendung zu entwickeln; sie verlor sich in Übertreibungen, artete ins Manirierte aus und ist mit dem Glanze der neuen Residenz erloschen, ohne tiefgehende Spuren zu hinterlassen.

Neuntes Kapitel

Luksor und die Nekropole von Theben

Im Fayûm. — Die Pyramide von Hawâra und ihr Vexiersystem. — Luksor. — Eine Welt der Kontraste. — Nacht am Nil. — Die Nekropole von Theben. — Die Memnonkolosse. — Ägypten als Reiseland im Altertum. — Einfluß der ägyptischen Mystik. — Ramesseum. — Die Felsengräber von Schêch Abd el-Kurna. — Grab des Nacht. — Dêr el-Bahri. — Medînet Habu. — Im gespenstigen Kurnatal. — Die Königsgräber von Bibân el-Mulûk. — Tutanchamon. — Rätselhafte Todesfälle. — Darstellungen aus den Totenbüchern. — Mumienschicksale. — König Merenptah und Moses. — Die Tempel von Luksor und Karnak.

Es ist seltsam, wie eilig es so viele Ägyptenreisenden haben, auch wenn es ihnen an Zeit nicht fehlt, und wie sie alles, was abseits der ausgetretenen Pfade liegt, einfach auslassen und überspringen. Unter dieser Nichtbeachtung leidet auch das Fayûm, jene eigenartige, überaus anziehende Landschaft, die nicht vom Nil berührt wird, sondern eine Oase der Libyschen Wüste bildet. Sie ist eine Etappe auf unserer Reise nach Oberägypten. Bis El-Wasta am Nil fahren wir auf der nach Luksor führenden Linie, dann biegt eine Zweigbahn im rechten Winkel nach Westen ab, es geht durch die niedrigen dürren Höhenzüge der Bergkette, die das Fayûm vom Niltale trennt, weiter in üppiges, fleißig bestelltes Ackerland, und nach knapp drei Stunden, von Kairo aus gerechnet, erreichen wir Medînet el-Fayûm, die Provinzhauptstadt.

Um die Wahrheit zu sagen, haben wir unserer Beherbergung hier mit einiger Bangigkeit entgegengesehen, denn im großen und ganzen läßt sich für das orientalische Gasthauswesen die Regel aufstellen: was nicht erstklassig ist, das ist gleich viertklassig. Während der minderbemittelte oder minder anspruchsvolle Reisende in den meisten Ländern Europas überall gutgeführte Gasthäuser geringeren Ranges findet, ist das im Orient nur selten der Fall. Und wo es nichts Besseres gibt, da heißt es, vorliebnehmen. Jedem Kenner des Ostens sind diese zumeist in versteckten Winkeln gelegenen Beherbergungsstätten, die gern mit

einem lächerlich pomphaften Namen über ihre äußerste Dürftigkeit hinwegzutäuschen suchen und in denen der Zustand von Zimmern, Betten, Wäsche usw. in voller Übereinstimmung mit dem schmuddeligen Aussehen der nachlässigen, mürrischen Dienerschaft steht, hinlänglich bekannt. Er weiß, daß man in diesen Häusern aus guten Gründen nur mit Unbehagen speist, daß die Nachtruhe, deren man nach den anstrengenden Tagestouren dringend bedarf, durch Moskitos und andere Blutsauger oder durch Lärm im Hause und auf der Gasse empfindlich gestört wird. Und daß es auch mit der angeblichen Billigkeit nichts auf sich hat, weil, wenn es ans Bezahlen kommt, gern nach Kräften gemogelt wird und „Monsieur le Propriétaire“, bei dem man sich beschweren will, in den kritischen Augenblicken der Abreise niemals zu finden ist, das ist ihm ebenfalls bekannt. Solche Erfahrungen verstimmen auf die Dauer, denn es ist eben nicht jedermann ein Bogumil Goltz, der in seiner derben Naturburschenart als reisender „Kleinstädter in Ägypten" mit jedem Quartier vorliebnahm und als ausgesprochener Gegner aller verfeinerten Kultur in dem Mangel an Komfort geradezu etwas suchte. Überdies haben sich die Verhältnisse in den 75 Jahren, die seit Goltzens ägyptischen Wandertagen verflossen sind, völlig geändert.

Aber unsere Befürchtung erweist sich als grundlos, wir finden in Medînet el-Fayûm ein zwar nur einfaches, aber ganz anständiges Unterkommen. Medînet ist mit 35 000 Einwohnern, darunter sehr vielen Griechen, eine freundliche Stadt, durchströmt von den munteren Wassern des Bahr Jûsuf oder Josefskanal. Er kommt vom Nil, schlängelt sich dann durch ein schmales Tal der libyschen Bergkette ins Fayûm, und er und seine Verzweigungen sind es, denen die Landschaft die schon von Strabo gerühmte Fruchtbarkeit verdankt. Wo es so günstige Daseinsbedingungen gibt, da pflegt auch die Kultur auf achtbarer Höhe zu stehen, deshalb begegnen wir im Oasenbecken des Fayûm überall den Spuren uralter Ansiedlungen und Kultusstätten. Das Land hieß damals „Seeland", und zwar nach dem großen Binnengewässer, dem Karûnsee, der das Fayûm im Nordwesten gegen die Wüste abschließt und von den alten griechischen Geographen Mörissee genannt wurde. Wir haben von ihm und seinen damaligen Bewässerungsanlagen, die Herodots Bewunderung erregten, bereits gesprochen (S. 98).

Eine der wichtigsten Altertumsstätten des Fayûm bekommen wir gleich vor den Toren der Stadt zu sehen: Krokodilopolis-Arsinoë. Der Name deutet auf den krokodilköpfigen Wassergott Sobk hin, den Schutzpatron des Seelandes, dem zu Ehren hier im heiligen Teich ein Krokodil gehegt und gepflegt wurde. Übrigens ist von dem einstigen Reichtum Ägyptens an Krokodilen nichts übriggeblieben, im Nil hat sie der starke Schiffsverkehr schon längst verdrängt, so daß sie erst von Khartum an stromaufwärts wieder vorkommen, und in den Seen scheinen sie ebenfalls völlig ausgerottet zu sein. Die ausgedehnte Trümmerstätte von Arsinoë zeigt sehr gut erhaltene, aber wegen der zahllosen Grüfte und Löcher schwer passierbare Straßen; man hat hier höchst wertvolle Funde, besonders an Papyrushandschriften, gemacht.

Unser zweiter größerer Ausflug gilt der Pyramide von Hawâra. Es geht auf Eselsrücken durch das freundliche, mit Blüten und Früchten überladene Land nach dem Dorfe Hawâret am Abhang der libyschen Berge, dann weiter zur Pyramide von Hawâra, dem Grabmal Amenemhets III. Sie kann sich mit ihren stolzen Geschwistern von Giseh allerdings nicht vergleichen und besteht, da ihre Kalksteinverkleidung schon in römischer Zeit entfernt worden ist, nur noch aus ungebrannten Nilschlammziegeln. Diese sind zum Teil schon so verwittert und ausgetreten, daß wir ohne Mühe zur Spitze emporklettern können und von dort die herrliche Aussicht über das ganze grüne Fayûm bis zu dem im fernen Nordwesten verschwimmenden Karûnsee genießen.

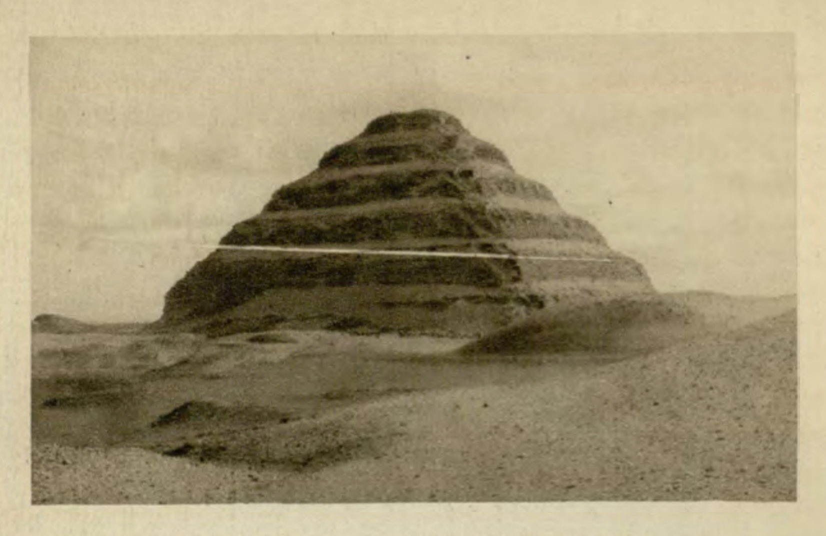
Das Innere der Pyramide von Hawâra ist sehr bezeichnend dafür, mit welchen Kniffen die ägyptischen Baumeister Einbrecher in die Irre führen wollten. Es ist ein ganz verschmitztes Vexiersystem. Man gelangt durch den Eingang zunächst in ein Zimmer, das anscheinend keinen weiteren Ausgang hat; in der Decke des Zimmers befindet sich jedoch eine kaum erkennbare Falltür. Durch diese geht es in ein anderes Zimmer, von dem ein sorgfältig gemauerter Gang, den jeder für den richtigen Weg halten muß, nach Norden führt. Aber der Gang ist nur eine Sackgasse, er endigt blind. Dagegen befindet sich in der östlichen Wand des Zimmers eine nur schwer zu erkennende Tür, durch die man in einen nach Osten führenden Gang gelangt, der wiederum in ein Zimmer mündet. Am Ende des Ganges von neuem dasselbe Spiel:

ein Zimmer, darüber, durch die Decke erreichbar, ein anderes Zimmer mit einem nach Westen führenden Gang. Nun befindet man sich in einem besonders sorgfältig ausgemauerten Raum, der endlich die Grabkammer zu sein scheint, denn es stehen steinerne Sarkophage darin. Aber sie sind leer und alles ist so arrangiert, daß es den Eindruck erweckt, als ob schon Räuber hier gewesen wären und geplündert hätten. Zwei Schächte führen in die Tiefe — beide sind falsch und endigen blind. Bei emsigem Suchen entdeckt man am Boden einen ganz schmalen Durchlaß, der durch die Wand nach Süden führt und vor einem eisenharten Sandsteinblock aufhört. Dieser Block, der nur mit größter Kraftanstrengung hinweggestemmt werden kann, bildet das Dach der wirklichen Grabkammer, die aus einem einzigen Quarzblock herausgemeißelt ist. Solche unsagbare Mühe haben sich die Pharaonen gegeben, um die Zugänge zu den Verwahrungsorten ihrer Gebeine für alle Zeiten zu sichern, und doch war aller darauf verwendete Scharfsinn umsonst.

An die Pyramide grenzt das im Altertum hochberühmte und von Strabo genau beschriebene Labyrinth, aber die ganze Stätte, ein Schlupfwinkel für Füchse, Schakale und Hyänen, befindet sich heute in einem derartigen Zustand der Verwüstung, daß man sich von den früheren Verhältnissen kein rechtes Bild mehr machen kann.

Die Zweigbahn bringt uns am nächsten Morgen nach El-Wasta zurück, wo wir Anschluß an den Tagesschnellzug Kairo-Luksor finden. Es reist sich sehr angenehm auf ägyptischen Bahnen, die Wagen erster Klasse sind bequem und geräumig und die Verpflegung im Speisewagen läßt nichts zu wünschen übrig. Trotz der Eintönigkeit der Landschaft gibt es doch immer wieder etwas zu sehen, besonders an den Stationen, wo sich das Landvolk zusammendrängt. Anscheinend wird jeder Bauer, der einmal eine kleine Reise unternimmt, von der ganzen Verwandtschaft zur Bahn begleitet und von dort abgeholt, eigentümlich wirken bei diesen Empfangs- und Abschiedszeremonien die im Chor angestimmten, langgezogenen Freudentriller der Weiblichkeit.

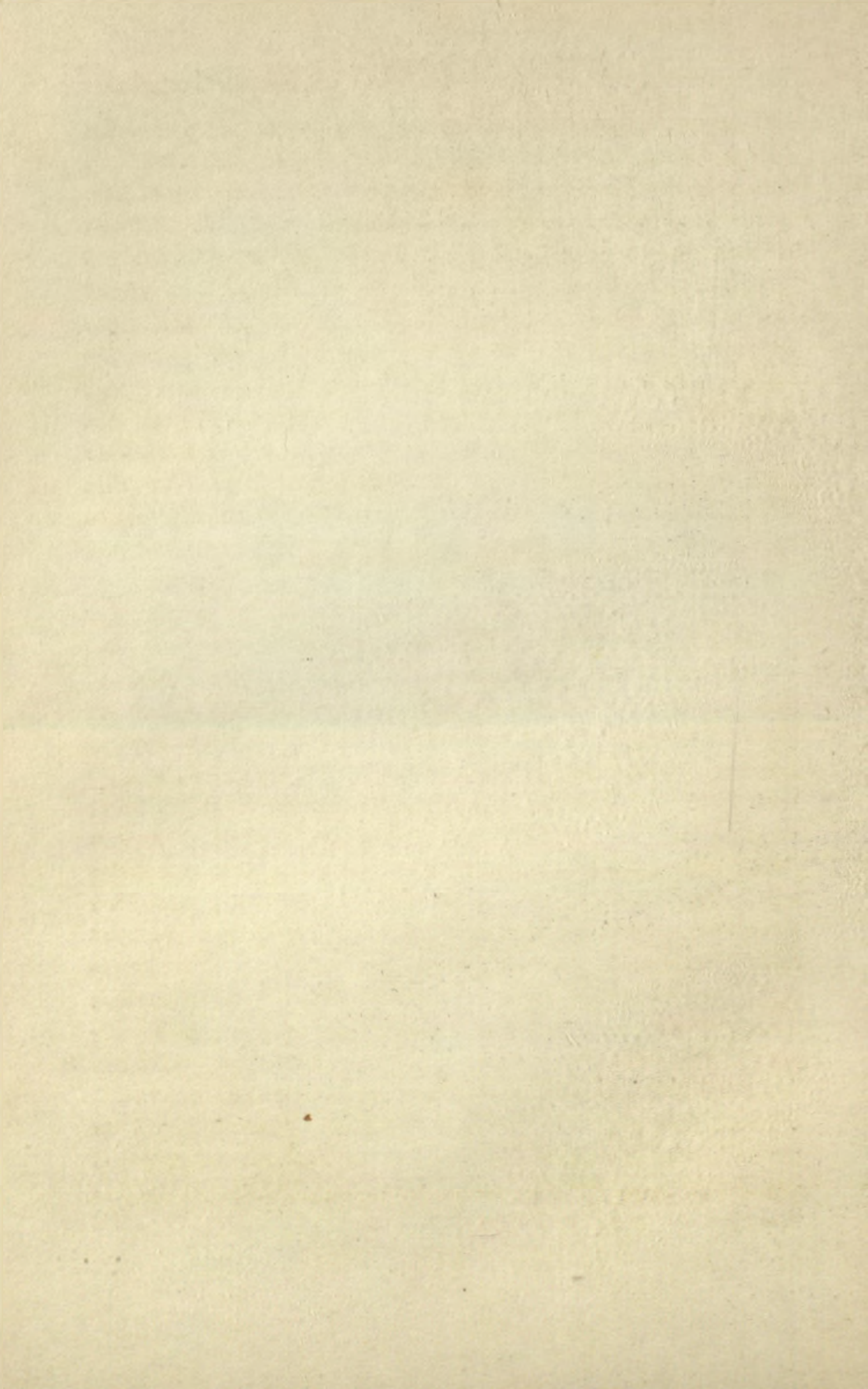
Auch eine Reihe größerer Städte passieren wir. Minje an dem hier 1000 Meter breiten Nil ist Mittelpunkt der Zuckerindustrie; Siût oder Assiût, die größte Stadt Oberägyptens, ist durch ihre zierlichen Ton-



Die Stufenpyramide von Sakkarah



Tal der Königsgräber bei Theben



arbeiten und kunstgewerblichen Gegenstände, wie Möbel mit Perlmutter-einlagen, Fächer aus Straußenfedern, Ebenholzstöcke, vor allem aber Schleier bekannt. Diese mit Silber- oder Goldfäden durchwirkten Tüll-schleier, von denen man uns am Bahnhof schöne Stücke anbietet, gehen als Exportware über die ganze Welt. In der Nähe von Siût zieht sich der Staudamm (S. 103) über den Strom, den wir auf dem größten Teil der Fahrt beständig zur Linken haben; erst in später Abendstunde geht es bei Nag Hamadi zum Ostufer hinüber, wo das dicht an den Nil herantretende kahle, steile Gebirge das ohnehin schon so schmale Tal noch mehr einengt. Wir erreichen Keneh, das ganz Ägypten mit tönernen Wasserkrügen versorgt, aber durch seine rassigen Tänzerinnen, die schon erwähnten zigeunerhaften Ghawazi, nicht minder berühmt ist, und nach fast fünfzehnstündiger Fahrt kommen wir endlich, reichlich müde, in Luksor an.

* * *

Seltsame Welt der Kontraste, hier in Luksor . . .

Das Diner ist in vollem Gange, die Stimmung angenehm vorgerückt. Zwangloser als sonst ertönt das Lachen, in den Kristallkelchen perlt der Wein. Feierlich wie die Isispriester, in wallendem, weißem Gewand mit roter Schärpe, huschen die nubischen Diener im Saal auf laut-losen Sohlen hin und her. Es sind ideale Aufwärter bei Tisch, sie reagieren auf den leisesten Wink. Man bittet um Salz — und sie bringen Selterwasser; man möchte Butter haben — sie stürzen davon und kommen mit Mayonnaise zurück. Ich möchte nur wissen, was in den Köpfen der braven schwarzbraunen Burschen vorgeht, wenn ihr Blick dieses Bild umfaßt, das funkelnde Kristall, das Silber, die leckeren Tafelgenüsse und vor allem die Damenwelt in ihren glänzenden Toiletten, mit ihrem kostbaren Schmuck. Und nicht zuletzt die mit generöser Freigebigkeit in kaum noch zu überbietendem Grade ent-hüllte Gliederpracht der jüngeren (und leider auch mancher älteren) Schönen. Denn schließlich kann auch ein Nubier seine Augen nicht in die Tasche stecken, und es gehört schon ein voll gemessenes Maß von Philosophie dazu, inmitten solcher Entfaltung lockender Reize den Gleichmut der Seele zu bewahren.

Durch die geöffneten Fenster dringt mit der frischeren Abendluft das Geräusch der Straße, das Singen der Bootsleute vom Nil in den Saal. Dort draußen im Dunklen liegt Ägypten — hier drinnen aber im Bereich des Riesenhotels, im blendenden Kronleuchterglanz, ist England und Amerika Trumpf. Die Saison ist in vollem Schwung. Sie dauert in Ägypten nur von Dezember bis Ende März. In dieser kurzen Zeit muß so viel eingenommen werden, daß der umfangreiche Betrieb der großen Hotels, die in den übrigen Monaten geschlossen bleiben, sich bezahlt macht und lohnt, und so erklärt es sich, daß Ägypten zu den teuersten Reiseländern gehört. Aber es scheint, als ob sich die hier vereinigte Fremdenwelt durch materielle Bedenken nicht sonderlich beschwert fühlt. Die Cook-Karawanen bringen oft gleich fünfhundert Gäste auf einmal, so daß es an solchen Hochfluttagen ein wahres Kunststück ist, für alle Ankömmlinge Unterkunft zu besorgen. Der elegantere Teil der Gäste kommt freilich nicht mit einer „Karawane", sondern reist allein, und die Allerfeinsten reisen auch nicht einmal mit der Eisenbahn oder einem der großen Nildampfer, sondern mit ihrem eigenen, für eine bestimmte Zeit gemieteten Wohnboot.

Einer dieser Erlesenen tafelt mit seiner Gesellschaft an einem besonders schön mit purpurroten Bougainvillias geschmückten Tisch. Es ist der Fabrikant eines weltbekannten Rasierapparates. Dieser Gentleman reist mit seiner Familie, seinem Rechtsanwalt, einem Reisekurier und entsprechender Dienerschaft 22 Monate lang in der Welt herum. Selbstverständlich führt er seine eigenen Autos, die augenblicklich in Alexandrien auf ihn warten, über die Meere mit. Er befährt den Nil mit einem gemieteten Privatdampfer, und wenn ihm jemand sympathisch ist, schenkt er ihm einen echt vergoldeten Rasierapparat; davon hat er einen ganzen Koffer voll. Es muß recht angenehm sein, sich auf diese Weise die Welt zu besehen.

Das Diner ist beendigt, die Gesellschaft zerstreut sich allmählich in die weitläufige Flucht der Säle, in den Park, auf die Terrassen. Es fällt die weitaus überwiegende Mehrheit des weiblichen Elements auf, was sich dadurch erklärt, daß die amerikanischen Moneymaker ihre Damen, Frauen und Töchter, gern allein auf die Reise zu schicken pflegen — sie

haben inzwischen Besseres zu tun. Unter den Kavalieren befinden sich auch, mit etwas allzu geflissentlich herausgestrichener Eleganz, ägyptische und levantinische Gents, den roten Tarbusch auf dem Kopf. Im Tanzsaal beginnt eine Jazzband mit ihrer infernalischen Niggermusik, die so ausgezeichnet zu gewissen Erscheinungen unserer Hochkultur paßt, und alsbald winden sich die Paare in jenen Verrenkungen und krampfhaften Zuckungen, die man heute für Tanz ausgibt. Wem es in den Innenräumen zu heiß wird, der zieht sich in den großen Palmenpark hinter dem Hotel zurück, oder er macht es sich auf der dem Nil zugewandten Terrasse in einem der schlemmerhaften Liegestühle unter dem funkelnden Sternenhimmel bequem.

Glühend heiß war der Tag, jetzt weht es frisch um die Stirn, und die greulichen Quälgeister Oberägyptens, die Fliegen, sind zur Ruhe gegangen. Wie erquickend, wie unvergleichlich schön sind diese Abend- und Nachtstunden doch! Breit und gelassen, in silbrig-fahlem Glanz, strömt dort der heilige Nil; vom anderen Ufer, hinter der Totenstätte von Theben, dämmert gespensterhaft das Gebirge herüber, das in seinen Königsgrüften noch so manches Geheimnis birgt. Auf dem Nil sind am Ufer drei große Touristendampfer verankert, daneben einige kleinere Privatwohnboote. Die Touristendampfer haben mit der sonst üblichen Schiffsform wenig gemein, es sind schwimmende Hotels mit hohem Etagenaufbau und von ungewöhnlicher Breite, sie werden durch ein Heckschaufelrad getrieben. Förmlich gebadet in Licht, erhellen sie weithin den Strom, und wie hier auf der Hotelterrasse liegen auch auf den Dampferdecks, dem süßen Zauber der Nacht hingegeben, in ihren Korblehnsesseln Damen und Herren. Vom anderen Ufer löst sich jetzt eine mit Lampions geschmückte Barke, sie treibt langsam den Strom hinab. Eingeborene Musikanten und Sänger sitzen darin und lassen ihre Weisen ertönen. Man kann nicht behaupten, daß die seltsam unharmonische arabische Musik in europäischen Ohren lieblich klinge, und noch weniger läßt sich das vom arabischen Gesang mit seinen zerhackten, krächzenden Gurgellauten sagen. Dennoch ist das Konzert mit seinen bald anschwellenden, bald ersterbenden, leise zirpenden Tönen, in dieser Umgebung und der dazu passenden Stimmung genossen, von eigenartigem Reiz. Die am Ufer versammelten Eingeborenen sind

entzückt, klatschen in die Hände und feuern die Musikanten durch Zurufe zu Wiederholungen an.

Das sind die Eingeborenen dort unten auf der Straße, die Namenlosen, das niedere Volk. Ägyptische Gendarmen, stramme, adrette Leute, gehen, den Karabiner in der Hand, vor dem Hotel auf und ab. Manches barsche „Imschi!“ (Scher' dich fort) tönt von unten herauf. Hunderte mustern mit brennenden, begehrlich flackernden Augen die glänzende Welt dort oben; Hunderte strecken die Hände, braune, magere Hände, durchs Gitter, winken, wimmern, wispern, schreien, gestikulieren, um nur für einen Augenblick die Aufmerksamkeit der Satten auf sich zu lenken. Führer, Dolmetscher, Straßenhändler, Bettler, Krüppel, Musikanten, Sängerinnen, Gaukler, Schlangenbeschwörer, dunkle Existenzen mit lichtscheuen Gewerben — alle heischen ihren Tribut von der Tafel der Reichen, lauern auf eine Gelegenheit, sich durch Flehen oder durch List zu ergattern, was das Schicksal ihnen versagt.

Aber die oben auf der Terrasse brauchen keine Besorgnis zu hegen, daß ihnen von unten irgendein Ungemach droht. Das Volk, das dort im Halbdunkel steht, ist seit Jahrtausenden daran gewöhnt, daß es Menschen gibt, die auf der Terrasse des Lebens sitzen, und Menschen, die vor den Terrassen im Staube der Straße wandeln. Zur Zeit der Pharaonen, als die großen Herren hohe Mützen auf dem Kopfe trugen und die Damen mit den zierlichen Korkzieherlocken Lotusblumen an ihre Näschen hielten, war es nicht anders. Die Eingeborenen dort unten warten nur darauf, daß einer der Glücklichen von oben, deren Gebaren sie wahrscheinlich höchst närrisch finden, die Straße betritt. Ist das der Fall, so sieht er sich sofort umringt. Man buhlt mit schmeichelnden Worten um seine Gunst, man bietet ihm hundert Dinge an, man reißt sich um die Ehre, sein Führer, sein Dragoman, sein Eseljunge zu sein und alles zu tun, was er, der Chawage, der Herr, nur befiehlt.

Welch ein Kontrast zwischen dem strahlenden Luxushotel und dem Leben dort unten rings in den Gassen! Wie bezeichnend für ein Land, in dem sich die schroffsten Gegensätze berühren. Armes Volk, im Staube wandelnd, in fürchterlichen Wohnstätten hausend, im Schmutz vegetierend — und trotzdem immer munter, immer zum Schwatzen und

Lachen aufgelegt, immer an irgendeiner billigen Leckerei schmatzend und kauend. Sollte es nicht am Ende ein großer Irrtum sein, diese Leute, nur weil sie arm sind, für minder glücklich zu halten, als die Verwöhnten, die ewig Rastlosen, ewig Unzufriedenen in dem Hotel?

* * *

Vor vierzehn Tagen beklagte man sich hier über Kälte — was man in Oberägypten so unter Kälte versteht — aber jetzt ist es plötzlich Sommer geworden, und Tag für Tag lenkt Horus, der feurige Gott, seinen in Weißglut strahlenden Wagen von Ost gen West. Es ist etwas Urgewaltiges um die Sonne Ägyptens. In der kristallklaren Wüstenluft gibt es für ihre durchdringende Kraft kaum ein Hindernis; selbst die Schatten sind hier noch so hell, daß sie wie bläuliche Lichter wirken. Leider ruft die Allbeleberin auch eine Plage hervor, von der, als einer charakteristischen Erscheinung des Landes, schon in der Bibel die Rede ist. In den Schlammbänken des Nils, in den Unrathaufen der Gassen brütet sie Fliegen aus, Fliegen in so ungeheuerlicher Zahl, daß man sich ihrer kaum zu erwehren vermag. Deshalb ist die erste, unentbehrliche Anschaffung, die der Fremde in Luksor macht, ein Fliegenwedel aus Palmblattfasern. Mit der einen Hand wedelnd, mit der anderen den Schweiß abtrocknend, empfindet er das Fehlen einer dritten Hand zur Abwehr des „Backschisch" schreienden Schwarmes seiner beständigen Verfolger, brauner Männer, Weiber und Kinder, als bedauerliches Manko der Schöpfung.

Es ist in der ersten Morgenstunde, aus dem Hotelpark weht es angenehm frisch zu meinem Balkon herauf. Unten strömt in gemächlicher Breite der Nil. Er ist ein echter Orientale, er hat es nicht eilig. Allah richtet es schon so ein, daß er schließlich doch noch sein Ziel erreicht. Die Fischer und Bootsleute unten am Ufer sind schon am Werk, in den krächzenden Kehllauten der arabischen Sprache schnattert es wild durcheinander. Weiß der Himmel, was diese Ägypter sich den ganzen Tag so aufgeregt zu erzählen haben. Immer hat es den Anschein, als wären sie im heftigsten Zorn und würden im nächsten Augenblick handgemein werden; dabei ist es eine ganz gemütliche Unterhaltung, die sich meistens um die kindlichsten Dinge dreht. Drüben am anderen Ufer des

Nils dehnt sich das grünlich-gelbe Überschwemmungsland aus, auf dem vor ein paar tausend Jahren des „hunderttorige" Theben, die Amonsstadt, stand. Dahinter steigt, im Lichte der ersten Sonnenstrahlen brandrot erglühend, die steile Gigantenmauer des Kalkgebirges auf. Hinter dieser wild zerklüfteten, drohenden, trostlos nackten Felsenbarre liegt das Tal der Königsgräber, einst die vom Geheimnis der letzten Dinge umwitterte Ruhestätte der Großen von Theben, jetzt das Ziel des brennenden Ehrgeizes jener, die seit der Entdeckung der Tutanchamongruft von nichts anderem als neuen Eingriffen in das Mysterium des Schattenreiches, von neuen sensationellen Funden träumen.

Dem Reiche der Toten in Thebens Nekropole gilt heute unser Besuch. Noch schläft das große Hotel, noch ist die Luft über den Wassern des Stromes leicht bewegt und morgenkühl, als uns das Segelboot zum anderen Ufer hinübersetzt, wo die Eseljungen mit ihren Tieren warten. An armseligen Bauernhütten, an uralten Brunnen mit dem ewigen Kreislauf knarrender Schöpfräder geht es im Schwemmland vorbei, entlang an kleinen Bewässerungskanälen, an deren fettig glänzenden, tiefschwarzen Schlammufern sich immer wieder die schon so vertrauten Bilder der ägyptischen Nillandschaft zeigen, die wasserschöpfenden schlanken Frauen, die kahlhäutigen glotzenden Büffel, das mit wählerischer Zunge weidende Kleinvieh. Und dann grüßen auch bald von weitem die stummen Wächter dieser Gefilde, die Memnonkolosse, über die Felder herüber. Einst den Eingang zu einem längst verfallenen und verschwundenen Heiligtum beschirmend, einst vom blühenden Leben der großen berühmten Stadt umbrandet, stehen sie jetzt zwecklos und einsam in grüner Saat und schauen aus ihren verstümmelten Gesichtern gleichmütig über Zeit und Schicksal, über Menschen und irdische Dinge hinweg. Der Glanz der Pharaonen verblaßte, das alte Reich zerfiel, die Stadt des Amon, von der es bei Homer heißt:

„Thebe, Aegyptos' Stadt, wo reich sind die Häuser an Schätzen;
Hundert hat sie der Tore, es ziehen aus jedem zweihundert
Rüstige Männer zum Streit mit Rossen daher und Geschirren"

wurde zerstört und verschwand bis auf die Reste der Tempel, und wo einst Straßen und Plätze von Menschen wimmelten, da schreitet heute der Bauer hinter dem Pflug. Aber noch immer wie vor Jahrtausenden

sitzen die Kolosse auf ihrem steinernen Thron und blicken, wie in Erwartung der Wiederkehr dessen, das einmal war, gen Sonnenaufgang, zum heiligen Nil.

Nächst den Pyramiden und dem großen Sphinx sind die Memnonkolosse in ihrer mystischen Erhabenheit die eindrucksvollsten Überbleibsel der ägyptischen Monumentalkunst. Aus einem sehr harten gelbbraunen Kieselsandstein gearbeitet, der von Edfu herangeholt werden mußte, stellen beide den König Amenophis III. (1427—1392 v. Chr.) dar. Ihre irrtümliche Bezeichnung als Standbilder des Memnon, des sagenhaften Sohnes der Eos (Morgenröte) und des Thiton, der im trojanischen Kriege durch die Hand des Achilles fiel, geht auf ein Mißverständnis von Reisenden der römischen Kaiserzeit zurück, die das an Ort und Stelle gehörte ägyptische Wort memnu, das soviel wie Ehrendenkmal bedeutet, mit dem Namen Memnons in Verbindung brachten. Um das Entstehen derartiger Irrtümer zu begreifen, müssen wir dessen eingedenk sein, daß man zur Zeit der griechisch-römischen Herrschaft am Nil nur noch unvollkommene Vorstellungen von der altägyptischen Geschichte und Mythologie hatte. Die Kenntnis der Hieroglyphen war damals größtenteils schon verlorengegangen, und selbst die einheimische Bevölkerung wußte den wahren Sinn der Heiligtümer, Denkmäler und Inschriften kaum noch richtig zu deuten, so daß den willkürlichsten und oft ganz phantastischen Auslegungen weitester Spielraum gelassen war.

Von den beiden Memnonkolossen ist der nördliche, die eigentliche „Memnonsäule", am schlechtesten erhalten, denn er wurde kurz vor Christi Geburt von einem Erdbeben zum Teil zerstört; Kaiser Septimius Severus ließ dann zweihundert Jahre später den oberen Teil der Statue durch fünf Lagen von Sandsteinblöcken ziemlich plump wieder ergänzen. Der arg beschädigte Kopf mit dem völlig verstümmelten Gesicht hat kaum etwas Menschliches mehr und erinnert, von der Seite gesehen, einigermaßen an den Kopf eines Falken. Neben dem Koloß stehen, eng an ihn geschmiegt und bis zu seinen Knien reichend, zwei weibliche Figuren, die Mutter des Königs und seine Gemahlin Teje, die, obwohl sie von niedriger Herkunft war, zur Königin erhoben wurde und auf Amenophis III. und die Staatsgeschäfte großen Einfluß ausgeübt hat. Eine zwischen den Beinen des Standbildes befindliche dritte Figur ist bis zur

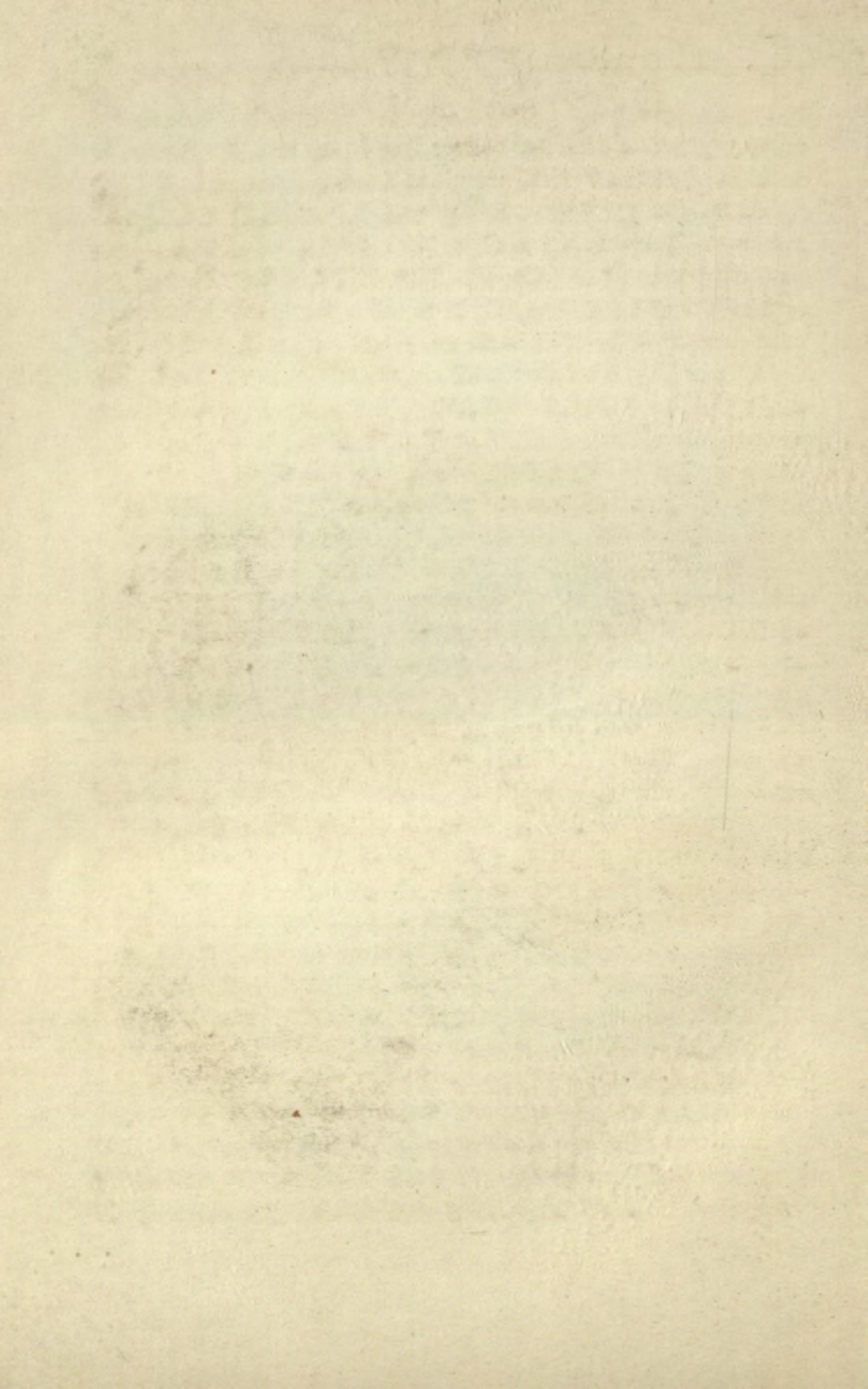
Unkenntlichkeit zerstört. Die beiden Kolosse sind ungefähr 19,60 Meter groß; ihre Höhe mag früher, als die längst abgefallenen Kronen noch erhalten waren, etwa 21 Meter betragen haben.

Die mangelhafte Erneuerung der nördlichen Statue hat die damalige Touristenwelt um eine der größten Sehens- und Hörenswürdigkeiten gebracht, um das Wunder der „klingenden Memnonsäule". Unter diesem Namen war sie zur römischen Kaiserzeit berühmt und das Ziel aller Ägyptenreisenden. Sobald nämlich die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne auf das Standbild fielen, ließ es einen eigentümlich singenden, klagenden Ton vernehmen. Es muß etwas Wahres daran gewesen sein, denn die Tatsache wird nicht nur von den Reisenden, die sich fast zweihundert Jahre hindurch an den Beinen des Kolosses mit Inschriften verewigt haben, sondern auch von ernsthaften Gelehrten der Zeit bestätigt. Vielleicht läßt sich das Phänomen auf die Weise erklären, daß infolge der raschen Erwärmung des von der Nacht noch kühlen Gesteins durch die Sonnenstrahlen kleine Steinpartikel absprangen und beim Herunterrieseln durch die Fugen das seltsame Tönen verursachten. Einige gelehrte Mitglieder der ägyptischen Expedition Napoleons wollen an der Memnonsäule das Absplittern winziger Steinplättchen bei sich erwärmender Luft mit eigenen Augen beobachtet und dabei einen feinen Ton wie den einer vibrierenden Violonsaite vernommen haben. Einleuchtender erscheint ein Erklärungsversuch Alexander von Humboldts. Er hatte in Südamerika etwas Ähnliches an den laxas de musica, den „musikalischen Steinen" des Orinoko beobachtet, nämlich orgelartige Töne, die bei Sonnenaufgang aus den dortigen Granitfelsen hervorbrachen. Nach seiner Theorie wurden die Töne durch schwache Luftströmungen verursacht, die sich beim raschen Wechsel von Nachtkühle und Tageswärme in den tiefen Spalten des Granits bildeten und die durch Reibung an den Felswänden eben jene akustischen Erscheinungen hervorbrachten. Ungefähr ebenso suchte Humboldt das Klingen der Memnonsäule zu erklären.

Es läßt sich denken, welchen tiefen Eindruck das mystische Tönen des Kolosses auf die damaligen Besucher der Totenstätte von Theben gemacht haben muß und wie sehr es sie in ihrem Irrtum, der Verwechslung des Pharao mit Memnon, noch bestärkte. Die Phantasie spann den



Die Memnonkolosse in Theben



dankbaren Stoff zu der poetisch schönen Legende aus, daß Memnon mit sanfter Klage seine Mutter Eos, die Morgenröte, begrüße, die ihre Tränen, den Morgentau, auf das geliebte Kind niederträufeln ließ. Als das beschädigte Standbild durch Kaiser Septimius Severus wiederhergestellt worden war, hörte das Klingen auf, die Säule war verstummt; die Besucher blieben deshalb bald fort, und das riesige Denkmälerpaar geriet allmählich in Vergessenheit.

Wie schon erwähnt, befinden sich an den Beinen Memnons zahlreiche Inschriften von Reisenden aus der römischen Kaiserzeit. Sie gehören zu den ältesten Denkmälern der Touristik und zeigen, daß das Geschlecht jener Kieselacks, die sich überall mit ihren höchst wichtigen Namen verewigen müssen, schon damals vertreten war. Und wie die Kieselacks sich auch gern als Dichter bewundern lassen und es lieben, die Fremdenbücher mit ihren poetischen Ergüssen zu füllen, so sind auch die am Memnonkoloß angebrachten Inschriften zum Teil in Versen abgefaßt. Alle zweiundsiebzig Inschriften versichern, daß die Memnonsäule geklungen hätte. Die älteste stammt aus dem elften Jahre der Regierung Neros, also von 64 n. Chr., die jüngsten wurden unter Septimius Severus und Caracalla (Anfang des dritten Jahrhunderts) eingemeißelt; unter allen Besuchern, meistens Beamten, Offizieren und anderen Herren von Stande, befindet sich nur ein einziger Ägypter. Die längste Inschrift, in griechischen Hexametern, ist von der Hofpoetin Balbilla verfaßt und feiert die Anwesenheit des Kaisers Hadrian und seiner Gemahlin Sabina: Memnon habe das erlauchte Paar vor lauter Hochachtung nicht nur einmal, sondern gleich dreimal hintereinander mit seinem Wunderklingen begrüßt. Von den übrigen poetischen Inschriften ist die schwungvollste die des kaiserlichen Prokurators Asklepiodoios, die in der freien Übersetzung von Georg Ebers folgendermaßen lautet:

„Meergebor'ne Thetis, wisse, Memnon brauchte nicht zu sterben.
Wenn die mütterlichen Strahlen ihn mit heißem Glanze färben,
Da ertönt sein lautes Rufen, wo sich Libyens Berge heben,
Die der Nilstrom, Ufer netzend, trennt vom hunderttor'gen Theben.
Doch Dein Sohn, der unersättlich Kampf ersehnt', zur Feldschlacht steigend,
Ruht in Troja und Thessalien ewig stumm und ewig schweigend."

Wie aus diesem höchst interessanten steinernen Fremdenbuche und vielen anderen, über das ganze Niltal bis nach Nubien hinab zerstreuten Inschriften hervorgeht, war Ägypten zur Zeit des Kaiserreiches bei der damaligen reiselustigen Welt geradezu in Mode gekommen und bedeutete für die vornehmen und bildungsbeflissenen Römer ungefähr dasselbe, wie heute für uns die klassischen Mittelmeerländer. Ägypten stand ihnen schon deshalb so nahe, weil die damalige Hauptstadt des Landes, Alexandria, dieser größte Handelsplatz der alten Welt und Brennpunkt aller wissenschaftlichen Bestrebungen, der Künste und des verfeinerten Lebensgenusses, eine griechisch-römische Siedelung war, in der sie sich wie zu Hause fühlten. Schon die Seereise nach Alexandria erfreute sich allgemeiner Beliebtheit und wurde von ärztlicher Seite besonders den Schwindsüchtigen empfohlen, und es gab dort Badeorte, in denen es damals vermutlich vornehmer zuging als heute. Die Bereisung Ägyptens erfolgte hauptsächlich auf dem Nil mit Segel- und Ruderschiffen, deren Form sich, wie uns aus zahlreichen Abbildungen bekannt ist, von jener der heutigen Dahabijen kaum unterschied. Als Sehenswürdigkeiten ersten Ranges galten, genau wie heute, die großen Pyramiden, die Stätte von Memphis und die Nekropolis von Theben mit den Memnonkolossen, aber manche Reisende drangen noch weiter bis zum ersten Katarakt mit der Insel Philae und bis Abu Simbel in Nubien vor. Bei der Lebhaftigkeit dieses Touristenverkehrs dürfen wir als sicher annehmen, daß es in Ägypten auch damals schon eine entsprechende Fremdenindustrie mit allem Zubehör, mit Gaststätten, Beförderungsmitteln und Fremdenführern, gab. Ja, auch an Reisehandbüchern fehlte es nicht; denn die ägyptischen Reisebeschreibungen von Herodot, der zu jener Zeit freilich schon etwas veraltet war, Strabo und anderen Forschern enthielten eine Fülle von unterrichtendem Stoff.

Aber es waren nicht allein die mächtigen Baudenkmäler ferner Vergangenheit, um derentwillen es die gebildete Welt des Römischen Kaiserreiches nach Ägypten zog. Die stärkste Anziehungskraft ging von dem Zauber des Geheimnisvollen aus, der dieses ganze Land umgab. Da war der gewaltige heilige Strom, der aus den unbekannten Tiefen Afrikas kam und mit den Rätseln seiner Herkunft und seines Rhythmus die Phantasie auf das lebhafteste beschäftigte. Da war die Fülle der

seltsamen Bilder und Hieroglyphen, in deren überquellende Symbolik, da man sie nicht mehr richtig zu deuten verstand, sich alles mögliche hineinlegen, aus der sich alles mögliche herauslesen ließ. Die ägyptische Mythologie, schon immer aufs engste mit Okkultem verknüpft, wurde für die Römer vollends zum mystischen Problem. Je mehr die Religion nicht nur in Ägypten, sondern auch im ganzen Römischen Reiche verflacht und entartet war und dem wildesten Aberglauben, dem blinden Vertrauen auf die Kraft von Amuletten und Zaubersprüchen, von guten und bösen Vorbedeutungen, Platz gemacht hatte, desto besser war der Boden zur Aufnahme der aus dem Nilland berichteten seltsamen Wunder vorbereitet. Es gab damals keinen umherziehenden Zauberkünstler, der nicht behauptet hätte, in die tiefsten Mysterien der ägyptischen Priesterweisheit eingeweiht zu sein oder seine schwarze Magie sogar den unmittelbaren Offenbarungen der Isis und des Osiris zu verdanken. So verschmolzen die Begriffe Ägypten und Übersinnliches bald in eins, nicht nur für die alte Welt, sondern auch für die späteren Jahrhunderte bis in die neuste Zeit hinein. Wir begegnen den Nachwirkungen dieses mystischen Zuges zum Lande der Pyramiden, Sphinxe und Mumien in der Symbolik und den Zeremonien des Freimaurertums, im Ritus der geheimen Gesellschaften, wie der Rosenkreuzer, in den Prahlereien der großen Hochstapler und Abenteurer, wie des Grafen von Saint-Germain, der schon zur Zeit der alten Ägypter gelebt zu haben behauptete, und des „Großkophta" Cagliostro, der für ein eigenes freimaurerisches System, das er als das ägyptische bezeichnete, Propaganda machte und sich in den Logen als Priester der Isis und des Osiris einführte. Und wie diese ägyptische Mystik noch immer nachwirkt und welcher Wertschätzung sich beispielsweise das „Siebenmal versiegelte ägyptische Traumbuch" noch heute bei uns in Stadt und Land erfreut, auch wenn es von seinen Besitzern schamhaft verborgen gehalten wird, das ahnt man kaum.

* * *

Aber wohin geraten wir im Banne der Memnonkolosse! Unsere Eseltreiber werden schon ungeduldig, denn das Tagesprogramm ist groß und die immer heißer erglühende Sonne mahnt zum Weiterritt, bevor sie die ganze lodernde Kraft der Mittagsstunden entfaltet. Wir steigen

also in den Sattel und traben über die grünen Äcker weiter bis dorthin, wo das Überschwemmungsland mit scharf ausgeprägter Abgrenzungslinie an den erhöhten Wüstenrand stößt. Hier beginnt die eigentliche Nekropole, denn damit das Wasser des Nils zur Hochflutzeit den Gräbern nicht gefährlich werden konnte, wurden sie außerhalb des Schwemmlandes in dem hinlänglich hoch liegenden und völlig trockenen Randgebiet angelegt. In einer Ausdehnung von sechs Kilometer Länge und ein bis zwei Kilometer Breite reiht sich hier in Wüstensand und Schuttgeröll in ununterbrochener Folge ein Totenacker an den anderen, und dazwischen befinden sich die Reste der gewaltigen Tempelbauten, die einst Theben gen Westen begrenzten.

Wir haben keineswegs den Ehrgeiz, sämtlichen Tempeln und Grüften der Nekropole unsere Aufwartung zu machen und sie eingehend zu besichtigen. Dafür wären selbst viele Tage nicht ausreichend und das würde auch nur die ständige Wiederholung bestimmter Eindrücke bedeuten. Wir wollen uns also auf das Wesentlichste und Wichtigste beschränken. Unser nächstes Ziel ist das Ramesseum, der mächtige, dem Amon geweihte, leider arg zerstörte Tempel, der von Ramses II. erbaut worden ist. Im großen und ganzen stellt auch er gleich den anderen Tempeln des unermüdlich baulustigen Pharao weniger ein Gotteshaus dar, als eine zu seiner eigenen Verherrlichung bestimmte Ruhmeshalle. Der Größenwahn dieses Mannes war grenzenlos. Auf allen Bildern der Pylonen und Säulen, soweit sie noch stehen, sehen wir immer wieder und wieder seine Herrschertaten verewigt, vor allem seine siegreichen Kämpfe gegen die vorderasiatischen Hethiter: wie er im Streitwagen die fliehenden Feinde vor sich herjagt, wie er sie gleich dutzendweise beim Schopfe faßt und höchst persönlich mit der Keule erschlägt, wie er auf dem Throne sitzt und die vor seine Füße geschleppten gefangenen Häuptlinge zur Sklaverei oder zum Tode verurteilt. Auf einem der Höfe liegen die Trümmer eines riesenhaften Standbildes des Herrschers, das einst ungefähr so groß wie die Memnonkolosse gewesen und vermutlich ebenso, wie der eine dieser Kolosse, einem Erdbeben zum Opfer gefallen ist. Mit welcher Heftigkeit die heute seltener gewordenen Erdbeben im Niltal früher aufgetreten sein müssen, das zeigt sich bei den ägyptischen Tempeln an den oft sehr beträchtlichen Verschiebungen der einzelnen Säulenblöcke

und der Dachsteine. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind die gründlichsten Zerstörungen der alten Monumentalbauten nicht auf Menschenhände, sondern auf die Urgewalt der Unterweltstitanen zurückzuführen.

Übrigens läßt sich an den freistehenden Wänden und Säulen der ägyptischen Tempel überall eine eigentümliche Erscheinung beobachten. Man sieht da teils einzelne, teils zu ganzen Gruppen vereinigte Rillen von Daumentiefe, die etwa ein bis zwei Handbreit lang sind und alle senkrecht verlaufen. Wie es heißt, sollen diese Rillen dadurch entstehen, daß der vom Winde aufgewirbelte Wüstensand die weicheren Stellen des Bausteines allmählich ausreibt. Aber angesichts der Tatsache, daß alle Rillen ausnahmslos von oben nach unten verlaufen, während die wetzende Wirkung des von der Seite kommenden Windes doch eher wagerechte Rillen verursachen müßte, kann dieser Erklärungsversuch nicht befriedigen.

Hinter dem Ramesseum gelangen wir zu den höher bergaufgelegenen Felsengräbern von Schêch Abd el-Kurna, einem ausgedehnten Revier von etwa hundertfünfzig Grüften von Großwürdenträgern der achtzehnten Dynastie (1545 bis 1450 v. Chr.). Sie unterscheiden sich von den um tausend Jahre älteren Prunkgrüften von Sakkarah durch ihre viel geringeren Ausmaße, denn meistens bestehen sie nur aus zwei Räumen, einem Korridor und einer breiten Halle, deren Decke von Säulen oder Pfeilern gestützt wird. Die Schmalwände der Halle ahmen große Grabsteinplatten nach und enthalten in ihren Inschriften außer den üblichen Gebeten die Lebensgeschichte des Toten, während auf den mit Bildern geschmückten Langwänden der Verstorbene in seiner irdischen Umwelt, in seinen Obliegenheiten und Zerstreuungen dargestellt ist; auf den Wänden des Korridors werden die Begräbniszeremonien geschildert. Im Gegensatz zu den Grüften von Sakkarah sind hier die Bilder nicht eingemeißelt, sondern, da der brüchige Kalkstein diese Bearbeitung nicht vertrug, auf die mit Nilschlamm geglätteten und weißgetünchten Wände in bunten Farben gemalt. Leider ist das meiste davon untergegangen, weil die überwiegende Mehrzahl der Grüfte schon seit alters von den hier ansässigen Fellachen als Wohnstätten benützt wird. Man hat die Behausungen der Toten zu diesem Zweck erweitert, mit Überbauten versehen und mit Mauern und Hecken umgeben; im übrigen

scheint der Gedanke, in Gräbern zu wohnen, für die guten Leute durchaus nichts Beunruhigendes zu haben. Natürlich ist in diesen Grüften der künstlerische Schmuck im Laufe der Jahrhunderte vollkommen vernichtet worden, und was damit verlorengegangen ist, läßt sich ermessen, wenn man die Wandmalereien der wenigen noch gut erhaltenen Grüfte betrachtet, die gleich den Grabreliefs von Sakkarah in ihrer Gesamtheit eine förmliche Bilderencyklopädie des ägyptischen Lebens darstellen.

„Laß vor dir singen und spielen, wirf hinter dich alle Sorgen und sei eingedenk der Freude, bis daß kommt jener Tag, an dem du fährst zum Lande, das das Schweigen liebt," so lauten in einem Priestergrabe von Schêch Abd el-Kurna die einem singenden Harfner in den Mund gelegten Worte. Wie sehr die Vorstellung von dem großen und unersetzlichen Gut des Lebens und seiner Genüsse die Ägypter beherrschte, das geht, wie in Sakkarah, auch hier aus dem Bilderschmuck der Gräber hervor, vor allem aus der Gruft des Nacht, der ein vornehmer und anscheinend sehr wohlhabender Mann gewesen sein muß. Mit brennenden Kerzen in der Hand steigen wir, von dem Wächter begleitet, aus dem weißglühenden Sonnenlicht in Moderluft und Grabesdunkel hinab. Auch diese Gruft ist bescheidenen Umfanges, sie enthält nur zwei Räume. Um so reicher und herrlicher aber ist der Bilderschmuck der Wände, der sowohl durch die außerordentliche Frische der ungebrochenen reinen Farben, wie durch die hohe Stufe des künstlerischen Könnens und die Feinheit der Ausführung überrascht. Der Inhalt der Darstellungen weicht vom Herkömmlichen nicht ab, er zeigt, wie unter der Aufsicht des Verstorbenen seine Knechte den Boden bestellen, säen und ernten und die verschiedensten Hausarbeiten verrichten. Und ebenso wie im Grabe des Ti in Sakkarah wird in Beherzigung der oben angeführten Mahnung des Harfners sehr viel gegessen, getrunken, gespielt, getanzt und geschwelgt. Bald ist es Fisch oder Geflügel, bald Wildbret oder köstliches Obst, das die Dienerschar dem Hausherrn, seiner Gattin und den Gästen vorsetzt, reicher Blumenschmuck ziert die Tafeln, Flöten, Harfen und Saiteninstrumente ertönen, Tänzerinnen ergötzen die Schmausenden mit ihrer Kunst. Wunderbar schön ist eine Gruppe von drei musizierenden nubischen Mädchen, zwei in herabfallendem leichten Gewand, die dritte nur mit Schmuck angetan und unbekümmert ihres göttlichen

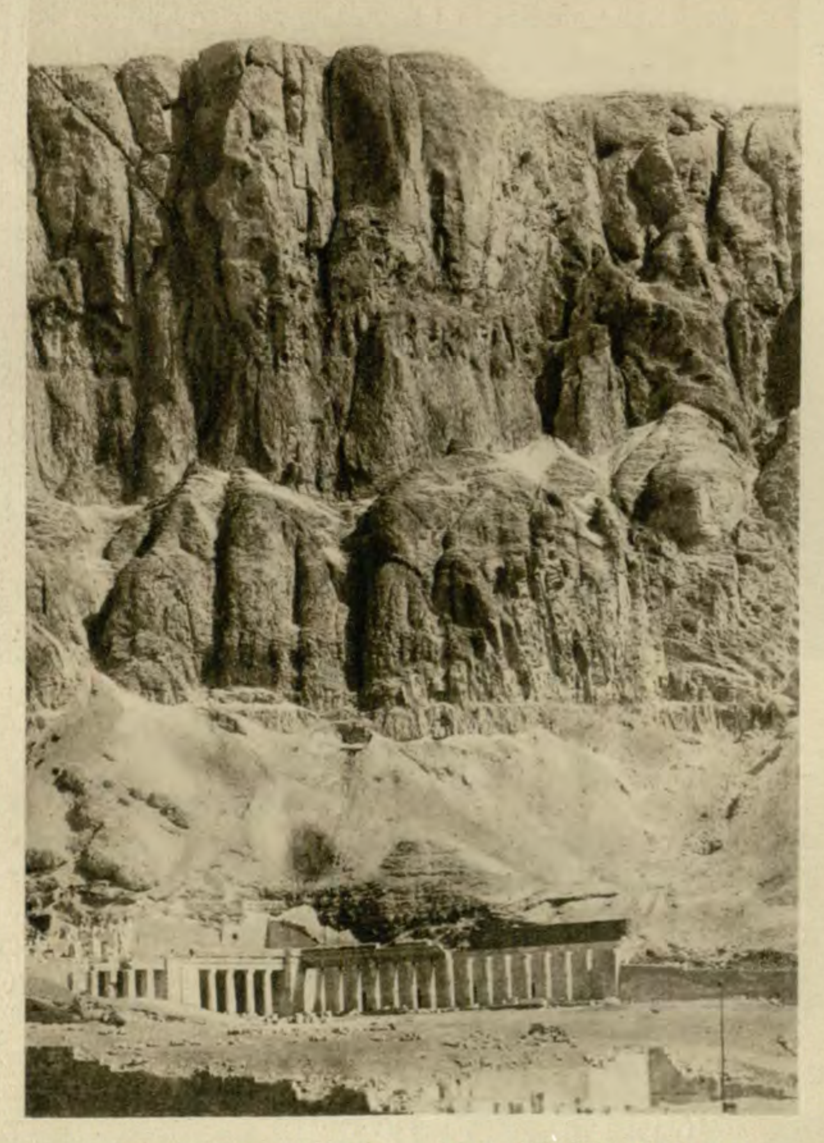
Leibes froh (s. die Abbildung). Das wahrhaft musikalisch beschwingte Linienspiel dieser grazilen schlanken Körper ist von entzückendem Reiz, meisterhaft auch in der geschlossenen Komposition der Zeichnung und in der feinen Abstimmung des Kolorits.

Wenn Herr Nacht samt den anderen Großwürdenträgern unter der Erde es sich so gut gehen läßt, warum sollen dann wir, die wir noch atmen im rosigen Licht, uns Kasteiungen auferlegen! Wir machen es uns also unweit der Gruft in einem schattigen Winkel bequem und packen die Frühstückskörbe aus, mit denen die Eseltreiber schon seit langem geliebäugelt haben. Während wir, allerdings nicht gerade so ausgiebig und üppig wie Herr Nacht und die Seinen, schmausen und pokulieren und dann die Rauchspiralen der wundervoll aromatischen ägyptischen Zigaretten in die flimmernde Luft steigen lassen, gesellen sich ein paar Fellachenkinder zu uns, um frisches Trinkwasser anzubieten. Mit Hilfe des Obereseltreibers kommt eine Unterhaltung zustande. Sie werden nach Überwindung der anfänglichen Schüchternheit sehr zutraulich und schließlich macht ein drolliges kleines Mädchen mit glänzenden schwarzen Augen meinem Genossen sogar einen regelrechten Heiratsantrag, allerdings mit der Einschränkung, daß sie noch bis zum vierzehnten Lebensjahre warten müßte. Aber bis dahin wären es ja nur noch vier Jahre, die gingen rasch vorbei, und dann würde sie ihm eine sehr tüchtige Frau sein und alles gut in Ordnung halten und er würde sicherlich sehr zufrieden mit ihr sein. Leider mußte mein Kamerad wegen anderweitigen unlösbaren Verpflichtungen den so verlockenden Antrag ablehnen, nicht ohne die Kleine für diese Enttäuschung durch eine Glasperlenkette zu entschädigen, die er zufällig bei sich trug, und sie dadurch in einen förmlichen Taumel des Entzückens zu versetzen. Dann huschten die braunen Füße über den Sand und sie wirbelte frohlockend davon, um in irgendeiner der Wohngrüfte zu verschwinden — lachendes Leben im Totenreich.

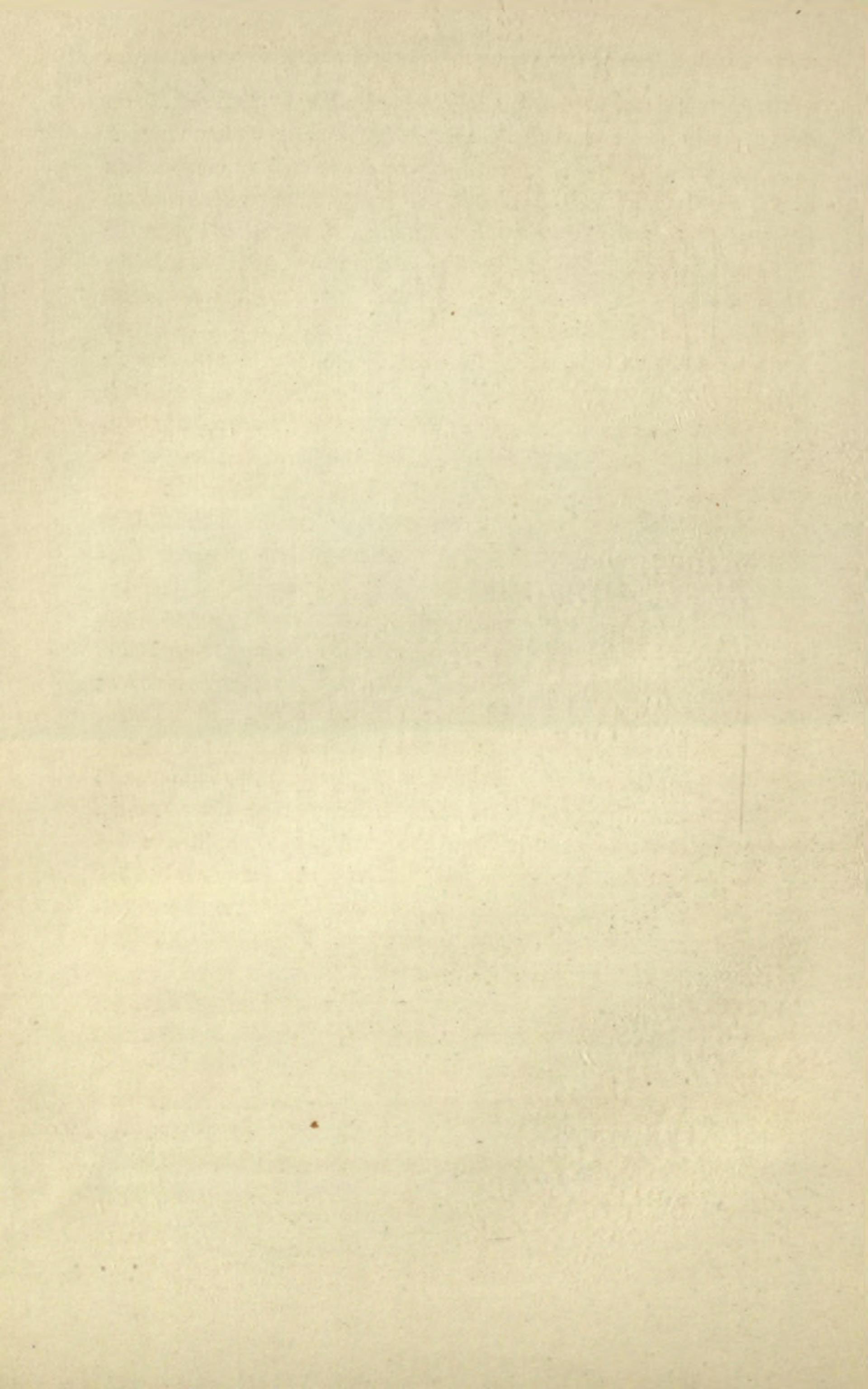
Beim Weiterreiten gelangen wir zu dem in der Nähe befindlichen großen Felsentempel von Dêr el-Bahri. In drei übereinander geschichteten Terrassen angelegt, bohrt er sich teilweise in den Sockel der mächtigen Gebirgswand hinein, die wie eine ungeheuerliche Zyklopenmauer, erschütternd in ihrer gewaltigen Wucht, ihrem drohenden Ernst,

fast senkrecht über dem Tempel emporsteigt. Diese zerklüftete gelbbraune Riesenwand fängt die Glut des jetzt dem Zenit sich nähernden Sonnenballs wie ein Brennspiegel auf und schleudert sie mit verdoppelter Kraft so unbarmherzig auf uns zurück, daß wir, halb aufgelöst und zum Umsinken matt, schleunigst Zuflucht in den schattigen und verhältnismäßig kühlen Hallen und Kammern des Tempels suchen.

Der umfangreiche und vom üblichen Schema der ägyptischen Tempel abweichende Bautenkomplex ist das Werk einer Frau und aufs engste mit ihrem düsteren Schicksal verknüpft. Das war die Königin Hatschepsowet, auch Makerê genannt. Theben befand sich zu ihrer Zeit, um 1500 v. Chr., in Blüte und Glanz. Die Ägypter hatten eine ganze Anzahl von Völkern bis zum oberen Euphrat und südlich bis zur Somaliküste unterjocht und ihnen so große Tributleistungen auferlegt, daß von überallher ungeheure Reichtümer ins Land, und besonders nach Theben, strömten. Aber im Königspalast waltete kein guter Geist. Nach dem Tode des Eroberers Thutmosis I. mußten sich seine beiden Söhne, Thutmosis II. und III., und deren Stiefschwester Hatschepsowet in die Regierung teilen, sie herrschten abwechselnd; übrigens war Hatschepsowet auch die Gattin ihres Stiefbruders Thutmosis II. Es müssen recht trübe Familienverhältnisse gewesen sein. Die Königin soll ihren Gatten umgebracht und sich mit dem anderen Bruder deshalb überworfen haben, und als auch sie dann starb und Thutmosis III. zur Alleinherrschaft kam, ließ er in diesem von ihr geschaffenen und zu ihrer Verherrlichung bestimmten Tempel alle Bildnisse der Verhaßten, sowie in allen auf sie bezüglichen Inschriften ihren Namen ausmeißeln, so daß jetzt an den betreffenden Stellen überall leere Flecke zu sehen sind. Nur ein einziges Bild der Königin ist der Zerstörung entgangen, es stellt sie seltsamerweise in männlicher Maske mit Kinnbart dar. Nebenbei bemerkt war diese Art, mit den Bildnissen und Namenszügen unbeliebter oder gleichgültig gewordener toter Herrscher zu verfahren, in Ägypten nichts Ungewöhnliches. So hat sich Ramses II. nicht gescheut, verschiedene von seinen Vorgängern erbaute Tempel einfach für sich in Anspruch zu nehmen und als eigene Bauten auszugeben, indem er die Inschriften der früheren Bauherren tilgen und durch seinen Namenszug ersetzen ließ.



Felswand hinter dem Tempel Dêr el-Bahri in Theben



Leider ist von dem reichen Wandschmuck von Dêr el-Bahri wenig erhalten geblieben, da nach Einführung des Christentums im Tempelbezirk ein Kloster begründet wurde und die Mönche es sich angelegen sein ließen, den heidnischen Bildern mit der Spitzhacke zu Leibe zu gehen. Die barbarische Bilderstürmerei ist umso mehr zu bedauern, als gerade in diesem Tempel die bildlichen Darstellungen von großer historischer Wichtigkeit sind und in ihrer unversehrten Gesamtheit eine unschätzbare Fundgrube für die Erweiterung unserer Kenntnisse von der damaligen Kulturwelt ergeben würden. Immerhin ist manches Wertvolle noch einigermaßen gut erhalten geblieben, und davon ist das Interessanteste die Bildergeschichte einer von der Königin unternommenen Handelsexpedition nach dem tropischen Lande Punt. Das war ein ganz außerordentliches Unternehmen, denn Punt lag in Ostafrika an der heutigen Somaliküste und konnte nur auf dem Seewege durch das Rote Meer und um das Kap Guardafui herum erreicht werden, also auf einer 4000 Kilometer langen Strecke. Es läßt sich daraus ermessen, auf welcher hohen Stufe das ägyptische Schiffahrtswesen gestanden haben muß, zumal das durch seine schweren Stürme und zahlreichen Schiffbrüche berüchtigte Kap Guardafui sogar noch an die heutige Navigationskunst sehr hohe Anforderungen stellt. Punt war für die Ägypter das ferne lockende Wunderland, von dorther kamen die kostbarsten Handelsartikel, wie Elfenbein, Pantherfelle, Ebenholz, Weihrauch. Der Wandschmuck der Punthalle in Dêr el-Bahri hält den Verlauf der Expedition in einer Reihe von Bildern fest; wir sehen sehr anschaulich das Beladen der Schiffe, den Einkauf der Waren, die Stranddörfer der Eingeborenen in Punt mit ihren bienenkorbähnlichen Hütten, den Empfang durch die Häuptlinge und anderes mehr. Auch hier sind die Bildnisse und Namenszüge der Königin Hatschepsowet überall weggemeißelt.

Der Nachmittag gilt dem Besuch der südlichsten Tempelgruppe der thebanischen Nekropolis: Medînet Habu, dem großen Haupttempel Ramses III. und dem angrenzenden sogenannten Pavillon desselben Herrschers. Der Haupttempel erinnert in seiner ganzen Anlage stark an das Ramesseum, ist aber besser als dieses erhalten und darf mit seinen ungemein wuchtigen Säulenhöfen und der Überfülle von Reliefs als eines der wirkungsvollsten Baudenkmäler des Landes gelten. Aber,

um die Wahrheit zu sagen, unsere Aufnahmefähigkeit war schon erschöpft, unser Interesse abgestumpft, wir verspürten keine Neigung mehr, uns in das verwirrende Chaos von Pylonen, Säulen, Statuen, in diese beständige Wiederholung formelhafter Reliefs und Hieroglyphen eingehend zu vertiefen, wir liehen den monotonen Erläuterungen des Führers kaum noch halbes Gehör, ja wir erkauften uns schließlich durch ein Extratrinkgeld sein Schweigen. Und als wir dann später, als die Sonne allmählich zur Rüste ging, unsere müden Esel über das Ackerland wieder nilwärts lenkten, da waren wir trotz der in so reicher Fülle empfangenen großartigen Eindrücke dieses Tages doch materialistisch genug, uns vor allem auf drei kommende Dinge zu freuen: auf das erquickende Bad, auf ein ausgiebiges und gutes Diner und ganz besonders auf das Schönste, das Sitzen und Träumen auf der Hotelterrasse bis tief in die Nacht hinein, vor uns den im Mondlicht schimmernden, leise rauschenden Strom.

* * *

Unser Ausflug am übernächsten Tage führt uns ins Gebirge hinein zu den Königsgräbern von Bibân el-Mulûk.

Wiederum setzen wir über den Nil und reiten, die Memnonkolosse jetzt zur Linken liegen lassend, an einem schnurgeraden Kanal entlang in nördlicher Richtung auf die Berge zu. Der zu ihren Füßen gelegene monumentale Grabtempel Sethos' I., des Vaters von Ramses II., hält uns nicht lange auf, denn seine Architektur scheint uns nur eine Wiederholung des schon hinlänglich Gesehenen zu sein; wir begnügen uns mit einem flüchtigen Rundgang um die Pylonen und mächtigen Säulen und gelangen dann, über Geröll und graugelbe Schutthalden reitend, zur Öffnung des Tales von Kurna, dem einzigen Zugang ins Innere des Gebirges und zu den Königsgräbern. Wir kommen an einem ganz schmucklosen, schutzlos der prallen Sonne preisgegebenen kleinen Hause vorbei, in ihm hat seit fast einem Menschenalter der durch seine Entdeckung der Gruft Tutanchamons zur Weltberühmtheit gelangte Forscher Howard Carter seine Arbeitsstätte.

Dann geht es ins Kurnatal hinein. Unter einem Gebirgstal pflegen wir Bewohner der nördlichen Zonen uns im allgemeinen ein den Augen

und allen anderen Sinnen wohltuendes Landschaftsbild vorzustellen, unwillkürlich verbinden wir damit den Begriff des Erquickenden, des Lieblichen, denken an einen Fluß, einen plätschernden Bach, der das Tal durchströmt, an duftende grüne Wiesenhänge, an Waldesschatten, an freundliche Ortschaften. Ach, wie wenig entspricht das Tal von Kurna solchen arkadischen Vorstellungen! Selbst die verschiedenen „Höllentäler", an denen es in unseren deutschen Gebirgen nicht fehlt, sind im Vergleich zu ihm die harmlosesten Idyllen. Tal des Todes sollte man's nennen, und das war das Tal von Kurna ja auch von jeher. Auf dieser gewundenen, schmalen, steinigen Straße zogen die Großen des alten Ägypten, auf das sorgfältigste einbalsamiert, ihrer letzten Ruhestätte entgegen, dem „ewigen Hause", das sie sich an einer so versteckten Stelle hatten erbauen lassen und das ihnen die erhoffte ewige Ruhe dennoch nicht gewähren sollte. Es ist keine Via triumphalis des Todes, nur ein einfacher Karrenweg, aber in welcher Umgebung! Die zerklüfteten Wände zu beiden Seiten des langsam ansteigenden engen Tales weisen auch nicht die geringste Spur des bescheidensten Pflanzenwuchses auf, ihre spärlichen Schatten werden vom Widerschein der benachbarten Felsenwände aufgesaugt. Kein Vogelruf, kein summendes, zirpendes Insekt bringt einen Laut in diese erstarrte steinerne Welt, diese grauenvolle, spukhafte Öde, die sich wie Zentnerlast auf die Seele legt. Und trotz allem Schweigen tiefster Einsamkeit ist es, als wäre die Luft von unsichtbaren Schemen erfüllt, von den Seelen der Millionen, die im weiten Umkreise auf den Gefilden Thebens den Schlaf der Ewigkeit schlafen. Die Sandsteinfelsen, die da, grotesken und verstümmelten Statuen gleich, am Wege stehen, scheinen die Anführer eines langen endlosen Zuges zu sein, der sich in flimmernd heißer Luft langsam vorwärts bewegt, eines Zuges, wie ihn Odysseus an der Schwelle der Unterwelt zu sehen vermeinte:

„Jünglinge, Bräute kamen und kummerbeladene Greise
Und aufblühende Mädchen, im jungen Grame verloren ..."

So geht es fast eine Stunde lang zwischen den Felsen dahin. Auch den an Hitze gewöhnten Eseln scheint die Höllenglut lästig zu werden. Der schöne Eifer, den sie vorhin in der Ebene bekundeten, hat sich längst gelegt, träge und mißmutig trippeln sie dahin und straucheln so oft,

daß die hinterherlaufenden Treiber ihren Warnruf „riglak!“ (nimm dich in acht) beständig ertönen lassen müssen. Endlich erweitert sich die Schlucht zu einem rings von riesigen Steilwänden umgebenen Rundtal. Das ist Bibân el-Mulûk, das Tal der Königsgräber. Ein majestätisches Amphitheater der Natur tut sich vor unseren Blicken auf. Fast kerzengerade steigen auf allen Seiten die zerklüfteten düsteren Mauern trostlos nackten Gesteins zum Himmel auf und umschließen einen annähernd kreisrunden Kessel, der, nach überall hin begrenzt und scheinbar nirgends einen Ausweg lassend, gleich dem Schicksal etwas Unentrinnbares hat. Steingeröll und wüste Schutthalden bedecken den von menschlichen Maulwürfen durchwühlten Boden. Hier und dort gähnen Öffnungen, die wie Eingänge zu Bergwerksschächten aussehen und von denen abschüssige Stollen tief ins Innere der Erde zu den Grüften führen. Bisher sind 43 aufgedeckt, die meisten von ihnen waren übrigens schon den alten Römern bekannt.

Gleich eine der ersten Grüfte, an denen wir vorbeikommen, ist das jüngst entdeckte vielgenannte Grab Tutanchamons, dieses jung gestorbenen, ziemlich unbedeutenden Pharaos. Es war zur Zeit unseres Besuches in Luksor nicht zugänglich, aber wir hatten den größten Teil der in ihm gefundenen Schätze bereits im Museum in Kairo gesehen, und im übrigen bietet die nur sehr kleine Gruft, die sich in keiner Weise mit den benachbarten Palastgrüften vergleichen kann, nichts Bemerkenswertes; man hat sich bei ihrer Anlage nur sehr geringe Mühe gegeben und hat es ganz an jener künstlerischen Ausschmückung fehlen lassen, die für die anderen Gräber charakteristisch ist.

Tutanchamon war am Hofe des „Ketzerkönigs“ Amenophis IV. oder Echnaton aufgewachsen, von dessen ungewöhnlicher Persönlichkeit und dessen Künstlerkreis von El-Amarna wir schon gesprochen haben (S. 193). Er war mit einer Tochter Echnatons verheiratet und kam in Theben, wohin nach dem Tode des Ketzerkönigs die Residenz von El-Amarna wieder zurückverlegt wurde, um 1360 v. Chr. als Jüngling zur Regierung. Seine Herrschaft hat nur kurze Zeit, sechs oder sieben Jahre, gedauert, dann ist er gestorben. Er hatte ursprünglich Tutanchaton geheißen, ein Name, der die Anhängerschaft an den Gott Aton, für dessen Kultus Echnaton mit solchem fanatischen Eifer eingetreten war, zum

Ausdruck brachte; als aber nach Echnatons Tode der Amonsdienst wieder aufkam, ging auch der junge Herrscher zu diesem Gott über und ersetzte dementsprechend das Wort Aton in seinem Namen durch Amon, so daß er fortan Tutanchamon hieß. Er scheint ein kraftloser Mensch und ein schwacher Regent gewesen zu sein, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß er durch den energischen und nach Macht lüsternen Feldherrn Haremheb, den Begründer der auf Tutanchamon folgenden 19. Dynastie, auf die im Orient übliche Weise beseitigt worden ist.

Diese von Melancholie und Tragik umwitterte junge Königsgestalt, die früher nur dem engen Kreise der Fachgelehrten vertraut war, sollte nun nach ein paar Jahrtausenden der Ruhe durch die Auffindung ihres Grabes plötzlich weltbekannt werden. Das Grab liegt unmittelbar vor dem Eingang zu dem später angelegten Grabe Ramses' VI., das schon von römischen Reisenden besucht worden ist, und bei der Ausschachtung dieses Grabes wurde es durch Geröll und Schutt dermaßen verschüttet, daß es bald in Vergessenheit geriet. Systematische Untersuchungen der Talsohle, die neuerdings von Lord Carnavon und Howard Carter veranstaltet wurden, führten dann 1922 zur Auffindung der Gruft Tutanchamons und seines überraschend reichen Inhalts.

Auch Tutanchamons Grab ist in ältester Zeit, ehe es verschüttet wurde, bestohlen worden. Aber die Räuber sind nur in die Vorkammer gelangt und haben sich, wie aus dem Befund hervorging, mit einer Anzahl leicht wegzuschaffender Sachen begnügt. Die eigentliche Grabkammer ist ihnen entweder verborgen geblieben, oder sie haben nicht Zeit genug gehabt, sie zu sprengen. Diesem glücklichen Umstand verdanken wir die einzigartige Unberührtheit des Königssarges mit den ihn umschließenden vier Schreinen. Die Bronzeklammern an den Flügeltüren der Schreine waren noch mit Schnüren umwunden, auf den Knoten saßen, in Ton abgedruckt, die Siegel der königlichen Beamten, die mit dem Verschluß des Sarges beauftragt waren. Während die früher gefundenen Königssärge, die alle beraubt und beschädigt worden sind, nur ein unvollkommenes Bild zeigen konnten, gestattet der Sarkophag Tutanchamons zum erstenmal einen klaren Einblick in alle Einzelheiten der Aufbahrung und Einsargung eines Pharao samt allem Zubehör, den vorzüglich erhaltenen Geweben, der Fülle von Gold und dem sonsti-

gen Schmuck. Darin liegt die größte Bedeutung des Grabes einer im übrigen wenig bedeutenden Persönlichkeit. Die Skulpturen und Malereien der im Grabe gefundenen und jetzt im Museum in Kairo aufbewahrten Gegenstände sind auch deshalb sehr interessant, weil sie den stilistischen Einfluß des Auslandes, besonders von Kreta und Mykenä her, deutlich erkennen lassen.

Lord Carnavon hat sich des großen Fundes, den er mit Carter gemeinschaftlich machen konnte, nicht lange zu erfreuen gehabt. Er fiel bald darauf einer Vergiftung zum Opfer, die er sich bei den Arbeiten in Tutanchamons Gruft durch einen Fliegenstich, wie es hieß, zugezogen hatte. Gleichzeitig erkrankte Carter schwer, desgleichen wurde Professor Newberry aus London, der vertraute Freund und Mitarbeiter Carnavons, von einer rätselhaften Krankheit befallen. Früher war bereits der Amerikaner Davis, der im Tal der Königsgräber an derselben Stelle gearbeitet hatte, ohne erkennbaren Anlaß plötzlich gestorben. Und im März 1926 fand in Luksor ebenso plötzlich der Leiter des Pariser Louvre-Museums, der zum Studium der Ausgrabungen in Theben hierhergekommen war, seinen Tod.

Diese unheimliche Häufung überraschender Erkrankungen und Todesfälle, denen sich noch manches andere Beispiel aus der ägyptischen Forschungsgeschichte zur Seite stellen ließe, hat die Erinnerung an die Zauberformeln des altägyptischen Totenkultus und an die Inschrift über den Grabkammern der Pharaonen: „Verflucht sei, wer meine Ruhe stört!" geweckt. Man braucht nicht gerade Spezialist für Sensationsnovellen oder ein fanatischer Anhänger des Okkultismus zu sein, um sich die Frage vorzulegen, ob da nicht irgendwelche mysteriösen Zusammenhänge vorhanden sind. Uns ist bekannt, daß zu den Sicherheitsmaßregeln, die von den Hinterbliebenen der verstorbenen Großen in Ägypten zum Schutz der Gräber getroffen wurden, häufig auch Gift gehörte. Wie die Zusammensetzung der Giftstoffe war und in welcher Weise sie angewendet wurden, das wissen wir freilich nicht. Sie müssen aber so wirksam gewesen sein, daß sie den Räubern, die damit auch nur flüchtig in Berührung kamen, erheblichen Schaden zufügen konnten, denn sonst hätte ihre Anbringung ja keinen Zweck gehabt. Es ist nun wohl denkbar, daß die Gifte, mit denen vielleicht die Gewebe imprägniert wurden,

ihre Wirksamkeit zum Teil bis heute bewahrt haben und daß die Fliegen oder Moskitos, die auf diesen Geweben saugten, die krankmachenden und unter Umständen tötlich wirkenden Gifte durch Stich auf die Menschen übertragen. Die Möglichkeit ist jedenfalls nicht ganz ausgeschlossen und gibt denen, die an übersinnliche Zusammenhänge nicht glauben wollen, eine natürliche Erklärung zur Hand. Es ist aber auch noch etwas anderes möglich, nämlich daß die Forscher sehr raffinierten Vergiftungsattentaten zum Opfer gefallen sind. Denn es gibt in Ägypten genug Menschen, die in den Ausgrabungen toter Könige und in ihrer Behandlung als Schauobjekte nichts anderes als frevelhafte Leichenschändung erblicken und darüber um so mehr empört sind, als diese Eingriffe in das Mysterium des Todes nur von Fremden und auch nicht immer in ganz uneigennütziger Absicht vorgenommen werden.

Auch Carters Auftreten hat Anlaß zu schweren Konflikten gegeben, und eine Zeitlang wurde ihm sogar trotz seiner Konzession die Fortsetzung der Arbeiten und das Betreten von Tutanchamons Gruft von der ägyptischen Regierung verboten. Der ägyptische Minister gab Carter 48 Stunden Frist zur Annahme der Bedingungen, unter denen er seine Arbeiten wieder aufnehmen durfte, anderenfalls sollten ihm alle Privilegien entzogen werden. So blieb dem Gelehrten, der sich im Übereifer anscheinend schon ganz daran gewöhnt hatte, die letzte Behausung des Pharao als „sein" Grab, d. h. Carters Grab, zu betrachten und damit nach Belieben zu verfahren, nichts anderes übrig, als sich zu fügen und einen Kompromiß herbeizuführen. Ja, das hätte sich Tutanchamon zur Zeit seines irdischen Glanzes auch nicht träumen lassen, daß er dereinst, ein paar Jahrtausende nach seinem Einzug ins Reich der seligen Schatten, ins Reich des wahren, von aller Erdenschwere befreiten Daseins, nicht nur unsanft in seiner Ruhe gestört, sondern auch der Gegenstand heftiger Auseinandersetzungen werden sollte. Im übrigen gehörte dieser ganze Fall Carter auch zu den sehr bezeichnenden Symptomen für den Umschwung, der sich in Ägypten vollzogen hat. Vor dem Kriege wäre ein so energisches Auftreten der ägyptischen Regierung gegenüber einem Engländer in hervorragender Stellung kaum denkbar gewesen.

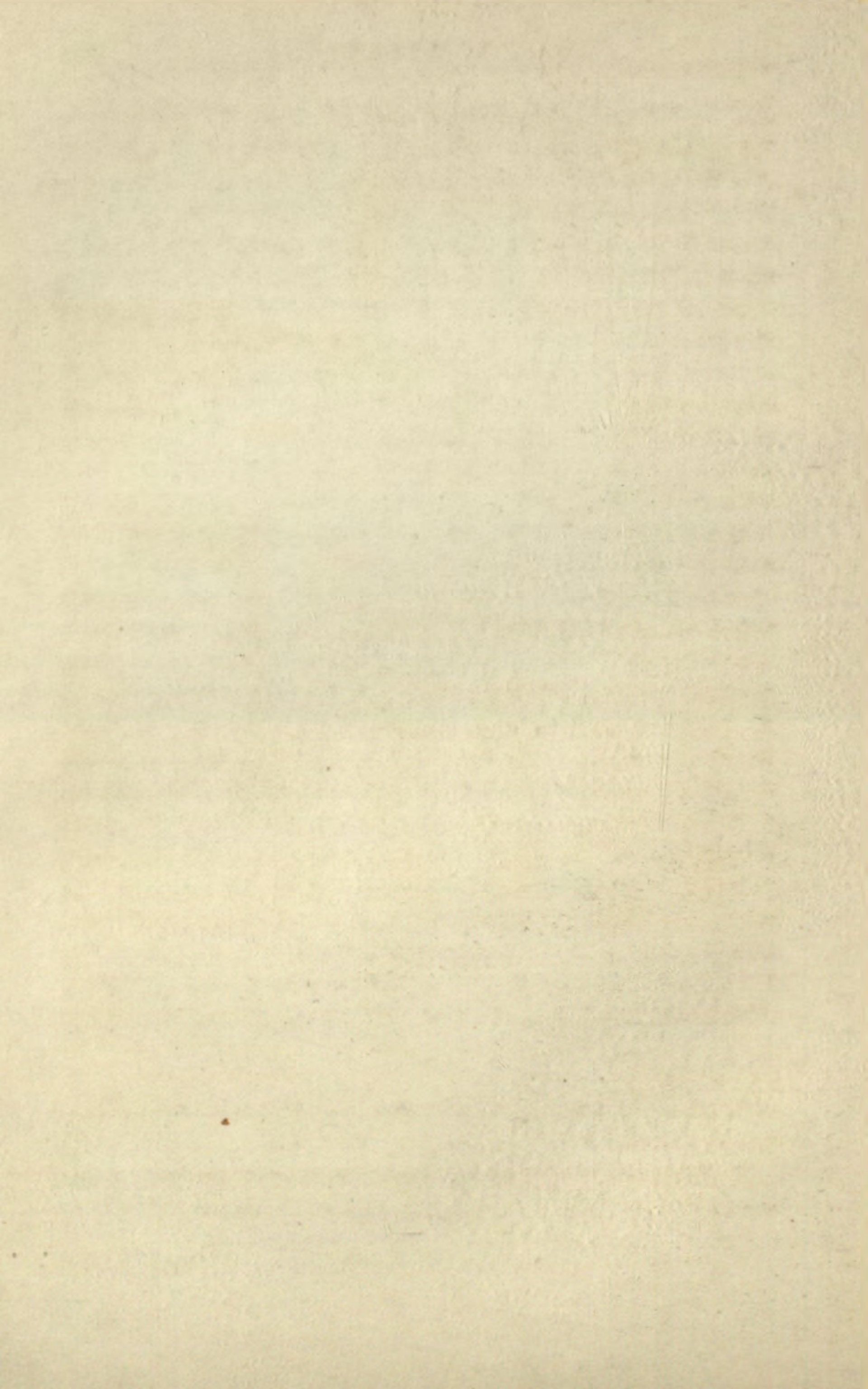
Damit genug von Tutanchamon. Wir wenden uns den anderen Grüften zu und steigen in einige von ihnen hinab. Wie in ein Bergwerk

geht es hinunter, durch abschüssige Korridore in Kammern und Säle, und uns umfängt bei trübem Lichtschimmer die unergründliche Höhlennacht. Es sind mit fürstlicher Pracht ausgestattete unterirdische Wohnstätten, mit dem wunderbarsten Bilderschmuck an Wänden, Decken und Pfeilern in Relief und farbiger Malerei. In ihrer Anlage ähneln die Grüfte den Mastabas von Sakkarah, nur daß die größten der Königsgräber jene noch weit an Umfang übertreffen; so besteht z. B. die Gruft Ramses' III. aus 13 Hallen und 14 Kammern, und das noch größere Grab Sethos' I. ist 100 Meter lang. Wie in Sakkarah zeichnen sich auch hier die massenhaft vorhandenen Wandbilder durch außerordentliche Frische der reinen, ungebrochenen Farben aus; sie sind ihrem Stoffe nach aber nicht so realistischer, lebensbejahender Art wie dort, sondern düsteren und stark mystischen Charakters und erfordern zu ihrem vollen Verständnis eine genauere Kenntnis der höchst verwickelten ägyptischen Mythologie. Den Hauptinhalt der Darstellungen bilden Szenen aus den ägyptischen Totenbüchern, besonders dem „Buch von dem, was in der Unterwelt ist", dem „Buch der Pforten" und der „Höllenfahrt des Sonnengottes". Sie zeigen die Einteilung des Landes Twat, der von einem Fluß durchströmten Unterwelt, in zwölf Gaue, die den zwölf Nachtstunden entsprechen, die Fahrten des widderköpfigen Sonnengottes auf seiner Barke, die Geister, Dämonen und Ungeheuer des Jenseits und die Prüfungen, die der Tote zu bestehen, die seltsamen Irrfahrten, die er zu unternehmen hat, ehe er des ewigen Wandelns im Reiche der Schatten für würdig erachtet wird. Da sind die Jenseitsbilder in den gemütlichen Gräbern der Herren Ti und Mereruka in Sakkarah und des Nacht in Schêch Abd el-Kurna doch sehr viel verlockender, als die düster-okkulten Malereien dieser Königsgräber!

In einer der Grüfte, dem Grab Amenophis II., ist die wohlerhaltene Mumie des Herrschers ausnahmsweise an Ort und Stelle geblieben. Sie liegt, noch mit den verdorrten Resten eines Blumenstraußes und mit Girlanden geschmückt, in einem offenen Sarkophag. Das völlig schwarze Gesicht des unwahrscheinlich klein aussehenden Kopfes starrt zu den blauen Sternen der Gewölbedecke hinauf. Seit 1436 v. Chr. liegt Amenophis hier und schläft. Was hat er nicht alles verschlafen! Die Pharaonen blühten, welkten und schwanden dahin, Griechen und



Pylon und Tor des Horustempels zu Edfu



Römer regierten am Nil, Christus stiftete eine neue Religion, die alten Götter wurden entthront, die grüne Fahne des Propheten flatterte siegreich über dem Orient, ein mohammedanischer Kalif gründete Kairo, die Mameluken unterjochten das Land, die Türken brachten es völlig herunter, und eines Tages hielt der neue Magier aus dem Frankenlande unter Paukenschall und Kanonendonner seinen Einzug bei den Pyramiden und verkündete ein neues Zeitalter des alten Ägypten. Alles hat Amenophis verschlafen. Oben blühte und reifte die Saat, auf jeden Sommer folgte ein Winter, zu tausenden Malen überschwemmte der Nil das Land, die Menschen nahmen das Leben leicht oder schwer, es wurde geliebt und es wurde gehaßt, Geschlechter kamen und gingen und versanken in Staub, und jedes von ihnen hoffte, solange es lebte, daß es noch einmal besser werden würde. Inzwischen hat Amenophis in seiner Verlassenheit und seinem Dunkel zum Nachdenken reichlich Zeit gehabt. Aber was ist das: „Zeit"? Vielleicht ist das alles für ihn nur eine Minute gewesen. Und schläft er nun bloß und träumt, oder ist er wirklich tot? Kann jemand ganz tot sein, von dem noch soviel Stoff und soviel erschreckend lebendige Form erhalten ist?

Wie benommen wird uns der Kopf in der dumpfen, muffigen Unterwelt der Schatten! Und ist es eigentlich recht, ist es zu verantworten, daß sich menschlicher Fürwitz in diese Felsengrüfte einschleicht, die nach dem Willen der Dahingegangenen für alle Zeiten verschlossen bleiben sollten, für deren Verborgenheit sie mit so rührender Umsicht alle Vorkehrungen getroffen hatten? Der Hinweis, daß die früheren Grabräuber sich ja auch nicht geniert hätten, kann keine Entschuldigung sein. Es ist nun einmal so, daß hier kein einigermaßen feinfühliger Mensch über das Gefühl einer beschämenden Indiskretion hinwegkommt und die Ausbeutung der Grüfte im Namen der Wissenschaft, so interessant sie auch sein mag, mit sehr zwiespältigen Empfindungen betrachtet. Zum mindesten sollte man noch so viel Ehrfurcht vor der Majestät des Todes haben, daß man die Körper der Beraubten, die Mumien, in ihrer Verborgenheit läßt und sie nicht in öffentlichen Sammlungen zu sensationellen Schauobjekten für müßige Gaffer erniedrigt.

Ein ganz stattlicher Band ließe sich mit den Erzählungen von dem oft abenteuerlichen Schicksal der Mumien füllen. Auch die schönste der

Grüfte von Bibân el-Mulûk, das Grab Sethos' I., ist damit verknüpft. Als es im Jahre 1817 von Belzoni aufgedeckt wurde, war es, wie alle anderen Gräber, schon längst beraubt, auch der Sarkophag war leer, und der zertrümmerte Deckel lag auf dem Boden. Erst viele Jahrzehnte später kam die Mumie des Pharao auf ganz sonderbare Weise wieder zum Vorschein. Es war den Behörden in Kairo nämlich zu Ohren gekommen, daß in der Gegend von Luksor umherschweifende Beduinen einen schwunghaften Handel mit Papyrussen, Skarabäen und anderen Altertümern trieben, die offenbar aus Königsgräbern gestohlen waren. Da man damals in dieser Hinsicht noch sehr nachlässig war und alles drunter und drüber gehen ließ, dauerte es bis 1881, bis sich die Behörden zur näheren Untersuchung der Vorgänge entschlossen. Spione machten sich ans Werk, und nun dauerte es nicht mehr lange, bis man einen der betriebsamen Händler packen konnte. Lange Zeit hindurch mühte man sich vergeblich ab, dem Festgenommenen durch Drohungen und Versprechungen die Zunge zu lösen, nicht einmal durch Prügel war er zu einem Geständnis zu bringen. Schließlich verriet einer der an diesem Schleichhandel Beteiligten aus Furcht, von seinen Spießgesellen betrogen zu werden, und in der Hoffnung, straffrei hervorzugehen, von selbst das Geheimnis. Er führte die Beamten zu einem außerordentlich geschickt verborgenen Schacht bei Dêr el-Bahri, von welchem in einer Tiefe von etwa 15 Meter ein 60 Meter langer Stollen zu einer wahren Schatzkammer führte. Das Versteck war mit Sarkophagen, Mumien und kostbaren Reliquien aus den geplünderten Totenkammern bis oben hin angehäuft, man entdeckte dort ein Lager geradezu unschätzbarer Werte. Und unter einem ganzen Haufen ausgedörrter Könige, Königinnen, Prinzessinnen und Hoherpriester des Amon fand sich auch die schmerzlich vermißte Mumie Sethos' I. Außerdem entdeckte man hier auch noch die sterblichen Überreste Thutmosis' des Großen sowie die Mumie Ramses' II.

* * *

Das in einer Seitenschlucht befindliche Grab des Merenptah interessiert weniger wegen seiner ziemlich unbedeutenden Ausstattung als wegen der Persönlichkeit des Königs, der hier beigesetzt war und dessen jetzt im Museum von Kairo aufbewahrte Mumie mit besonderer Sorg-

falt untersucht worden ist. Merenptah, auch Amenephthes genannt, war einer der zahlreichen Söhne des bekanntesten Pharaos, Ramses II., und der einzige, der seinen Vater überlebt hat. Er reichte in keiner Weise an seinen großen Vorgänger auf dem Thron heran und dennoch war er in einer Hinsicht der würdige Sohn seines Vaters. Denn wie Ramses II. den Beinamen „Pharao der Bedrückung" wohl mit Recht verdiente, so ließ es sich Merenptah angelegen sein, ihm nach dieser Richtung hin erfolgreich nachzueifern. Er ist der biblische Pharao des Exodus; demnach hätte also der Auszug der Israeliten aus Ägypten unter Moses um 1200 v. Chr. stattgefunden.

Merenptahs Mumie wurde 1898 im Tal der Königsgräber in dieser Gruft entdeckt, aber erst 1907 im Museum in Kairo von Professor E. Smith in Anwesenheit einiger anderer Forscher aus ihrer Umhüllung herausgewickelt. Diese bestand aus bräunlicher Leinwand und war nicht feiner als die Hülle vieler anderer Mumien von Wesen weit geringerer Herkunft. Nur die verblichene kurze Tintenschrift über der Brust gab davon Kunde, daß sich unter dem Leinen all das befand, was von Merenptah, dem Könige von Ober- und Unterägypten, übriggeblieben war. Mit aller Behutsamkeit begann man die Leinwandbandagen abzuwickeln, es waren lange, schier endlose Binden. Als dann der Oberkörper zum Vorschein kam, rief einer der Anwesenden: „Er ist beraubt worden!" Und in der Tat, in den halb zur Faust geballten, über der Brust zusammengelegten dürren Händen fehlte das goldene Königszepter, das die Herrscher Ägyptens bis in das Grab begleitete. Man konnte erkennen, daß die Beraubung damals, vermutlich schon in sehr alter Zeit, sehr eilig erfolgt sein mußte. Die Diebe hatten in ihrer Hast mit den scharfen Schneidewerkzeugen, die sie zum Durchtrennen der unteren Bandagen benutzten, auch die Arme mit beschädigt. Trotzdem hatten sie ihre Arbeit bis zu Ende ausgeführt; kein einziges Schmuckstück, nicht einmal ein Skarabäus war ihrer Habsucht entgangen.

Während die flinken und geschickten Hände der Gelehrten ihre Arbeit fortsetzten, verfolgte man mit fieberhaftem Interesse die weitere Bloßlegung des dürren Körpers. Stückchen für Stückchen kam der Kopf allmählich zum Vorschein, und bald darauf lag das Gesicht, aus erloschenen, eingesunkenen Augen ins Leere starrend, vor den Forschern.

Es gibt so manches Antlitz, das mit dem Charakter und dem Beruf des Menschen, dem es angehört, nur schlecht übereinstimmen will. Bei diesem Pharao traf das freilich nicht zu. Seine Züge hatten nichts Plebejisches an sich. Das große Haupt, die stark gekrümmte Adlernase, die langen schmalen Kiefern und der dünne scharf geschnittene Mund, alles paßte gut zu der Vorstellung, die man sich von einem so mächtigen Herrn zu machen pflegt. Lediglich die Augen, die zu Lebzeiten vielleicht einmal in rasch wieder schwindendem Aufflackern einer gütigen Regung den starren harten Ausdruck des eisernen Kinnes und des verbissenen Mundes ein wenig gemildert hatten, die fehlten. Jener Pharao, wie ihn die Bibel schildert, lag dort auf der Tafel im Museum in Kairo, und die dreitausend Jahre hatten sein Aussehen nicht sanfter und milder gemacht.

Er war ein völlig bartloser, etwas beleibter alter Herr, dessen Körpergröße ein wenig unter dem mittleren Durchschnitt blieb, von dunkler Gesichtsfarbe und bis auf einen Kranz von weißen Haaren kahlköpfig und zahnlos mit Ausnahme eines im Oberkiefer befindlichen, etwas vorstehenden Vorderzahnes. Seine Haut hing ihm welk am Leibe, als ob er an einer auszehrenden Krankheit gelitten hätte, auch waren seine Arterien stark entartet. Von den Leiden und Schmerzen des greisenhaften Verfalls ganz abgesehen, muß es ihm schon der Zähnemangel schwer gemacht haben, sich jenen Tafelgenüssen hinzugeben, die in den Grüften der Vornehmen des Landes so liebevoll bildlich verewigt wurden. Und mag auch ein Cicero noch so sehr von den angeblichen Annehmlichkeiten des hohen Lebensalters schwärmen, so hätte es vermutlich doch einer noch größeren Beredsamkeit als der des römischen Advokaten bedurft, um Merenptah von den Wonnen und der Köstlichkeit der Greisenjahre zu überzeugen.

Das ist der Eindruck, den der große Tyrann, der Pharao des Exodus, im Museum in Kairo jetzt macht. Welche Bilder der biblischen Überlieferung steigen bei den Worten „Pharao der Bedrückung" und „Exodus" vor uns auf! Wir sehen, wie anfangs — es war noch unter dem Vater dieses Pharao, Ramses II. — einige Männer vom Stamme der Hebräer ihren jüngeren Bruder Josef in die Sklaverei verkauften. Wir folgen dem wechselnden Glück, das diesem Josef in der neuen Heimat

am Ufer des Nils lächelte, und seinem allmähligen Aufstieg zur Macht. Wir sehen, wie nach seinem Tode die Kinder Israel in Ägypten in Bedrängnis gerieten, von Stufe zu Stufe sanken und schließlich, von den Fronvögten hart geplagt, in Sklaverei verfielen. „Und machten ihnen ihr Leben sauer mit schwerer Arbeit in Ton und Ziegeln und mit allerlei Frönen auf dem Felde und mit allerlei Arbeit, die sie ihnen auflegten mit Unbarmherzigkeit." (2. Buch Mosis 1, 14). Vor unseren Augen steigt weiterhin das Bild jener Frau aus dem Hause Levi auf, wie sie klug und gewitzt ihr Kind, den später Moses genannten Knaben, vor dem Befehl Pharaos: „Alle Söhne, die geboren werden, werfet ins Wasser, und alle Töchter lasset leben", zu retten suchte. Wie sie ein Kästchen von Rohr machte, das Kind drein legte und das Kästchen im Schilf am Ufer verbarg. Dann folgt die Entdeckung des Kindes durch die Tochter des Pharao; wir sehen, wie Moses im Palast des Königs aufwuchs, wegen des jähzornigen Totschlags, den er an einem Ägypter beging, flüchten mußte und erst vierzig Jahre später nach dem Tode Ramses' II. auf Gottes Geheiß nach Ägypten zurückkehrte, um seine Stammesgenossen aus der Knechtschaft ins gelobte Land zu führen. Jetzt hatte er es mit Merenptah zu tun, der kaum weniger hartnäckig war als sein Vater.

Wenn uns nun auch das Alte Testament die Lebensgeschichte des großen Volkshelden Moses ausführlich schildert, so erfahren wir von seinem mächtigen Widersacher auf dem Thron leider um so weniger. Seinen Namen, sein Alter, seine persönlichen Eigenschaften erwähnt die Bibel nicht. Man hört immer nur vom „Pharao", und diese Bezeichnung scheint nicht einer bestimmten einzelnen Persönlichkeit zu gelten, sondern stellt wohl mehr einen Sammelnamen für die zu ein und derselben Dynastie gehörenden Herrscher dar. Bei der großen wirtschaftlichen Wichtigkeit, die die israelitische Knechtschaft allem Anscheine nach für Ägypten besaß, berührt es recht seltsam, daß sich in den historischen Inschriften des Landes so überaus wenig über die Israeliten vorfindet. Denn bis auf den heutigen Tag kennt man dort nur eine einzige, obendrein ganz kurze Erwähnung dieses Volkes. Sie befindet sich auf einer im Jahre 1896 in der Nähe des Amenophiums zu Theben aufgefundenen Stele. Dort heißt es in einer Siegeshymne des Merenptah, daß

„die Israeliten vernichtet und ausgerottet wurden und keine Nachkommenschaft mehr hatten".

Merenptah muß übrigens bereits ein Mann in den sechziger Jahren gewesen sein, als er seinem Vater in der Regierung nachfolgte, und mit Ausnahme eines Kriegszuges gegen die Syrier, der in die ersten Jahre seiner Herrschaft fiel, verlief seine Regierungszeit allem Anscheine nach ziemlich ruhig. Er befand sich eben nicht mehr in einem Lebensalter, dem nach kriegerischen Lorbeeren gelüstet. Über die Ursache seines Todes fehlt jegliche Nachricht. Daß er wirklich jenes Ende gefunden hätte, das die Bibel ihm zuschreibt, nämlich den Tod des Ertrinkens bei der Verfolgung der durch das Rote Meer flüchtenden Israeliten, ist um so unwahrscheinlicher, als es in diesem Falle wohl kaum gelungen wäre, den toten Körper des Pharao zu bergen und im Tal der Königsgräber von Theben beizusetzen.

* * *

Wie der Mensch nun einmal ist und nach dem Entlegenen immer eifriger trachtet als nach dem Nahen, haben wir uns bisher noch gar nicht um den großen Tempel von Luksor gekümmert, obwohl er nur ein paar Minuten von unserem Hotel entfernt am Nilufer und am Anlegeplatz der Dampfschiffe liegt, gerade als ob ihn Cook zur Bequemlichkeit seiner Karawanen so hingebaut hätte. Aber er befindet sich hier schon seit der Zeit Amenophis' III., des Urbildes der Memnonkolosse, und war dem Amon, seiner Gemahlin Mut und dem Sohn der beiden, dem Mondgotte Chons, geweiht. Als dann der Amonsfeind und Sonnenanbeter Amenophis IV. oder Echnaton zur Regierung kam, ließ er auch hier, wie überall, die den Amon betreffenden Bilder und Inschriften zerstören; später jedoch, nach der erfolgten Wiedereinsetzung des Amon unter Tutanchamon und Sethos I., wurde die dem Gott zugefügte Schmach nach Möglichkeit wieder gutgemacht.

Mehr als die Heiligtümer der Nekropole von Theben ist der Tempel von Luksor, da er unmittelbar am Ufer und in nur geringer Höhe über dem Flußspiegel liegt, den Überschwemmungen und der Verschlammung ausgesetzt gewesen, so daß er vor seiner Aufdeckung nahezu ganz verschüttet war. Noch jetzt liegt ein Teil des großen Eingangshofes mit

dem Pylon tief unter einem Schutthügel begraben, auf dem ſich eine Moſchee erhebt. Man ſollte an dieſem Zuſtand nichts ändern, ſollte das pittoreske und bedeutungsvolle Bild dieſer Übereinanderſchichtung der verſchiedenen Kulturen nicht durch weitere Freilegungen zerſtören, zumal die Tempelanlage trotz aller Monumentalität ohnehin recht nüchtern wirkt und dem Beſchauer, der bereits die Tempel der Nekropole von Theben kennt, wenig zu ſagen hat. Von den beiden faſt 23 Meter hohen Obelisken aus Roſengranit, die ſich vor dem Pylon erhoben, ſteht nur noch einer an ſeinem alten Platz, der andere ſchmückt ſeit 1831 die Place de la Concorde in Paris, Mohammed Ali hatte ihn damals dem Könige Louis Philipp geſchenkt.

Viel intereſſanter als der Tempel von Lukſor ſind die umfangreichen Heiligtümer bei dem nordöſtlich von Lukſor gelegenen Dorfe Karnak. Wir gelangen auf Eſelsrücken durch das gut angebaute Land in einer halben Stunde zu einer Allee von Widderſphinxen, die der barbariſche Unverſtand der früheren Zeit leider durchweg der Häupter beraubt hat, und durch dieſe Allee, am Tempel des Mondgottes Chons vorbei, zum großen Amonstempel von Karnak, dem umfangreichſten ägyptiſchen Bauwerk ſeiner Art. Er kehrt ſeine Vorderfront, den mächtigen Hauptpylon, dem heiligen Strome zu, mit dem er ebenfalls durch eine nur noch in Reſten vorhandene Sphinxallee verbunden war.

Wir klettern an dem zerbröckelten Mauerwerk des großen Pylons zum Firſt hinauf. Der Eindruck, den wir hier oben von den rieſigen Trümmermaſſen des Tempels und ſeiner näheren und weiteren Umgebung erhalten, iſt außerordentlich ſtark, ſtärker als der, den nachher ein Rundgang durch die Höfe, Korridore und Säle des ausgedehnten Heiligtums, durch das chaotiſche und bedrückende Durcheinander dieſes Säulendickichts gewährt. Welche Kraftleiſtungen, welche Material- und Arbeitsverſchwendung! Ganze Steinbrüche wurden geplündert, um mit unermeßlichen und nach unſerem Gefühl geradezu unſinnigen Häufungen von Mammutſäulen und Mauerkoloſſen Wirkungen zu erzielen, deren äſthetiſcher Wert doch recht fragwürdig iſt. Allen Reſpekt vor ſoviel Fleiß und Schweiß, ſoviel Beharrlichkeit und techniſchem Können — aber vorherrſchend bleibt doch der Eindruck des Monſtröſen. Auch die Fülle der bildlichen Darſtellungen und Hieroglyphen, mit

denen die Wände und Säulen bedeckt sind, hat etwas so Bedrückendes, daß wir sie schließlich gar nicht mehr ansehen wollen und uns, verwirrt und ermüdet, lieber dem Kleinleben der Natur zuwenden, den zierlichen Eidechsen, die im Zickzack über die sonnedurchglühten Steine huschen, den zarten Pflänzchen und Mosen, die in den Fugen des Mauerwerkes gerade soviel Erde gefunden haben, um dort ein bescheidenes Dasein fristen zu können, dem metallisch glänzenden, hübschen Käfer, der sich mit geschäftiger Wichtigkeit, den Kopf vielleicht voll von unerhörten Abenteuern, einen Weg durch das Miniaturdickicht bahnt.

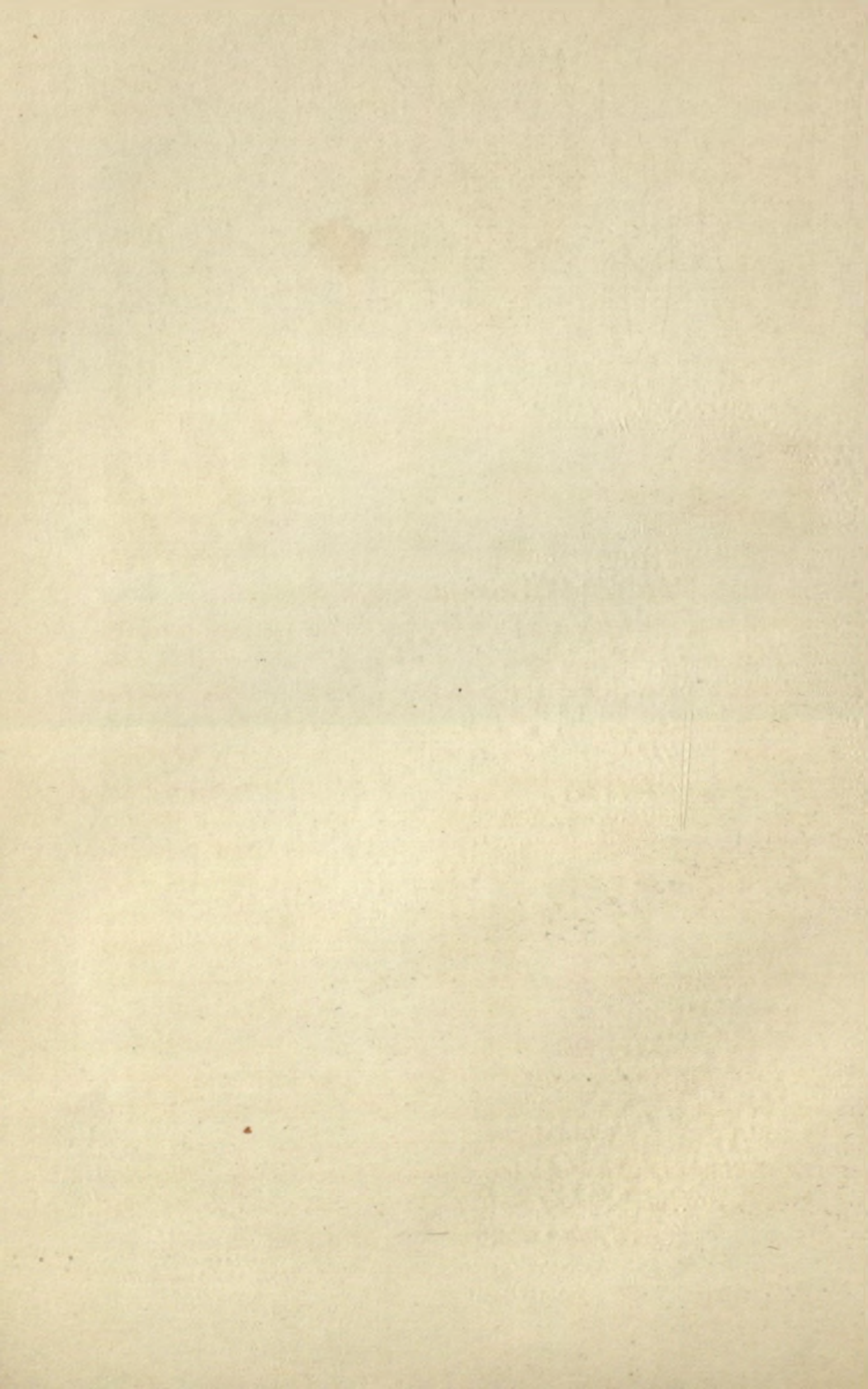
Das blüht und gedeiht in seinem winzigen Mikrokosmos und hat keine Ahnung davon, in welcher erhabenen Umwelt es sich befindet!



Der Nilstaudamm von Assuan, Teilansicht



Kiosk der überschwemmten Insel Philae



Zehntes Kapitel

Nach Oberägypten und Nubien

Das Leben auf den Nildampfern. — In Esneh. — Von den Kopten. — Edfu und und der Horustempel. — Der Tempel von Kôm Ombo. — Assuan. — Vom nubischen Volkstyp. — Im Lager der Bischarin. — Am ersten Katarakt. — Der Staudamm von Assuan. — Die überschwemmte Insel Philae. — Auf dem nubischen Nil von Schellâl nach Wadi Halfa. — Abu Simbel. — Wadi Halfa und der zweite Katarakt.

Zu einer regelrechten Ägyptenreise gehört auch eine längere Fahrt auf dem Nil. Es gibt Krösusse, meistens Amerikaner und Engländer, die sich in Kairo eine eigene Dampfjacht samt allem, was dazu gehört, Kapitän, Schiffsleuten, Köchen, Dienerschaft usw. mieten, um in vollkommener Selbstherrlichkeit und überall, wo es ihnen gefällt, nach Belieben verweilend ein paar Monate auf dem heiligen Strom zu verbringen. Dazu gehört sehr viel Geld und auch sehr viel Liebe zur Sache. Für die minderbegüterte Welt, die das Eisenbahnfahren verschmäht, bieten die komfortablen Touristendampfer, die zwischen Kairo und Assuan und dann weiter, hinter dem ersten Katarakt, zwischen Schellâl und Wadi Halfa verkehren, die beste Gelegenheit zur Bereisung des ganzen Landes auf dem Wasserwege. Aber auch das erfordert außer den immerhin beträchtlichen Kosten ziemlich viel Zeit, denn da nur am Tage gefahren wird und die Dampfer nachts vor Anker gehen, dauert die Reise allein von Kairo nach Assuan und zurück 20 Tage. Es ist nicht jedermanns Sache, sich für eine so lange Zeit auf ein einziges Verkehrsmittel, auf ein und dieselbe Behausung zu beschränken und den unvermeidlichen Mangel an Bewegungsfreiheit sowie den gesellschaftlichen Zwang der Schiffsgemeinschaft ebenso in Kauf zu nehmen, wie die nicht minder unvermeidlichen Stunden und Tage der Langweile. Denn eine Fahrt auf dem Nil läßt sich nicht mit einer vergnüglichen

Rheinfahrt vergleichen. Wohl hat auch der Nil seine Glanzpunkte, im allgemeinen jedoch wiederholen sich auf seinem langen Lauf immer wieder dieselben Eindrücke, und was für einige Tage fesselt, ermüdet, wenn es wochenlang dauert. Aber, wie gesagt, eine Strecke weit muß man den Nil schon befahren, und da empfiehlt sich als lohnendste die 219 Kilometer lange Strecke von Luksor nach Assuan. Sie hat die schönsten Uferpartien nebst einigen der sehenswertesten Altertümer zu bieten und dauert nicht zu kurz und nicht zu lang, nämlich 32 Stunden.

Der Zufall vergönnte es uns, diese Fahrt mit dem größten und schönsten Schiff der Nildampferflotte zu machen. Die Dampfer haben wegen der vielen Untiefen nur geringen Tiefgang, sie sind sehr breit und mit einem dreistöckigen Aufbau versehen, in dem sich die Kabinen und die Gesellschaftsräume befinden. Man weist uns eine auf das Promenadendeck mündende luftige Kabine an, und wir haben uns auch sonst über nichts zu beklagen. Es ist alles da, was sich nur wünschen läßt: filtriertes Badewasser, kalt und warm, kühlende Ventilatoren, Blöcke von Kunsteis, das auf dem Schiff selber erzeugt wird, gute und gottlob nicht ausschließlich englische Küche und nicht zuletzt ein wohlbestellter Weinkeller. Und da man hier keine Seekrankheit kennt und der an Bord befindliche Arzt auch nur als dekorative Persönlichkeit in Erscheinung tritt, fehlt augenblicklich nichts zur Herstellung und Aufrechterhaltung eines harmonischen Gemütszustandes.

So rauscht unser strahlend weißes Schiff, kaum daß man ihm eine Erschütterung anmerkt, auf dem mächtigen Strome dahin. Wir sind in aller Frühe von Luksor abgefahren und lassen, auf dem schattigen Promenadendeck in schlemmerhaften Korbsesseln liegend, die Wandelbilder der Ufer an uns vorüberziehen. Das anfangs ziemlich breite Tal verengert sich allmählich, die gelbbraunen Kalksteinberge, die uns hüben und drüben in gleichmäßiger Höhe ständig begleiten, treten dicht an den Strom heran, so daß man nicht recht begreift, wie die immer schmaler werdenden Streifen des anbaufähigen Bodens alle die Menschen ernähren können. Denn die ganze Gegend ist stark bevölkert, immer wieder tauchen, umflattert von Tausenden von Tauben, neue Dörfer auf, die sich einander zum Verwechseln ähneln. Die Führung des Dampfers erfordert wegen des schwierigen Fahrwassers große Um-

sicht. Meistens halten wir uns in der Mitte des Stromes, kommen wir aber einmal bei einem Dorf näher ans Ufer heran, so rufen uns die dort befindlichen Kinder aus lieber alter Gewohnheit ihr „Backschisch" zu, mag die Erfüllung ihrer Sehnsucht wegen des weiten Abstandes auch noch so unmöglich sein. Auf Inseln und Sandbänken macht sich unzähliges Federvieh breit. Abseits vom ordinären Pack der kleineren Sumpf- und Wasservögel, das sich kreischend um die in den Tümpeln ergatterten Fische balgt, stehen, tief in die Probleme des Lebens versenkt, würdige Marabus, weiterhin wieder tanzt in plumpen Sprüngen eine Gruppe von Geiern um ein Stück Aas und verschlingt in maßloser Gier, was selbst der Schakal verschmähen würde.

Unsere erste Station ist die Stadt Esneh, wo wir dem aus der Ptolemäerzeit stammenden Tempel des widderköpfigen Gottes Chnum einen Besuch abstatten. Esneh ist hauptsächlich von Kopten bewohnt, in der Umgegend liegen mehrere koptische Klöster. Neben dem Fellah ist auch der Kopte, da er sich immer von Blutvermischung fern gehalten hat, als direkter Nachfolger der alten Ägypter zu betrachten, jener Ägypter, die schon frühzeitig zum Christentum übergetreten sind und ihm trotz aller Verfolgungen auch dann die Treue bewahrten, als die islamitische Woge das Land überflutete und die weitaus meisten Ägypter Mohammedaner wurden. Ist die Zahl der Kopten auch nur gering, etwa sechs Prozent der Gesamtheit, so bilden sie doch dank ihrer Intelligenz und ihrer guten staatsbürgerlichen Eigenschaften einen wichtigen Bestandteil des ägyptischen Volkes. Sie gehören dem feineren Handwerk, den höheren Klassen des Gewerbes an, sind als Schreiber, Buchhalter und Beamte geschätzt. Ihr Charakter wird sehr verschieden beurteilt. Der einfache Mann steht ihnen immer mit einiger Zurückhaltung gegenüber; ihm ist schon das Düstere und Freudlose, das dem koptischen Christentum anhaftet, nicht sympathisch, ebensowenig das Berechnende im Wesen des Kopten und seine stark ausgeprägte Erwerbslust. Die Kopten bilden gewissermaßen einen eigenen Staat im Staat, und es ist auffallend, wie sehr ihre geistige Eigenart auch das Körperliche beeinflußt hat, dergestalt, daß man sie, auch wenn sie nicht die dunkle koptische Kleidung tragen, am altägyptischen Schnitt ihrer Züge leicht erkennt.

Nachmittags erreichen wir unser heutiges Endziel, die Stadt Edfu, und schwingen uns gleich auf die schon wartenden Esel, um den in der Nähe gelegenen Horustempel, den besterhaltenen aller ägyptischen Tempel, zu besichtigen. Der Eindruck, den dieses dem falkenköpfigen Horus geweihte Heiligtum macht, ist in der Tat außerordentlich. Der gewaltige Eingangspylon, der sonnige Hof, die von mächtigen Säulen getragene große Vorhalle, das geheimnisvolle Halbdunkel der gedeckten Säle und Gemächer, alles versetzt in seinem vorzüglich erhaltenen Zustand — nicht eine einzige Säule ist zerstört — den Beschauer so lebhaft in die Vergangenheit, daß er die Scharen der damaligen Besucher des Tempels, die Andächtigen und die Priester, förmlich zu sehen vermeint. Auch dieses Bauwerk stammt, wie alle Monumente zwischen Luksor und Assuan, aus der Ptolemäerzeit, es wurde 237 v. Chr. begonnen und erst 220 Jahre später vollendet, kann also kaum noch als altägyptisch bezeichnet werden. Die griechischen Baumeister der Ptolemäerzeit entnahmen als Eklektiker den altägyptischen Stilmotiven, was ihnen gerade gefiel, und gingen damit sehr willkürlich um; so kam es ihnen z. B. gar nicht darauf an, an den Säulen die verschiedensten Kapitältypen anzubringen. Aber was man auch gegen sie einwenden mag, so ist es doch sicher, daß ihre Schöpfungen gegenüber dem starren Formalismus der altägyptischen Tempelbauer den Vorzug einer freieren Entwicklung und einer größeren Vermenschlichung der Kunst voraus haben.

Unser schwimmendes Hotel sucht sich ein wenig südwärts von Edfu einen geeigneten Ankerplatz und verbringt dort die Nacht, die auf dem Nil wegen der tückischen Untiefen keines Schiffers Freundin ist. Ein wundervoller Abend auf dem Wasser ist uns beschieden. Wir haben mit pfadfinderhafter Schläue oben auf dem Schiff einen versteckten Winkel entdeckt, wo wir vor den englischen Damen und ihren ewigen Werineißigkeiten sicher sind. Dem lodernden Sonnenuntergang, der ein in allen Farben spektakelndes himmlisches Feuerwerk abbrennt, folgt eine silberne Mondnacht. Es geht wie leises Atmen durch die frischer werdende Luft. Ein zarter weißer Schleier verhüllt den Strom, die Ufer scheinen in weite Ferne entrückt. Da ertönt von unten aus der Tiefe, wo die Mannschaft ihre Feierstunden genießt, ein sanft heulender Abendgesang, vom Vorsänger angestimmt und vom Refrain „Leele,

ja leele!“ des Chors gaselenartig unterbrochen. Die braunen Burschen bringen den Herrschaften oben ein Ständchen dar und es klingt hier auf den Wassern in dieser zauberhaften Umgebung wahrlich nicht übel.

Noch lange, bis tief in die Nacht hinein, liegen wir auf unseren Rohrsesseln unter dem Sternenzelt und lauschen, halb im Traum, den Geschichten, die uns der leise plätschernde Nil erzählt. Nur widerstrebend entschließen wir uns endlich dazu, unsere Kabine und das Lager aufzusuchen.

Am nächsten Vormittag passiert unser Dampfer den Engpaß von Gebel Silsile, wo die Sandsteinfelsen auf beiden Ufern gleich den Riesenpfeilern eines Tores ganz nahe an den Nil herantreten, und einige Stunden später legen wir in Kôm Ombo an. Hier erhebt sich auf dem Steilufer des Stromes ein mächtiger Tempel, der ebenfalls aus der Ptolemäerzeit stammt und in seiner Anlage dem Horustempel von Edfu ähnelt, ohne ihn an Schönheit auch nur annähernd zu erreichen. Sehr störend sind auch hier, wie so häufig in Ägypten, die plumpen Wiederherstellungsversuche. Was sich nicht in ganz zwangloser Weise und ohne Massenverbrauch von Zement restaurieren läßt, das möge man doch lieber so lassen, wie es ist.

In früher Nachmittagsstunde nähern wir uns dem Endpunkt unserer Nilfahrt, Assuan. Das Landschaftsbild verändert sich auffällig. Aus der eintönigen Sandsteinformation kommen wir ins Bereich des Kataraktgebirges, des dunklen Granits. Seine Vorposten sind die schwarzen glänzenden Klippen im Strom. Unter dichten Palmen- und Sykomorenhainen tauchen am rechten Ufer die Häuser von Assuan auf, mitten im Nil liegt die Insel Elephantine, den Hintergrund bilden die ernsten Kuppen des Gebirges mit den Ruinen arabischer Festungen und hervorleuchtenden Heiligengräbern. Während sonst die ägyptische Landschaft überall etwas ins Unbegrenzte Verfließendes hat, stehen wir hier zum erstenmal vor einer in sich geschlossenen Komposition von scharf betonten Formen und Farben. Es ist auch gar nicht mehr das eigentliche Ägypten — wir befinden uns hier am Eingangstor zu Nubien, an der Schwelle des inneren Afrika.

* * *

Ja, das ist ein anderes Land, und erst jetzt beginnen wir uns so richtig im ehemals dunklen Erdteil zu fühlen, denn der Ägypter ist ja nur ein halber Afrikaner. Wir sind nun schon hübsch tief nach Süden vorgedrungen, daran erinnert nicht nur die zunehmende Kraft der Sonne, sondern auch die dunklere, oft fast ins Schwärzliche spielende Hautfarbe der Eingeborenen. Sie unterscheiden sich gründlich vom Ägypter, blicken selbstbewußter als der Fellah drein, sind nicht so unterwürfig wie er. Ihre Sprache ist eine nubische Mundart, Arabisch bekommt man hier nur noch wenig zu hören. Der Nubier oder, genauer gesagt, Berberiner zwischen dem ersten und zweiten Katarakt gilt als zuverlässig und ehrlich. In jedem Winter ziehen Tausende von Nubiern nach Ober- und Unterägypten, um dort an den Fremdenplätzen als Köche, Hausdiener, Türhüter usw. tätig zu sein, und wie geringfügig ihr Lohn auch sein mag, kehren sie doch nach Beendigung der Saison mit Ersparnissen in ihre Dörfer zurück.

Assuan, das griechische Syene, hat schon im Altertum den südlichen Abschluß des ägyptischen Reiches gebildet, denn wenn auch die Herrschaft der Pharaonen dem Namen nach weit darüber hinaus bis zum Sudan reichte, so war doch Nubien immer eine nicht ganz zuverlässige, von unruhigen Wüstenstämmen durchzogene Provinz, deren wirtschaftliche Ausbeutung bei der äußersten Dürftigkeit des nubischen Niltales auch nicht lohnend erschien. Zur Zeit der römischen Herrscher war Syene der südlichste Grenzort ihres Reiches; zu Anfang des 2. Jahrhunderts nach Chr. lebte hier, sicherlich sehr zu seinem Mißvergnügen, als Kommandant der römischen Garnison der Satiriker Juvenal, den man wegen seiner gefürchteten beißenden Spottlust so weit wie möglich von Rom entfernt und auf diesen äußersten Vorposten versetzt hatte. In landschaftlicher Hinsicht darf Assuan sich als den Glanzpunkt Ägyptens betrachten. Ein exotischer Hauch liegt über allem, über der Natur und über den Menschen. Der Nil, den wir bisher nur in seiner erhabenen Ruhe, seiner Eintönigkeit kennengelernt haben, zeigt sich plötzlich von einer ganz anderen, romantischen Seite und überrascht zwischen Assuan und Schellâl durch seine beständig wechselnde Physiognomie. Oberhalb des Staudamms bei Schellâl ist er zu einem mächtigen See angewachsen, unterhalb des Dammes, im Flußbett des ehemaligen ersten Katarakts,

zersplittert er sich in eine Anzahl bizarr geformter, große und kleine Inseln umklammernder Arme, und seine steilen Felsenufer sind hier so malerisch wie an keiner anderen Stelle des Laufes.

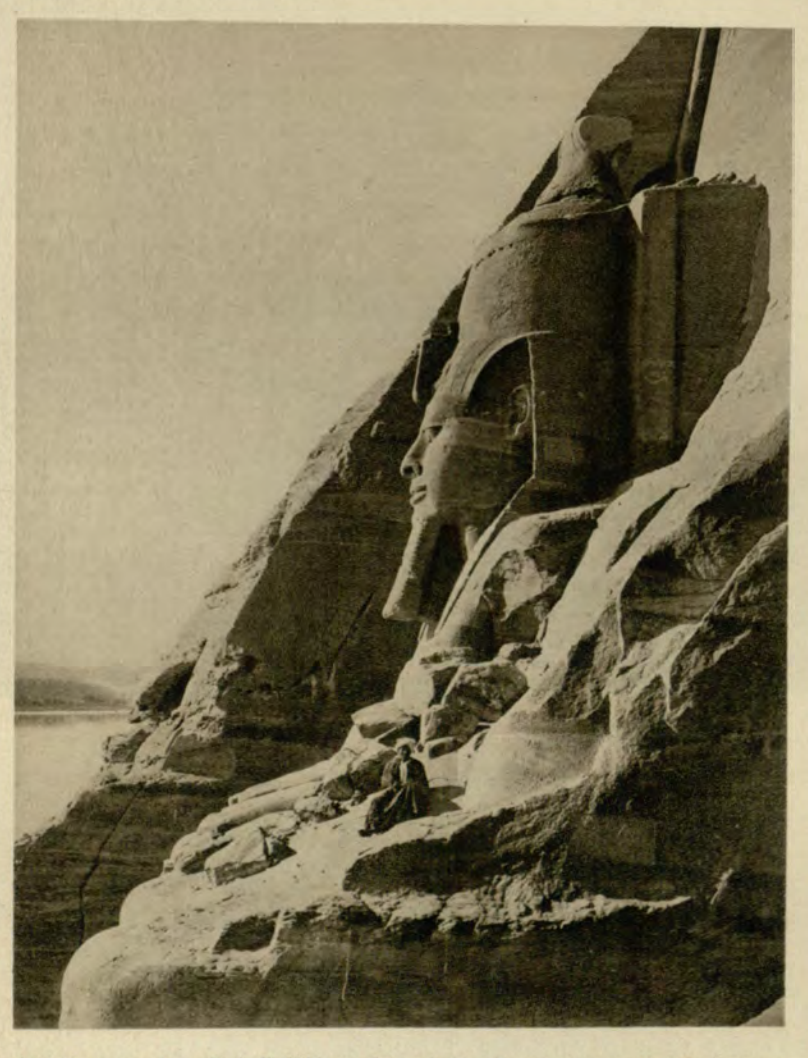
Dank seiner pittoresken Lage und dem idealen, trockenen und warmen Winterklima hat sich Assuan zu einem Treffpunkt allerersten Ranges der internationalen Gesellschaft entwickelt. Zur Hauptsaison, von Dezember bis März, ist es von verwöhnten Fremden aus aller Welt überfüllt, die ihren Reizhunger, ihre Ruhelosigkeit über Länder und Meere schleppen und dafür sorgen, daß in den großen Luxushotels am Nilufer und auf der Insel Elephantine der Strom der Freuden ununterbrochen rauscht. Die Anwesenheit eines so anspruchsvollen und materiell unbekümmerten Publikums hat die Preise natürlich stark in die Höhe getrieben, so daß ein längerer Aufenthalt einen schönen Batzen Geld kostet. In früheren Zeiten konnte man im Basarviertel von Assuan so manchen begehrenswerten Gegenstand noch recht vorteilhaft erstehen, heute kommen die wirklich guten echten Sachen nur selten vor und werden dann von reichen Fremden mit Liebhaberpreisen bezahlt.

Der nubische Charakter zeigt sich auch in der auffallenden Reinlichkeit und Ruhe der Stadt. Bemerkenswerte Altertümer hat sie nicht aufzuweisen; auch auf der Insel Elephantine, die der Sitz einer uralten Stadt und mehrerer Heiligtümer war, ist außer massenhaften wüsten Trümmern nur der altägyptische, schon von Strabo genau beschriebene Nilmesser übrig geblieben. Ein Spaziergang vor die Stadt, wo der Fuß alsbald bis über die Knöchel im gelblichen Wüstensande versinkt, führt uns zum Lager eines seltsamen Völkchens, das sich hier in elenden Zelten und Hütten und in trautester Gemeinschaft mit seinen vierbeinigen Hausgenossen, Kamelen, Schafen und Ziegen, niedergelassen hat: den Bischarin. Sie gehören einem Nomadenstamm äthiopisch-hamitischen Ursprungs an, der zwischen Oberägypten und dem Sudan in versprengten Horden lebt und sich mehr schlecht als recht mit dem Verkauf von Sennesblättern und einem bißchen Viehhandel durchs Dasein schlägt. Um das Lager der Bischarin zu finden, braucht man buchstäblich nur der Nase nachzugehen, denn es ist von einer weithin reichenden Aura umwittert. Diese sehr wild aussehenden, aber ganz harmlosen Leute können dem Gebrauch von Wasser und Seife keinen

Geschmack abgewinnen und salben dafür die dunkle Haut und das wirre strähnige Haar reichlich mit ranzigem Hammelfett ein. Der hoffnungsvolle Nachwuchs versteht sich gut auf die Fremdenindustrie, d. h. Betteln. Beständig sind sie hinter uns her, die schlanken Knaben mit den bronzehaften glänzenden Gliedern, mit ihren pfiffigen Gesichtern, und nicht minder die drolligen kleinen Mädchen, deren Pudelfrisur aus einer Unmenge von Korkzieherlöckchen besteht und deren Bekleidung sogar noch dürftiger ist als die der vornehmen Damen im Katarakthotel, denn ihr Kostüm beschränkt sich auf einen Hüftengürtel aus Lederfransen. Eigentlich ist dieser Gürtel, den die Eingeborenen im Verkehr mit Fremden komischerweise „Madame Nubia" nennen, die ziemlich summarische Nationaltracht der ganzen Bischarin-Weiblichkeit aller Altersstufen, aber aus Gründen einer etwas fragwürdigen Moral hat die Obrigkeit für die dem frühen Kindesalter entwachsenen Mädchen und Frauen eine vollständigere Bekleidung angeordnet und so das zigeunerhafte Völkchen mit den schweren Sorgen eines erhöhten Garderobenetats belastet.

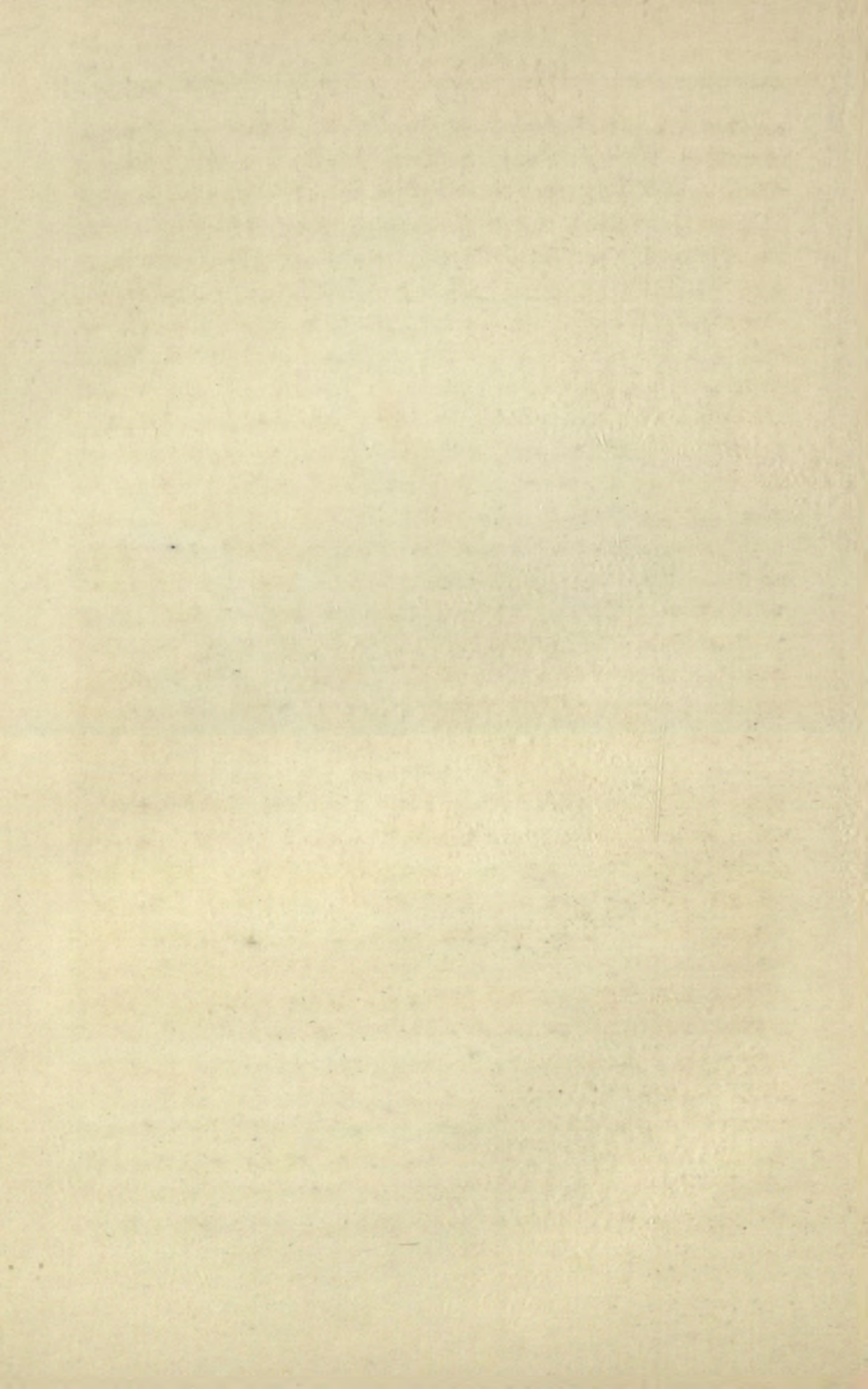
Vom Lager der Bischarin gelangen wir zu den umfangreichen Steinbrüchen, aus denen die alten Ägypter das wertvollste Material zu ihren kolossalen Bildwerken und Bauten holten: den ungemein harten, rötlichen Granit, den sie so ausgezeichnet zu behandeln verstanden. Seine Gewinnung geschah in der Weise, daß man rings um den loszulösenden Block Löcher in den Fels bohrte, in diese dann hölzerne Keile trieb und sie durch Benetzung mit Wasser allmählich zum Aufquellen brachte, so daß die Keile schließlich den Block absprengten. Die Spuren dieser Tätigkeit sind an den Felswänden noch zu sehen. Die Rohbearbeitung des gebrochenen und zu Bildwerken, Obelisken, Sarkophagen usw. bestimmten Granits erfolgte noch vor dem Transport an Ort und Stelle, dann wurden die Blöcke auf Rollen zum Nilufer und auf dem Wasserwege an ihren Bestimmungsort befördert. Eine Anzahl erst teilweise bearbeiteter oder auf dem Transport liegengebliebener Blöcke und Bildwerke legt in den Steinbrüchen noch heute Zeugnis ab von dieser einst blühenden Industrie.

Die schönsten Punkte der Gegend von Assuan liegen stromaufwärts zwischen Elephantine und Schellâl, der südlichen, oberhalb des Stau-



Eines der vier Kolossalbilder Ramses' II. vor dem Felsentempel von Abu Simbel

(Aufnahme der Expedition der Universität Chicago)



dammes befindlichen Endstation der ägyptischen Eisenbahn. Der Ritt von Assuan durch das Wüstengebirge und dann am wildzerklüfteten Nilufer entlang zum Staudamm und weiter nach Schellâl gewährt die fesselndsten Einblicke in die eigentümliche Landschaft und in das Leben und Treiben der am Wege liegenden nubischen Dörfer. Eine kleine Szene führte uns, wie auch manche andere Beobachtung, den Charakterunterschied zwischen Nubiern und Ägyptern deutlich vor Augen. Als wir eine Gruppe von Frauen, aus deren lächelnden dunklen Gesichtern schneeweiße Gebisse leuchteten, photographieren wollten, erschien plötzlich ein würdiger Mann, anscheinend der Dorfschech, verjagte die Weiblichkeit mit groben Worten und warf uns unfreundliche Blicke zu, obwohl die ganze Sache so harmlos wie nur möglich war. Bei Fellachen wäre dergleichen nicht denkbar.

Hinter der Insel Sehêl beginnt das Stromgebiet des großen Katarakts, des ersten von den sechs auf dem langen Laufe des Nils. Hier hat er sich in vielhunderttausendjähriger Minierarbeit seinen Weg durch die Gebirgskette gebahnt, deren seltsam zerklüftetes und zerrissenes Gestein an das Aussehen von Lava erinnert. Leider ist durch die Anlage des Staudammes dem früheren malerischen und wilden Schauspiel der Stromschnellen des Katarakts ein Ende bereitet worden, denn wo ehedem, bevor die riesige Talsperre errichtet war, die Flut zwischen Tausenden von Klippen und Riffen schäumend und gurgelnd dahinschoß, dehnt sich jetzt im Winter, während des Ansammelns des Stausees, nur ein weites und wüstes, von schmächtigen Rinnsalen durchzogenes Feld mit Gesteinstrümmern und Felsenkuppen aus, da die Hauptmasse des abgelassenen Wassers zum linken Ufer hinübergeleitet worden ist.

Die Ursache dieser Veränderungen, das gewaltige Menschenwerk, das die Naturmacht in neue Bahnen zwang und mitbestimmend auf das Schicksal eines ganzen großen Landes wirkt, taucht jetzt bald vor unseren Blicken auf. Wir haben von seinem Bau und Zweck bereits an früherer Stelle gesprochen (S. 102). Seit der Vollendung des neuen, noch größeren Staudammes von Sennar bei Khartum hat der Staudamm von Assuan den Ruhm, die größte Talsperre der Welt zu sein, allerdings abtreten müssen, aber als die erste Anlage dieser Art ist und bleibt er ein Meisterwerk der Ingenieurkunst. Fast 2000 Meter lang und 47

Meter hoch, riegelt er den Nil an der Anfangsstelle des ehemaligen Katarakts zu dem Zweck ab, das Wasser im Winter, von Ende November an, zu einem riesigen See anzustauen, der 2,3 Milliarden Kubikmeter faßt und dessen Füllung ungefähr vier Monate dauert. Das angesammelte Wasser wird dann, den Bedürfnissen der Landwirtschaft entsprechend, aus 180 Torschleusen allmählich abgegeben, so daß man mit Unterstützung der weiteren Stauwerke von Esneh, Assiût und Kaljub die gleichmäßige Bewässerung des Niltales vollständig in der Hand hat.

Beim Anblick des gewaltigen Staubeckens, das in dieser Jahreszeit, wo es nahezu ganz gefüllt ist, einem großen Landsee gleicht, drängt sich die Frage auf, was wohl geschähe, wenn der Damm infolge von Unterspülungen des felsigen Grundes dem ungeheuren Druck dieser Wassermasse nicht länger Widerstand leistete und zerrisse. Eine furchtbare Katastrophe wäre die Folge, eine gewaltige Flutwelle würde die Ortschaften des Niltales auf weite Entfernung hin völlig unter Wasser setzen und, ehe die Flut sich seitwärts verläuft, einfach wegreißen. Aber die Ingenieure versichern, daß kein Grund zu Befürchtungen vorhanden wäre und der Damm, der natürlich unter ständiger Kontrolle gehalten wird, auch den zweiundeinhalbfachen Druck ohne Gefahr aushalten würde.

Inmitten des Staubeckens liegt die Insel Philae, berühmt durch ihre schönen Tempelbauten aus der Zeit der Ptolemäer und der römischen Kaiser. Die Bauwerke sind leider den zwingenden wirtschaftlichen Notwendigkeiten zum Opfer gefallen. Von Januar an, also gerade in der Hauptreisezeit, bis Sommerbeginn liegt die Insel tief unter dem Stauseespiegel, so daß das Wasser, je nach dem Pegelstand, fast bis zum Dach der höchsten Tempel reicht. So war es zur Zeit unserer Anwesenheit. Wir ließen uns in einem Boot zu diesem Vineta des Südens rudern, um das Wenige, das noch zu sehen übrig geblieben war, zu besichtigen. Vom Isistempel ragte nur der obere Teil der Pylone und das Dach, von dem graziösen Kiosk kaum mehr als das Dach über die stille weite Flut hinaus — ein melancholischer Eindruck. Viel Schönheit ist hier zugrunde gegangen, und es frägt sich, wie lange die Bauten die auf die Dauer doch angreifende Wirkung des Wassers aushalten werden. Für

den bedauernswerten Verlust muß der Anblick der großartigen technischen Leistung, des Staudammes, entschädigen, denn auch er hat trotz aller Nüchternheit seinen ästhetischen Reiz. Es gibt eine Schönheit des Zweckmäßigen, des vom Ingenium Beseelten, und auf diese Schönheit darf die gigantische Talsperre, mag sie der Natur auch noch so sehr Gewalt antun, durchaus Anspruch erheben.

Da, wie schon bemerkt, die Eisenbahn in Schellâl endigt, kann die Weiterreise bis zur Südgrenze Ägyptens, nach Wadi Halfa, wo die nach Khartum führende Sudanbahn beginnt, nur auf dem Wasserwege erfolgen. England hat bisher aus politischen Gründen Wert darauf gelegt, daß es von Schellâl bis Wadi Halfa keine Eisenbahn gibt. Die nur bei Tage fahrenden und an den sehenswertesten Punkten haltenden Touristendampfer machen die Reise nach Wadi Halfa und zurück in sieben Tagen. Wem das zu lange dauert und vielleicht auch zu teuer ist und wem es nur darauf ankommt, einen allgemeinen Eindruck von der nubischen Landschaft zu empfangen, benützt vorteilhafter einen der schnellen Sudan-Regierungsdampfer, die zweimal in der Woche verkehren und die Strecke bei der Bergfahrt bis Wadi Halfa in 35, bei der Talfahrt in 20 Stunden zurücklegen. Diese Dampfer sind nicht so komfortabel wie die großen Touristendampfer, aber auch nicht so stark besetzt und mit allem versehen, was der Reisende zu seinem Wohlbefinden benötigt.

Der Charakter der nubischen Nillandschaft unterscheidet sich wesentlich von dem des ägyptischen Niltales. Die den Strom begleitenden Berge haben schärfer umrissene, oft schroffe Konturen und treten so dicht an ihn heran, daß die Uferstreifen zu schmalen, höchstens ein paar hundert Meter breiten Bändern zusammenschrumpfen. Den schon mehr als dürftigen Lebensbedingungen entsprechend ist das Niltal in Unternubien, von Assuan bis Wadi Halfa, nur schwach bevölkert; man zählt kaum 100 000 Einwohner, die noch härter als der Fellah um ihr Dasein zu kämpfen haben, denn das bebaute Land leistet dem Vordringen der Wüste nur schwache Gegenwehr. Die alten Ägypter nannten Nubien Kosch, in der Bibel heißt es Kusch, von Römern und Griechen wurde es als Äthiopien bezeichnet. Lange Zeit hindurch, vom 7. bis zum 14. Jahrhundert, haben die Nubier, wie noch heute die Kopten, dem jakobitischen

Christentum angehört, dann traten sie zum Islam über, zu dem sie sich seitdem ohne besonderen Glaubenseifer bekennen. Städte gibt es in Nubien nicht, nur ärmliche Dörfer, die alle unmittelbar am Nilufer liegen. Auch die Altertümer, die nicht so zahlreich wie in Ägypten und mit Ausnahme der gewaltigen Felsentempel von Abu Simbel auch nicht sehr bedeutend sind, liegen alle am Nil.

Abu Simbel, kurz vor der sudanesischen Grenze, ist eines der großartigsten Monumente der Welt und allein schon um seinetwillen lohnt sich die Reise nach Wadi Halfa. Dem Künstler, der seine zeitgenössischen Kollegen weit überragt, schwebte der Gedanke vor, seinem Könige Ramses II. hier in der äußersten Grenzmark des Reiches ein Ehrenmal zu errichten, das nicht nur ein Sinnbild seiner Macht und Herrlichkeit, sondern zugleich auch eine an die äthiopischen Stämme gerichtete Warnung war, daß sie sich niemals erdreisten sollten, diese Macht und Herrlichkeit zu bedrohen. Viermal stellte er den Pharao als damals noch jugendkräftigen Mann in kolossaler Übernatürlichkeit, Halbgott und Schicksal zugleich, zu beiden Seiten des Tempeleingangs sitzend und über den Strom hinblickend dar. Die Riesengestalten, samt der ganzen Tempelfassade aus dem graubraunen Sandstein des Steilufers geschnitten, sind bei einer Höhe von 20 Meter den Memnonkolossen mindestens gleich und zeichnen sich durch vorzügliche, sorgfältige Arbeit aus. Einer der vier Kolosse ist zertrümmert, die anderen drei zeigen eine ziemlich gute Erhaltung und sind jetzt von dem Flugsand, der sie lange Zeit den Blicken entzog, völlig befreit. Der zu den Standbildern gehörige und mit den üblichen Darstellungen der Triumphe des Herrschers geschmückte Tempel ist tief in den Felsen hineingetrieben. Ein zweiter kleinerer, minder bedeutender Tempel, ebenfalls mit Kolossalstatuen von Ramses II. und seiner Familie ausgestattet, befindet sich in der Nähe.

Wadi Halfa, eine unansehnliche, aber lebhafte kleine Wüstenstadt neueren Ursprungs, gehört schon zum Sudan und war zur Zeit des Feldzuges gegen die Mahdisten das befestigte Hauptquartier der Engländer. Es ist die Anfangsstation der nach Khartum und weiter führenden englischen Sudanbahn, die unter militärischer Verwaltung steht. Oberhalb von Wadi Halfa liegt der zweite Nilkatarakt, ein 15 Kilometer

langes Gewirr von Klippen, Stromschnellen und kleinen Wasserfällen, eine wüste, eintönige Gegend, die sich mit dem pittoresken Katarakttal von Assuan nicht vergleichen kann. Der „Bauch der Steine", wie die Eingeborenen das Tal der Stromschnellen nennen, ist während des größten Teiles des Jahres völlig unpassierbar, nur zur Zeit des höchsten Wasserstandes können sich eigens dazu gebaute, flache Boote zwischen den Klippen hindurchwinden. Da auch hier die Errichtung eines Staudammes geplant wird, von dem man sich eine außerordentliche wirtschaftliche Hebung des Niltales zwischen Wadi Halfa und Assuan verspricht, wird auch die Landschaft am zweiten Katarakt wahrscheinlich bald ein ganz anderes Aussehen erhalten.

Elftes Kapitel

Am Suezkanal

Der Menzalehsee. — Seine Trockenlegung. — Port Said, Weltverkehrsstation und Rummelplatz. — Alle Tage lustig. — Geschichte des Suezkanals. — Die ersten altägyptischen Kanäle auf der Landenge von Suez. — Napoleons Durchstechungspläne. — Ferdinand von Lesseps. — Vom Bau des heutigen Suezkanals. — Seine Bedeutung und seine neuesten Erweiterungen. — Der Suezkanal im Weltkriege.

Auf der Flucht vor der schier unerträglich werdenden Hitze und unermeßlichen Legionen der ärgsten Quälgeister Oberägyptens, der Fliegen, waren wir aus Assuans Zaubersphäre eilends zum Nildelta zurückgekehrt und fuhren nun auf dem uns bereits bekannten Schienenwege von Kairo über Zagazig nach Ismaïlija und zum Suezkanal. Ismaïlija, das zur Zeit des Kanalbaus Mittelpunkt aller Arbeiten war, ist heute eine freundliche, aber unbedeutende kleine Stadt am Nordufer des Timsahsees, durch den der Kanal in einer ausgebaggerten, mit Pfählen abgesteckten Rinne führt. Bald hinter Ismaïlija durchschneidet die Eisenbahn die einzige nennenswerte Erhebung zwischen Port Said und Suez, jene quer über den Isthmus streichende Bodenschwelle von el-Gisr, die trotz ihrer geringen Höhe von 16 Meter dem Kanalbau außerordentliche Schwierigkeiten in den Weg gelegt hat. Denn es galt hier mehr als 14 Millionen Kubikmeter Erde zu bewegen, wozu nicht weniger als 20 000 Arbeiter nötig waren.

Hinter der Bodenschwelle tritt die Eisenbahn nahe an den Kanal heran, der vom Balahsee über El-Kantara bis Port Said 54 Kilometer weit schnurgrade verläuft und in ebenso schnurgrader Linie von unserem Schienenstrang begleitet wird. Seltsame Landschaft, seltsame Fahrt. Mit dem üppigen Grün des Nildeltas ist es längst vorbei, unser Zug rast durch die Wüste und trotz dreifacher Sicherung der Fenster dringt doch der mehlfeine Staub durch alle Ritzen, überzieht alles im Wagen

mit einem dichten grauen Belag und schmuggelt sich tückisch, zum Husten und Niesen reizend, in Augen, Nase und Mund.

Von El-Kantara bis Port Said bilden Kanal und Eisenbahndamm die haarscharfe Trennungslinie zwischen zwei völlig verschiedenen landschaftlichen Szenerien. Nach Osten dehnt sich die arabische Wüste, nach Westen begrenzt den Eisenbahndamm der Menzalehsee. Die Bezeichnung See trifft auf diese umfangreichste der großen Lagunen des Nildeltas allerdings ebensowenig zu, wie auf die anderen Küstenseen. Denn es ist nur noch zum kleineren Teil ein schiffbarer See, zum weitaus größten aber eine mit Brackwasser und morastigen Steppen bedeckte riesige Fläche, auf der sich ungeheure Scharen von Wasser- und Sumpfvögeln tummeln. Vor dem Kanalbau reichte der Menzalehsee noch weiter nach Osten, der vom Kanal abgeschnittene, trockengelegte Teil hat sich seitdem in Wüste verwandelt. Schon seit Jahrzehnten beschäftigt sich die ägyptische Regierung mit dem Projekt der völligen Trockenlegung des ganzen Menzalehsees, um die von ihm bedeckte Fläche von 2500 Quadratkilometer wiederum in jene fruchtbare Landschaft zu verwandeln, die sie im Altertum gewesen ist. Auf kleinen Teilgebieten ist das auch schon geschehen, aber mit der völligen Durchführung des weitschauenden Planes wird es bei der in den Staatskassen herrschenden Ebbe und der mangelnden Unternehmungslust wohl noch gute Weile haben.

Einen sonderbar spukhaften Anblick gewährt es vom Zuge aus, wenn auf dem in einiger Entfernung parallel laufenden Kanal ein Schiff auf der Durchfahrt begriffen ist. Da nämlich der Kanal selbst durch die vorgelagerten Sanddünen verdeckt wird, taucht nur der Oberbau der Dampfer auf, und es sieht dann genau so aus, als ob sich das Schiff einen Weg durch den Wüstensand bahne.

Und so gelangen wir endlich nach Port Said.

Das ist einer der allermerkwürdigsten Plätze der Welt. Sein topographischer Steckbrief läßt davon freilich nichts vermuten, denn er lautet in trockener Sachlichkeit: „Port Said, etwa 80 000 Einwohner, darunter 25 000 Europäer und Levantiner, auf der flachen schmalen Nehrung gelegen, die den Menzalehsee vom Mittelmeer trennt, wichtigster Hafenplatz am Suezkanal, wurde erst bei Beginn des Kanalbaus begründet und ist deshalb eine moderne Stadt mit geradlinigen Straßen und, ab-

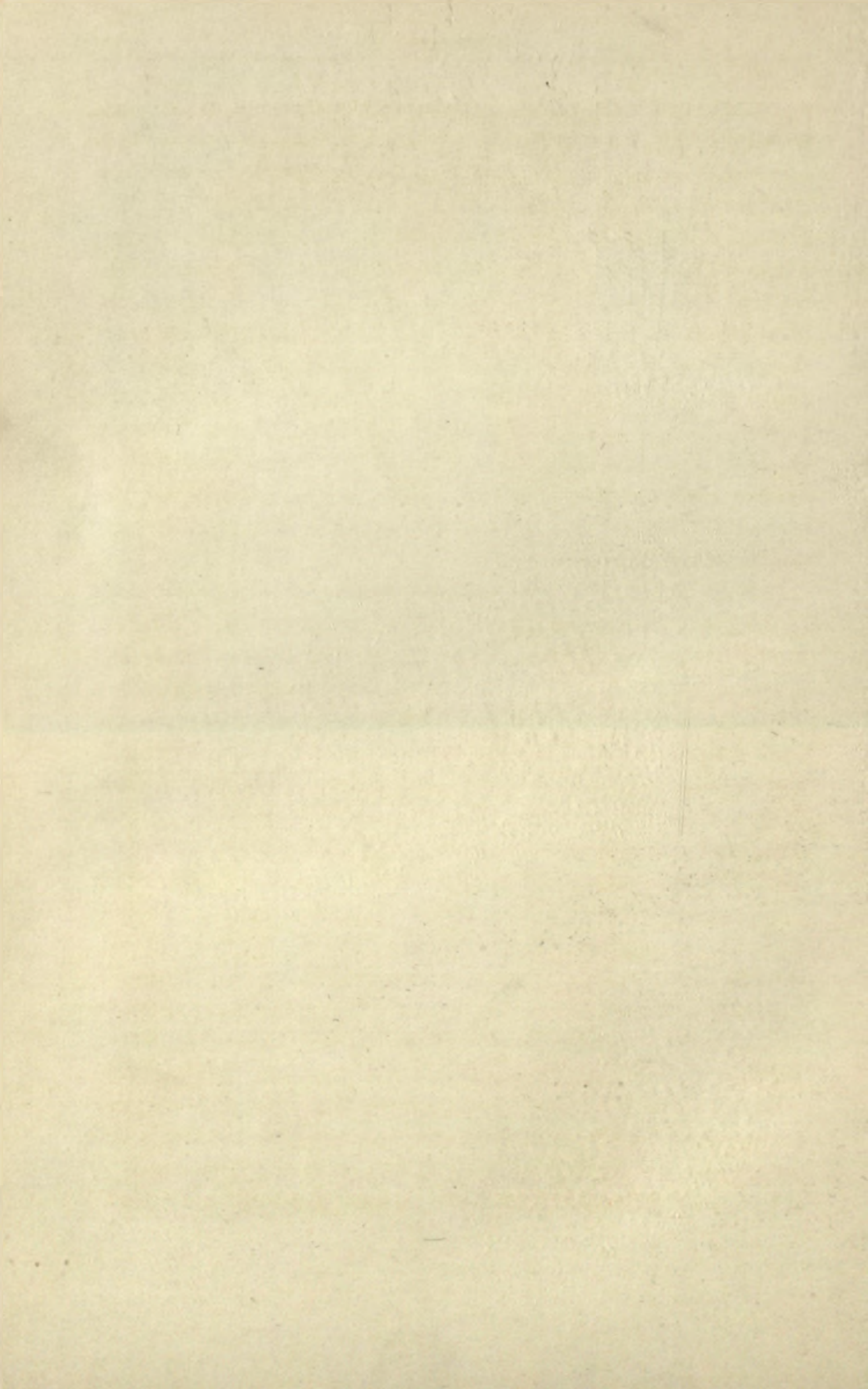
gesehen von den Eingeborenenvierteln, mehr von levantinischem als ägyptischem Charakter. Port Said ist ganz und gar auf die Kanaldurchfahrt der Ozeandampfer und alles damit Zusammenhängende eingestellt. Hier befinden sich die mächtigen Kohlenlager zur Erneuerung der Vorräte in den Dampfern, die Verwaltungsgebäude der Kanalgesellschaft mit ihren weitläufigen Werkstätten und Hafen- und Dockanlagen, zahlreiche Speicher mit Riesenkranen, die Regierungsgebäude und fremdländischen Konsulate, Bankinstitute, Hotels, industrielle Werke usw."

Das ist zwar ganz korrekt ausgedrückt, sagt aber wenig oder nichts und gibt keine Vorstellung von dem eigentlichen Wesen dieser kuriosen und in ihrer Art einzigen Stadt, wie sie sich dem Seefahrer zeigt, der beim Passieren der großen Weltverkehrsstraße hier den üblichen acht- bis zehnstündigen Aufenthalt zum Zweck der Kohlenübernahme seines Schiffes hat. Diese Passanten bekommen nämlich Port Said nur von einer ganz bestimmten Seite zu sehen, und da es ihrer jährlich viele Zehntausende sind, die dann später zu Hause allerlei von ihren hier gewonnenen „Eindrücken" zu erzählen wissen, hat sich in der Welt die Meinung verbreitet, daß es kein ärgeres Sündenbabel als Port Said gebe.

Nun, es ist wirklich nicht so schlimm, die Sache wird stark übertrieben. Daß das Hafenviertel von Port Said, dieser Hauptstation auf dem Wasserwege zwischen Orient und Okzident, ein großer Rummelplatz ist und sich zur Zufluchtsstätte frommer Anachoreten wenig eignet, das liegt in der Natur der Verhältnisse. Port Said lebt von der rosigen Laune der Vorüberfahrenden, von ihrem Verlangen nach einigen Stunden der Abwechslung und Zerstreuung. Man muß selber einmal, vom fernen Osten kommend, nach einer langen Seereise hier angelangt sein, um die Berechtigung solcher Wünsche der Seefahrer begreiflich zu finden. Wochenlang war man auf dem Salzwasser unterwegs und man fiebert nun förmlich vor Ungeduld, sich wieder einmal auf festgewachsener Erde die Beine zu vertreten, wieder einmal andere Menschen zu sehen als nur die Bordgenossen, andere Stimmen zu hören, etwas anderes zu essen als das schon hinlänglich bekannte Schiffsmenü. Und kommt man dann hier endlich an Land, dann ist man von Herzen vergnügt, denn es gibt hier so vieles zu sehen und zu genießen, was man draußen in der exotischen Welt lange entbehrt hat, und in dieser rosigen Stimmung fragt



Jerusalem mit dem Oelberg, in der Mitte der Kuppelbau des Felsendomes



man nicht viel danach, ob das Gebotene sehr qualitätreich und sehr geschmackvoll ist. Übrigens hat sich in Port Said nach dem Kriege doch manches zu seinem Vorteil geändert. Während hier früher der Mob aller Hautschattierungen höchst ungeniert sein Wesen trieb, hält die inzwischen rein ägyptisch gewordene Polizei jetzt energisch auf Ordnung und Zucht. Überhaupt machen die eingeborenen Polizisten in ganz Ägypten einen vortrefflichen Eindruck. Sie haben für alles ein wachsames Auge, sogar für Tierquälerei. Ich habe wiederholt beobachtet, wie Karrenführer, die ihre Maultiere nicht vorschriftsmäßig aufgezäumt hatten oder schlecht behandelten, zur Rede gestellt und aufgeschrieben wurden. Wer hätte sich früher im Orient um solche Dinge gekümmert! Als ich in Port Said einem Polizisten, der sich mir gefällig erwiesen hatte, den landesüblichen Backschisch reichen wollte, lehnte er dankend ab und war nicht einmal zur Annahme einiger Zigaretten zu bewegen. Es geschehen Zeichen und Wunder.

Sobald in Port Said ein großer Ozeandampfer einläuft und seine Insassen den Kai überfluten, ist die Stadt wie elektrisiert. Jeder, der Geschäftsinhaber so gut wie der letzte Stiefelputzjunge, sucht seinen Vorteil herauszuschlagen. Man komplimentiert die Fremden in die Läden hinein, wo von der unvermeidlichen Ansichtskarte an bis zum fertigen Tropenanzug so ziemlich alles zu haben ist, was der Reisende braucht oder vielmehr meistens nicht braucht. Und hat er einen Maßanzug nötig, so sitzen Schneider bereit, um ihn mit fliegender Nadel in den wenigen Stunden bis zur Weiterfahrt anzufertigen. Die italienischen und griechischen Speisewirtschaften überbieten sich gegenseitig in verlockenden kulinarischen Darbietungen, aus den Kaffeehäusern ertönt wilde Jazzmusik, in den obskuren Tingeltangels bemühen sich „internationale Künstler ersten Ranges", d. h. alles, was in Europa selbst im untergeordnetsten Varieté nicht mehr möglich ist, um das geneigte Wohlwollen der Besucher, die Kinos lassen ihre herrlichsten Schundfilme laufen und die Kneipwirte laden zum Erproben ihrer köstlichen Giftmischereien ein. Es fehlt im Gedränge natürlich auch nicht an jenen fragwürdigen Gestalten, die uns allerlei dunkle Geheimnisse ins Ohr raunen, die sich erbieten, uns dank ihren vornehmen Beziehungen in einen garantiert echten Harem, ein wahres Juwel aus 1001 Nacht,

einzuführen oder uns durch die berückenden Tänze der schönen Fatime, des Clous der Pariser Weltausstellung von 1900, einen ungeahnten ästhetischen Genuß zu bereiten.

Kurz und gut, die Passagiere des Dampfers, der sich inzwischen im Hafen den Leib mit Kohlen vollstopfen läßt, gewinnen den Eindruck, daß dieses Port Said doch ein fabelhaft lebhafter, lustiger Platz ist. Sie wissen nicht, daß in dem Augenblick, wo sie sich wieder an Bord begeben, um ihre Reise fortzusetzen, dasselbe Port Said sich mit einem Schlag in das denkbar stillste, solideste Nest verwandelt. Die Kaufleute machen die Läden zu, die Kaffeehäuser und Bars schließen, die tragischen Humoristen und Sängerinnen der Tingeltangels legen sich hin und verschlafen ihr Elend, die verrückten Jazzmusikanten werden auf einmal ganz vernünftig, die Damen des vornehmen Harems machen Kasse und die immer noch schöne Fatime stellt seufzend fest, daß anno 1900 auf der Pariser Weltausstellung die Kavaliere doch viel kunstbegeisterter und spendabler waren, als in der heutigen banausischen Zeit. Der Rummel ist aus und die Straßen gähnen vor Langweile.

Noch grotesker ist das Schauspiel dieser auf Stunden und Minuten beschränkten Fidelitas, wenn ein Dampfer des Nachts ankommt und bis zum Morgen liegen bleibt. Dann erwacht Port Said plötzlich aus seinem Schlaf, alles stürzt aus den Betten, Läden, Kaffeehäuser und Bars öffnen die Pforten, die Musikanten blasen und pauken drauf los und bei künstlichem Licht spielt sich alles genau so ab wie am Tage.

Die Passanten lernen Port Said also nur von dieser einen Seite kennen, kennen nur die Fremdenquartiere der Wasserfront. Daß sich weit hinter dieser schillernden Jahrmarktsfassade an den Ufern des Menzalehsees ein großes Eingeborenenviertel befindet, das von dem Rummel der Wasserfront nicht berührt wird und in dem ein sehr interessantes Volkstreiben herrscht, davon wissen die Eiligen und Vergnügungssüchtigen nichts. Übrigens ist der Menzalehsee hier bei Port Said noch nicht versumpft, sondern noch ein richtiger See und durch seinen außerordentlichen Fischreichtum der Hauptternährer der Uferbewohner. Soviel auch die ungeheuren Scharen von Wasservögeln an Fischen vertilgen mögen, bleibt für die Menschen doch noch immer übergenug. Der Farbenzauber des kaum bewegten weiten Gewässers ist

besonders gegen Abend, wenn sich die Sonne zum Untergang neigt, von wundervoller Schönheit; es ist eines der fesselndsten Landschaftsbilder, die Ägypten zu bieten hat.

* * *

Die Geschichte des Suezkanals reicht bis ins zweite Jahrtausend vor Beginn unserer christlichen Zeitrechnung zurück. Kein anderer als Ramses II., der unternehmungslustigste aller Pharaonen, hat sich zuerst mit dem Plan befaßt, die Landenge von Suez zu durchstechen und einen Schiffahrtsweg vom Mittelmeer zum Roten Meere zu schaffen. Nach den Berichten von Strabo und Plinius, den hervorragenden Geographen und Geschichtsschreibern des Altertums, sollte der Kanal vom pelusischen Nilarm, dem östlichsten, durch die Talsenkung des Wadi Tumilat nach Arsinoë am Roten Meere führen. Das Wadi Tumilat, offenbar das ausgetrocknete Bett eines Nilarmes, ist ein Teil des fruchtbaren Landes Gosen des alten Testaments. „Der Kanal," sagt Strabo, „fließt durch die Bitterseen, so genannt, weil sie vorher bitter waren; nachdem aber der Kanal gegraben war, veränderten sie sich durch die Vermischung mit dem Flußwasser und sind jetzt fischreich und voll von Sumpfvögeln." Ramses zog die in der Nähe wohnenden Juden zur Arbeit heran, und diese ihnen aufgezwungene Fronarbeit war, wie es scheint, hauptsächlich der Grund zu ihrer Unzufriedenheit und Auswanderung.

Es ist übrigens doch nicht ganz sicher, ob Ramses wirklich einen Großschiffahrtskanal anlegen wollte. Möglicherweise hat es sich auch nur um einen Bewässerungskanal oder einen Binnenkanal für kleinere Transporte gehandelt. Jedenfalls scheint das Unternehmen nicht ganz zum Abschluß gekommen zu sein, und Herodot ist sogar der Meinung, daß der eigentliche Kanal erst von Necho II. (gest. 690 v. Chr.), dem Veranstalter der ersten Umschiffung Afrikas, begonnen worden wäre. Necho soll den Kanal unvollendet gelassen haben, weil ihn ein Orakel warnte, daß er mit diesem Werk nur den eroberungslüsternen Fremden vorarbeite. Erst spätere Herrscher hätten den Kanal dann fertiggestellt, im Jahre 277 v. Chr. soll er in seiner ganzen Ausdehnung befahrbar gewesen sein. An seiner Abzweigung vom Nil lag die große Stadt Bubastis,

weitberühmt durch ihren Tempel und den Kultus der gleichnamigen Göttin. „Der Kanal ist," sagt Herodot, „eine Fahrt von vier Tagen lang und so breit, daß zwei Dreiruderer nebeneinander darin fahren können." Nach Strabo wäre der Kanal 100 Ellen breit gewesen und tief genug für ein sehr schwer beladenes Lastschiff. Plinius gibt die Länge auf 62 römische Millien an, d. h. ungefähr 98 Kilometer. Die Angaben der verschiedenen alten Autoren stimmen so ziemlich überein und gestatten den Schluß, daß das Rote Meer damals weiter nach Norden hinaufgereicht hat, wahrscheinlich bis zu jener Erdschwelle zwischen den Bitterseen und dem Timsahsee, die heute Serapeum genannt wird.

Die mangelhafte Instandhaltung des offenbar nur wenig benützten antiken Kanals scheint später seinen allmählichen Verfall herbeigeführt zu haben, denn von den Schiffen, auf denen Kleopatra auf der Flucht nach der Schlacht von Actium (31 v. Chr.) ihre Schätze zum Roten Meere transportieren ließ, blieben einige im Kanal stecken, während anderen die Durchfahrt gelang. Der Kaiser Trajan veranlaßte die Wiederherstellung der Wasserstraße, allerdings nur im Interesse des lokalen Verkehrs und des Ackerbaus. Auch Amru, der arabische Eroberer Ägyptens, ließ den Kanal im siebenten Jahrhundert n. Chr. wiederum verbessern, hundert Jahre darauf befahl aber der Kalif Almansor aus strategischen Gründen seine Zuschüttung. Damit war das Schicksal des antiken Kanals nach einer Lebensdauer von etwa 2100 Jahren besiegelt und mit ihm zugleich auch das Schicksal der Bitterseen, die sich nun, da die Zufuhr von Wasser aufhörte, in tote Lagunen verwandelten, um unter Ausscheidung großer Mengen Salz und alkalicher Stoffe allmählich zu verdunsten.

Zu Ausgang des Mittelalters zog die Republik Venedig, die sich durch die Entdeckung des Seeweges nach Indien durch Vasco de Gama in ihren Lebensinteressen bedroht fühlte, die Durchstechung der Landenge von Suez in Erwägung. Aber die Mameluken-Sultane widersetzten sich dem Plan, weil sie das Eindringen der Christen in ihre Gebiete fürchteten, und Venedig war damals nicht mehr mächtig und tatkräftig genug, um das Unternehmen trotzdem zu wagen.

Dem genialen Weitblick eines Napoleon Bonaparte entging die Bedeutung der Suezstraße nicht. Aus Anlaß der ägyptischen Expedition

beauftragte er den Chefingenieur Lepère mit der vollständigen Erforschung und topographischen Aufnahme des Geländes, sowie mit der Ausarbeitung des Entwurfs eines beide Meere verbindenden Schiffahrtskanals. Die Arbeiten nahmen mehr als drei Jahre in Anspruch und wurden durch die schwierigen Verpflegungsverhältnisse, besonders aber auch durch die militärischen Operationen, die das französische Heer wiederholt zu eiligstem Rückzuge nötigten, sehr behindert. Das mag auch zur Entschuldigung des verhängnisvollen Irrtums Lepères dienen, der auf Grund fehlerhafter Messungen zu dem Resultat gelangte, daß der Spiegel des Roten Meeres zehn Meter höher als der Spiegel des Mittelmeeres läge und die Ausführung des Kanals, der deshalb ein Schleusenkanal werden müßte, auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen würde.

Erst 1841 gelang der Nachweis von Lepères falscher Berechnung, und 1847, sowie später 1855/56 stellte der Österreicher Negrelli neue Geländeuntersuchungen an, die die Ausführbarkeit des Planes ergaben. Negrelli wurde 1858 vom ägyptischen Vizekönig Said zum Generalinspektor der Suezkanalarbeiten ernannt, aber sein noch in demselben Jahr erfolgter Tod bereitete dem kaum begonnenen Unternehmen ein rasches Ende. Jetzt trat der französische Ingenieur Ferdinand von Lesseps auf den Plan, der sich ebenfalls schon seit langem mit Suezkanalstudien beschäftigt hatte. Durch Negrellis Tod war sein gefährlichster Konkurrent ausgeschieden. Lesseps war nicht nur Fachmann, sondern auch ein hervorragender Organisator und packte die Sache gleich in kaufmännisch richtiger Weise an. Er wußte Negrellis Pläne an sich zu bringen und gründete 1859 die Suezkanal-Aktiengesellschaft, die zur Ausbeutung des Unternehmens ein Privilegium auf 99 Jahre erhielt. Einen sehr beträchtlichen Teil der Aktien übernahm der Vizekönig von Ägypten.

Am 25. April 1859 erfolgte bei Port Said der erste Spatenstich. Die Schwierigkeiten, die bei dem Bau zu überwinden waren, häuften sich gleich zu Anfang beständig. War Lesseps auch auf große Hindernisse gefaßt gewesen, so übertrafen diese in ihrem Ausmaß doch jede Erwartung. Alles nötige Baumaterial, Werkzeuge, Kohlen, Maschinen, Eisen, alles mußte aus Europa herübergebracht werden. In seinem nördlichen Teil führt der Kanal durch eine völlig vegetationslose Ebene. Der Man-

gel an Holz machte sich sehr fühlbar. Das Wasser des Menzalehsees ist brackig und ungenießbar; es fehlte an Trinkwasser und man mußte Destilliermaschinen aus Europa kommen lassen, um das Wasser genießbar zu machen. Aber das auf diese Weise gewonnene Quantum war für die große Arbeiterschaft ganz ungenügend, galt es doch, 15 000 Arbeiter und tausende von Kamelen mit Wasser zu versorgen. Als dann die Arbeiterzahl auf 25 000 stieg, brauchte man allein 1600 Kamele zum Herbeischaffen des nötigen Trinkwassers aus entlegener Ferne. Hunderte von anderen Kamelen transportierten ununterbrochen von Norden her Nahrungsmittel, Werkzeuge, Kleider, Wäsche und alle sonstigen Bedürfnisse bis an die jeweilige Arbeitsstätte, denn in der Wüste war natürlich nichts zu haben. Laut Vertrag hatte der ägyptische Vizekönig ständig 20 000 Fellachen für den Bau zu stellen. Diese Arbeiter blieben immer vier Wochen in Tätigkeit und wurden dann von anderen 20000 abgelöst. Als der Wassermangel immer ärger wurde, blieb schließlich nichts anderes übrig, als die Hauptarbeit eine Zeitlang liegen zu lassen und einen Süßwasserkanal von Suez her zu graben, eine Arbeit, die zeitweise 15 000 Menschen von früh bis Abend und selbst in mondhellen Nächten beschäftigte.

Die Anhäufung so vieler Menschen auf dem damals sehr ungesunden Boden führte zu Epidemien. Schon 1862 trat der Typhus in sehr bedenklicher Form auf, 1865 aber begann die Cholera in Unterägypten zu wüten und forderte unter den am Werk Beschäftigten derartige Opfer, daß Beamte und Arbeiter massenhaft die Flucht ergriffen. Zum Glück erlosch die Seuche bald. Inzwischen war in Ägypten die Leibeigenschaft aufgehoben worden und der Vizekönig war deshalb nicht mehr in der Lage, die 20 000 Arbeiter zur Verfügung zu stellen, denn die nun freigewordenen Eingeborenen sträubten sich gegen die Anwerbung. Man mußte unter riesigen Kosten europäische Arbeiter kommen lassen und benützte fortan auch mehr als bisher die Maschinenkraft. An die Stelle des Spatens und des Schubkarrens traten die durch Dampf angetriebenen Trockenbagger und Fördermaschinen. Die europäischen Arbeiter stammten zumeist aus der Levante und waren größtenteils ein fürchterliches Gesindel, so daß Mord und Totschlag zur Tagesordnung gehörten.

Um das Maß der Schwierigkeiten voll zu machen, stellte sich auch noch Geldmangel ein. Es gehörte wahrhaftig die Zähigkeit eines Lesseps dazu, um die fortwährend aufs neue auftretenden Hindernisse schließlich doch zu überwinden. Ohne seine Ausdauer, seinen ungebeugten Mut und unerschütterlichen Optimismus wäre das große Werk niemals zustande gekommen. Die zehn Jahre der Bautätigkeit am Suezkanal bedeuteten für ihn eine Zeit schwerster Prüfungen. Aber endlich war der Kanal, die bis dahin größte und bedeutendste aller künstlichen Wasserstraßen, vollendet, und am 19. November 1869 erfolgte in Gegenwart von tausenden aus der ganzen Welt herbeigeeilten Festgästen seine feierliche Eröffnung. Unter welcher Pompentfaltung das geschah und was der Khedive Ismail das glänzende Schauspiel sich oder vielmehr seinen Gläubigern kosten ließ, das haben wir schon gesehen (S. 150).

Der Nutzen des Suezkanals sollte sich bald nach seiner Betriebseröffnung zeigen und die Stimmen der Zweifler und Neunmalklugen, an denen es, wie bei allen großen Wunderwerken der Kultur und Technik, nicht gefehlt hatte, rasch zum Schweigen bringen. Der ungeheure Umweg der Schiffahrt zwischen Europa einerseits und Süd- und Ostasien, sowie Ostafrika und Australien andrerseits um das Kap der Guten Hoffnung wurde dadurch überflüssig gemacht. Die nach Ostasien und Australien bestimmten Schnelldampfer erzielten durch die Benutzung des Kanals eine Ersparnis von 15—22, die gewöhnlichen Frachtdampfer sogar von 27—40 Tagen. Wenn auch die Durchfahrtsgebühren, die für die Benützung des Suezkanals erhoben werden, sehr erheblich sind, kommen sie im Vergleich zu der Ersparnis an Zeit und Betriebskosten, die durch die Abkürzung des Weges erzielt wird, kaum in Betracht.

Man kann vom Suezkanal behaupten, daß sein Bau bis heute noch nicht aufgehört hat. Abgesehen davon, daß unaufhörlich gebaggert werden muß, um die ungeheuren Massen von Schlamm und Sand, die sich auf der Kanalsohle ablagern, zu entfernen, sind auch beständige Erneuerungen der Ufer, der Molen und aller sonstigen Anlagen nötig, ferner müssen die Hafenanlagen von Port Said und Suez immer aufs neue verbessert und weiter ausgebaut werden. Der Kanal ist 160 Kilometer lang und nach seiner neuesten, noch nicht völlig durchgeführten Verbreiterung bei 13 Meter Wassertiefe 100 bis 130 Meter breit, so

daß zwei große Ozeandampfer aneinander vorbeifahren können und auf den bereits verbreiterten Strecken die früheren Ausweichstellen jetzt nicht mehr nötig sind. Zum Vergleich sei bemerkt, daß der deutsche Nordostseekanal 60 Meter Spiegelbreite hat. Da die Schiffe im Kanal nur langsam fahren dürfen, damit die Uferböschungen durch die Dampferwellen nicht zu sehr in Anspruch genommen werden, beläuft sich die Durchfahrtszeit auf mindestens 14 Stunden. Die Dampfer, die über einen elektrischen Beleuchtungsapparat verfügen, dürfen den Kanal auch bei Nacht befahren, die anderen nur bei Tag. Die Benützung des Kanals steht den Schiffen aller Nationen frei.

Vor dem Weltkriege haben jährlich 3400—4200 Schiffe mit einer Gesamttonnage von 14—18 Millionen Tonnen den Suezkanal passiert und dafür gegen 100 Millionen Goldfranken Gebühr gezahlt. An Zahl und Größe der Schiffe kam dabei Deutschland, wenn auch in sehr weitem Abstand hinter England, das die weitaus größten Verkehrsziffern aufzuweisen hat, an zweiter Stelle. Durch den Krieg wurde der Kanalverkehr natürlich außerordentlich eingeschränkt und zeitweilig völlig unterbrochen, denn der Suezkanal und seine Umgebung gehörten bekanntlich zum östlichen Kriegsschauplatz. Die Mittelmächte haben es nicht an Bemühungen fehlen lassen, den Kanal anzugreifen und dadurch England an einer seiner empfindlichsten Stellen zu treffen. Von den Kämpfen am Kanalufer legten noch vor kurzem Reste von Stacheldrahtverhauen und sonstigem Kriegsmaterial Zeugnis ab. Leider waren unsere militärischen Operationen auf diesem weit hinausgeschobenen Kriegsschauplatz auf die Dauer nicht von den erhofften Erfolgen gekrönt; jedenfalls ist es nicht gelungen, die Etappenstraße der Feinde von Europa nach dem Osten zu zerstören oder auch nur auf längere Zeit unbrauchbar zu machen. Was der Suezkanal auch in militärischer Hinsicht wert ist, das hat England zu erproben Gelegenheit gehabt und das läßt es begreiflich erscheinen, weshalb sich England, auch wenn es auf Ägypten verzichtet, unter allen Umständen die Kontrolle über den Kanal vorbehalten will.

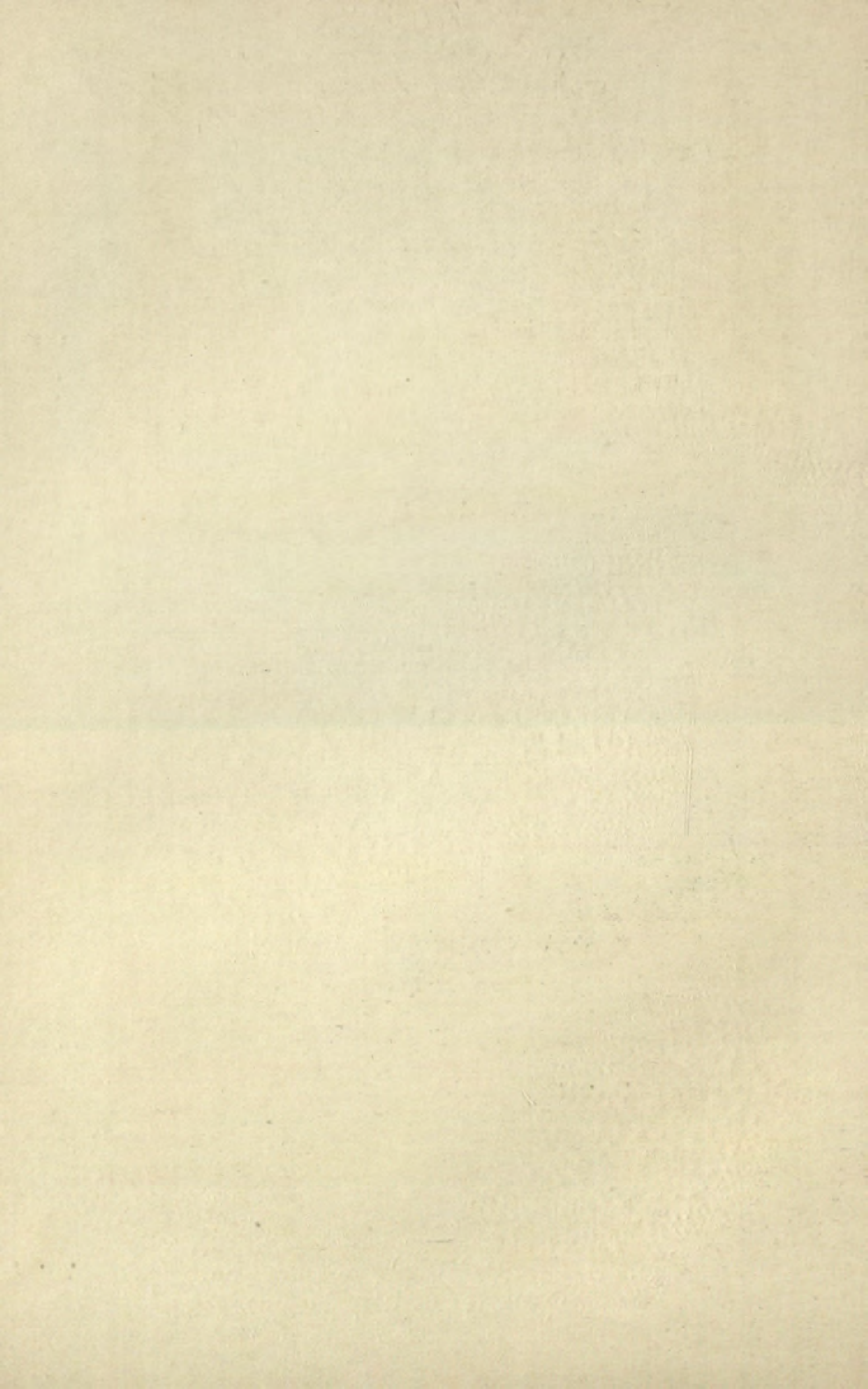
Nach Beendigung des Krieges hat sich der Durchgangsverkehr im Suezkanal anfangs nur langsam, dann aber in immer schnellerem Tempo dermaßen gehoben, daß die Tonnage des Jahres 1924 schon



Der Felsendom in Jerusalem



Partie vom Tempelplatz Haram in Jerusalem, im Hintergrunde das angebliche Haus des Pilatus



um ein Drittel höher war als die des letzten Friedensjahres 1913. Das Jahr 1925 brachte mit der Durchfahrt von annähernd 27 Millionen Tonnen noch einen weiteren Aufschwung, und in diesem Jahre nahm Deutschland, das 1924 bereits den vierten Platz erreicht hatte, mit 359 Durchfahrten und 1 791 000 Tonnen den dritten Platz ein, während die Niederlande mit ihrem großen Indienverkehr einstweilen noch den zweiten Platz behaupten. Unter den durch den Suezkanal nach Europa beförderten Gütern steht Getreide, hauptsächlich australisches, an erster Stelle.

Zwölftes Kapitel

Reise ins Heilige Land

Palästinareisen einst und heute. — El-Kantara, die Brücke zwischen Asien und Afrika. — „Über Suez laßt mich fahren . . ." — Auf der neuen Palästinabahn. — Erste Eindrücke im Heiligen Lande. — Jerusalem. — Der Haram und der Felsendom. — Das unterirdische Jerusalem. — In der Grabeskirche. — Bethlehem und Jesu Geburtsstätte. — Disharmonien. — Im Garten Gethsemane. — Deutschlands Anteil an Neu-Jerusalem.

Eine Palästinareise war noch bis kurz vor dem Kriege ein recht umständliches Unternehmen. Schon nach der syrischen Küste zu gelangen, war nicht ganz leicht. Die Schiffsverbindungen ließen viel zu wünschen übrig, und lag der Dampfer schließlich vor Jaffa, dem Hafen Jerusalems, so konnte es dem Reisenden passieren, daß er, wie Moses, das Gelobte Land wohl von ferne sah, es aber nicht betreten durfte, weil der Zustand der See das Ausbooten verhinderte. Die klippenreiche Reede von Jaffa ist der berüchtigste aller Mittelmeerplätze. Schon bei verhältnismäßig geringem Wellenschlag kommen die Boote nicht durch die Brandung, und im nächsten Hafen, in Haifa, sind die Landungsverhältnisse auch nicht viel besser. Man war dann zwar angelangt, aber noch immer nicht da und konnte oft tagelang warten, bis es auf irgendeine Weise, vielleicht auf dem Umweg über Beirut, doch an Land zu kommen gelang.

Hier begannen nun sogleich die Verkehrs- und Unterkunftsschwierigkeiten. An Eisenbahnen gab es nur einige kurze Strecken, Motorwagen überhaupt nicht, die Landstraßen waren schlecht und zum Teil auch von Räubern bedroht, und die wenigen Gasthäuser entsprachen mit ihren Einrichtungen allenfalls den Bedürfnissen eines Levantiners, aber nicht den höheren Ansprüchen des nur einigermaßen verwöhnten Europäers. Wer im Lande umherreisen wollte, benötigte einen großen Apparat, Fuhrwerk oder Reittiere nebst Dragoman und Dienerschaft, und sah

sich hauptsächlich auf die Gastfreundlichkeit der geistlichen Ordensbrüder und der Eingeborenen angewiesen, oft auch auf das Zeltleben mit allem, was zum Kampieren im Freien gehört. Als Kaiser Wilhelm II. 1898 Palästina besuchte, war das eine förmliche Expedition wie in ein kaum erschlossenes Land. Eine Palästinareise stimmte also noch bis vor kurzem mit dem, was man unter einer Vergnügungs- oder Erholungsreise versteht, nicht im geringsten überein, sondern war mit Entbehrungen und Strapazen verknüpft, nicht zu reden von den erheblichen Kosten.

Seit dem Kriege hat sich das alles von Grund auf verändert. Dem Kriege verdankt Palästina den weiteren Ausbau der Eisenbahnen und die Anlage vorzüglicher Straßen. Die wichtigste Verkehrsverbesserung aber wurde durch den Bau der Eisenbahn bewirkt, die vom Suezkanal nach Palästina führt und deren Anfänge in die Kriegszeit zurückreichen. Man erreicht jetzt das Heilige Land am schnellsten über Ägypten, d. h. mit einer der zahlreichen Dampferlinien, die von Italien nach Alexandrien oder Port Said führen, und fährt dann vom Suezkanal mit der neuen Palästinabahn in kurzer Zeit mit allen Bequemlichkeiten nach Jerusalem oder den Küstenstädten.

Palästina bedeutet jetzt also nicht mehr, wie noch vor kurzem, einen verlorenen Winkel im Weltverkehr. Es gehört nicht mehr der Türkei, die hier, so gut oder schlecht es eben ging, nach ihrer Methode regierte, das heißt, es in der Hauptsache Allah überließ, alles zum besten zu kehren. Dem Weltkrieg blieb es vorbehalten, das Heilige Land aus seinem Dornröschenschlaf zu reißen, es zu neuem Leben erwachen zu lassen. Ein Erwachen unter Kanonendonner und Pulverrauch. Jahrelang hat Palästina zum östlichen Operationsgebiet der Mittelmächte gehört. Als dann die große Tragödie allmählich zu Ende ging, wurde Jerusalem von den Engländern genommen, und die Mittelmächte mußten diesen Kriegsschauplatz räumen. Palästina und Syrien gingen dem Osmanischen Reich verloren, und während Syrien an die Franzosen fiel, kam Palästina unter britische Obhut. Allerlei weitschauende Pläne sollten nun zur Reife gelangen. Schon während des Krieges hatte England unter dem Druck der Verhältnisse den Führern der zionistischen Bewegung für den Fall des Ententesieges bestimmte Zusicherungen gegeben, und als es dann auch so weit kam, stand der Be-

gründung des von den Zionisten erstrebten jüdischen Nationalstaates anscheinend nichts mehr im Wege. Was daraus inzwischen geworden ist, werden wir sehen.

* * *

El-Kantara, die Brücke, heißt der kleine Ort am Suezkanal, wo die neue Palästinabahn beginnt. Sie hat aus politischen und militärischen Gründen keinen Anschluß an das ägyptische Bahnnetz. Auf dem westlichen, dem afrikanischen Kanalufer liegt die ägyptische Eisenbahnstation, auf dem östlichen, dem asiatischen Ufer die englische, und um von der einen zur anderen zu gelangen, muß man mit seinem Gepäck auf einer Fähre über den Kanal setzen. Hier werden die Pässe revidiert. Es ist eine öde, verlassene Gegend, die notdürftigen Bahnhofsanlagen verlieren sich in der unendlichen Einsamkeit.

Erst um Mitternacht geht der Zug nach Jerusalem ab. Es bleibt uns also noch reichlich Zeit, am Kanalufer einen Mondscheinspaziergang zu machen und den Zauber der historischen Stätte auf uns wirken zu lassen. Denn in der Tat, dieser Platz, der nicht ohne Grund seit alters El-Kantara, die Brücke, heißt, ist von welthistorischer Bedeutung. Es ist die Brücke zwischen Asien und Afrika. Seit undenklichen Zeiten führt hier die Karawanenstraße von Ägypten nach Arabien und Syrien; noch heute, wie in biblischen und vorbiblischen Tagen, wandern von hüben und drüben die Händler mit ihren Kamelen und Warenballen, die Nomaden mit ihren Zelten und ihrem Vieh, ewige Ahasvere, hin und her. Wieviele Menschen, wieviele Völker haben im Laufe der Jahrtausende diese Stelle passiert, mit welchem Austausch von Kulturgütern, welchen weltgeschichtlichen Zusammenhängen ist sie verknüpft! Über diese Brücke hinweg ist der afrikanische Norden von den hamitischen Stämmen besiedelt worden. Und wenn auch das Dunkel, das auf der Herkunft der alten Ägypter lastet, noch nicht zur Genüge aufgeklärt ist, so stammt doch ihr Blut zum weitaus größtem Teil unzweifelhaft aus Asien; auch ihre Ahnen sind einst in grauester Vorzeit auf der Suche nach neuen Äckern und Weideplätzen über diese Brücke ins Niltal gezogen.

Auch in der Nacht ruht der Kanalverkehr nicht. Unheimlich still, in vorschriftsmäßig langsamer Fahrt, damit nicht die aufgewühlte Flut

die Ufer beschädigt, gleitet ein englischer Truppendampfer auf der Reise nach Indien vorbei. Sein Scheinwerfer bohrt sich kilometerweit durch die Finsternis, tastet das Fahrwasser und die Umgegend ab, wirft grelle Lichterbündel in die Wüste, läßt hier eine weiße Hütte, dort eine Palmengruppe, dort wieder eine gelbe Sanddüne sekundenlang geisterhaft aufleuchten. An Deck marschieren die Wachen auf und ab, und mir fällt jenes Kipling'sche Lied vom „Indienheimwehkranken Tommy" ein, das mit den Worten beginnt:

„Über Suez laßt mich fahren,
Wo der Kerl noch etwas gilt,
Wo nicht jeden, der mal Durst hat,
Frömmelnd man 'nen Säufer schilt ..."

Wie undankbar und ewig unzufrieden ist doch der Mensch! Trotz der reichen, überreichen Genüsse, die die gegenwärtige Reise geboten hat und noch bieten soll, überkommt mich beim Anblick des Indiendampfers plötzlich der heiße Wunsch, mitfahren zu dürfen, packt mich die Sehnsucht nach der tropischen Welt. Wanderbilder aus vergangenen Tagen tauchen blitzschnell und lockend vor meinem Auge auf. Ich sehe die Singhalesinnen Ceylons, höre die zarten, säuselnden Arpeggienklänge des javanischen Gamelanorchesters, setze den Fuß in die Finsternis des Urwalds von Sumatra ... Aber das Schiff ist schon vorübergezogen, seine Lichter verblassen, der Spuk ist vorbei, und die Meldung des Gepäckträgers, daß die Kanalfähre jetzt zum anderen Ufer hinübersetzt, ruft mich in die Wirklichkeit zurück.

Pünktlich um Mitternacht geht es ab. Die Palästinabahn folgt der Karawanenstraße, die von El-Kantara in Nähe des Meeres nach Palästina und Syrien führt. Sie ist bis Gaza, dem ersten größeren Ort Palästinas, eine ausgesprochene Wüstenbahn in einem Gebiet, das bisher nicht anders als auf Kamelrücken oder zu Fuß durchmessen werden konnte. Wir versuchen auf unseren Sitzen zu schlafen — der Schlafwagen war ausverkauft — aber es wird nicht viel daraus, und so verbringen wir denn die Nacht größtenteils mit Rauchen und Plaudern oder wir blicken durch das Fenster in die gespenstige, mondfahle Landschaft hinaus, bis der Morgen dämmert, ein neuer Tag anbricht und

der dürftige Boden draußen nach den kühlen Schauern der Nacht das Licht und die Wärme der ersten Sonnenstrahlen mit Inbrunst einzuschlürfen scheint. Die Wüste ist inzwischen mehr in Steppe übergegangen, nur vereinzelt noch türmen sich Sanddünen mit kühn geschnittenen, schön geschwungenen Graten auf, wir sehen jäh abfallende, durch Erosion entstandene Schluchten und bemerken auf den mit Halfagras und Krautbüscheln bestandenen Flächen bisweilen den schüchternen Versuch, dem spröden Boden irgend etwas abzugewinnen. Wie vom Himmel gefallen stehen da in furchtbarer Öde ein paar Eingeborene in einer lächerlich winzigen Klee- und Salatpflanzung, und man begreift nicht, wovon die Leute eigentlich leben. Auf der Karawanenstraße neben der Bahn ziehen, immer eines hinter dem andern, beladene Kamele des Weges und glotzen in feierlicher Dummheit und mit entschiedener Mißbilligung auf den vorübersausenden Zug.

Diese ursprünglichen, schlichten Menschen dort draußen bei der Karawane — und die modernen Menschen hier drinnen in ihrer ganzen anspruchsvollen, überheblichen Art! Als die Kinder Israel, aus der ägyptischen Gefangenschaft kommend, dieses Land durchzogen, hatten sie unermeßliche Mühseligkeiten zu bestehen, gleich den unzähligen anderen Reisenden, die im Laufe der Jahrtausende denselben Weg zurücklegen mußten. Heute ist den Passagieren des Zuges die neue Palästinabahn, dieser ungeheure Verkehrsfortschritt, schon wieder nicht fortschrittlich genug; sie rekeln sich auf dem Lederpolster, finden, daß der Zug nicht schnell genug fährt, und schimpfen auf den „unerträglichen" Staub, der von außen eindringt. Unsere Kupeegenossen, eine amerikanische Familie, bestehend aus der Mama, dem Töchterlein und dem anscheinend nur aus Versehen mitgenommenen, immerhin freundlich geduldeten Papa, erklären die ganze Gegend als „good for nothing" und New York für den einzigen anständigen Platz der Welt. Aber auch Deutschland ist ihnen nicht unsympathisch, weil sie dort in der Inflationszeit für so gut wie nichts gelebt und die schönsten Pelze und sonstigen Sachen geradezu geschenkt bekommen haben. Sie erkennen das wohlwollend an. Jetzt sind sie im Begriff, das Heilige Land „abzumachen", nachdem sie bereits Ägypten abgemacht haben. So erzählen die Damen, während „dear old Pa" sich in den Speisewagen schleicht und trotz der frühen

Morgenstunde bereits den ersten heimlichen Brandy kippt. Anscheinend kein Prohibitionsanhänger.

Bei Gaza, einer malerisch aufgetürmten uralten Stadt an der Küste, haben wir Wüste und Steppe hinter uns und kommen nun ins Heilige Land. Heiliges Land! Wie ruft doch das Wort sogleich eine Reihe bestimmter Vorstellungen wach, die um so fester in uns verankert sind, als sie auf früheste Jugendeindrücke zurückreichen und liebe alte Erinnerungen erwecken, Erinnerungen an die Bilderbibel, an fromme Legenden. Noch immer, auch in dieser auf ihre fragwürdige Aufgeklärtheit so stolzen Zeit, übt das Wort eine tiefgehende Wirkung aus. Ziehen auch nicht mehr wie einst die „Schwerter Gottes", die Kreuzfahrer, von schwärmerischer Inbrunst beseelt und keine Mühsal, keine Gefahren scheuend, über Länder und Meere dahin, um Jerusalem zu erobern, so strömen doch noch immer Jahr für Jahr Pilgerscharen aus aller Welt zum Heiligen Lande. Sie kommen, oft in Gruppen von vielen Hunderten, aus den entferntesten Teilen der Erde, und wie der Muselmann die Wallfahrt nach Mekka als die vornehmste aller Pflichten betrachtet, so bedeutet es diesen frommen Christen einen Höhepunkt ihres Lebens, die Stätten mit eigenen Augen zu sehen, an denen ihr Heiland lebte, lehrte und litt.

Zunächst ist es das „Land der Philister", das sich zwischen Gaza und Jaffa längs der Küste erstreckt und das dann weiterhin ins Land Kanaan übergeht. Die ersten Eindrücke vom Wagenfenster aus sind nicht gerade sehr günstig, decken sich jedenfalls nicht mit den Vorstellungen, die sich das schlichte Kindergemüt einst vom Gelobten Lande gemacht hat. Man fährt durch ziemlich flaches, erst spärlich angebautes Gebiet, das dem Auge keinerlei überraschende Reize beschert. Wüßte ich nicht bestimmt, daß wir augenblicklich in Palästina sind, so wäre ich zu der Annahme berechtigt, mich irgendwo zwischen Brandenburg und Magdeburg oder in einer ähnlichen deutschen Gegend zu befinden. Dann aber tauchen Orangenhaine mit rotleuchtenden Früchten auf, Felder mit Zuckerrohr und Bananen, Bauersleute in ihrer bunten Tracht kommen mit hochbeladenen Kamelen und Eseln vom Markt, und das sind doch Dinge, mit denen Brandenburg—Magdeburg beim besten Willen nicht aufwarten kann.

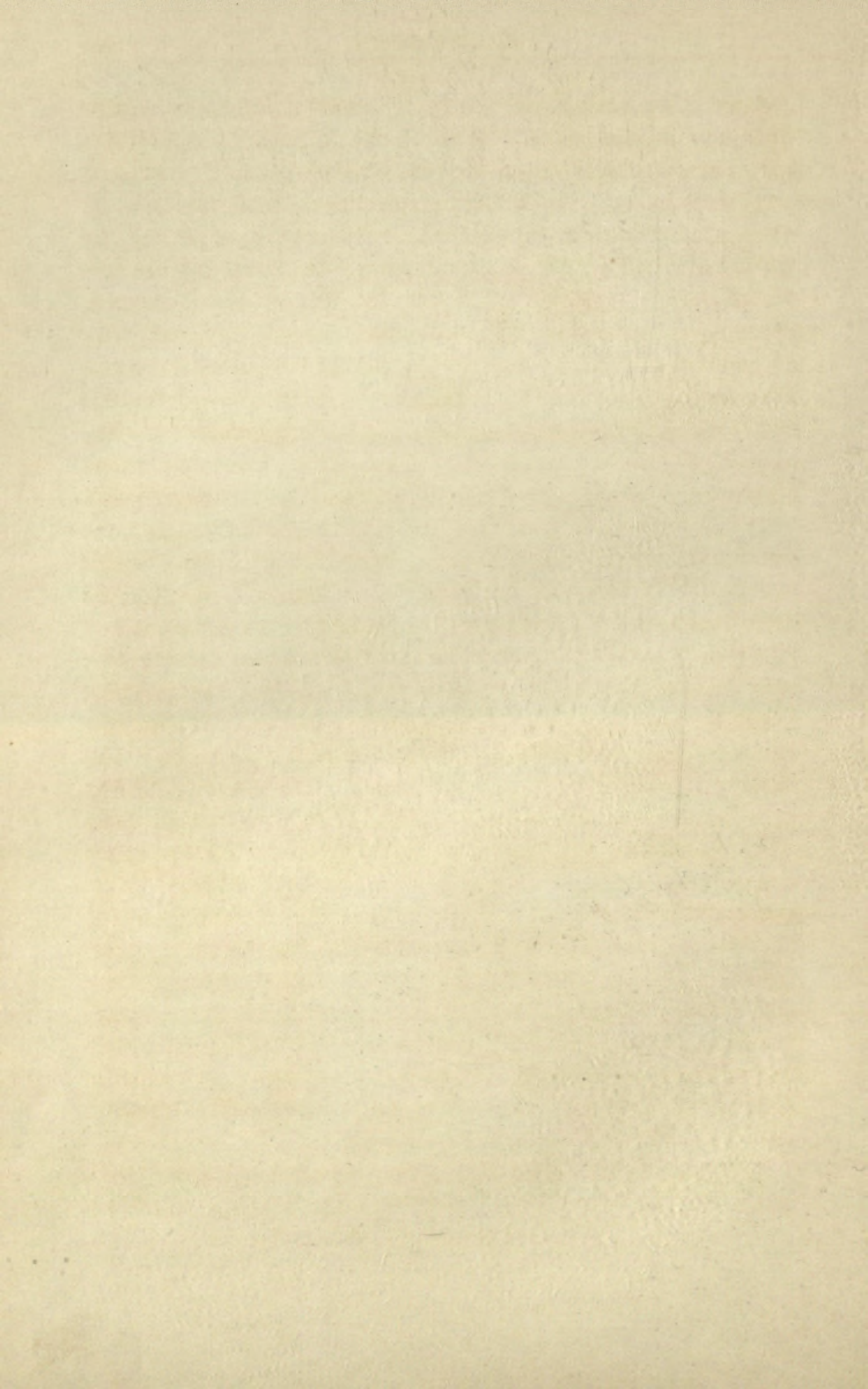
Bei Lydda, in der Nähe von Jaffa, verlassen wir die nach Haifa weiterführende Palästinabahn und steigen in einen Zug der älteren Linie Jaffa-Jerusalem um. Bald geht es aus dem Küstenland in die Höhe. In mächtigen Kehren scharf ansteigend, windet sich die Bahn durch ein Kalkgebirge von karstartigem Charakter, Schafe und Ziegen weiden auf den von zahllosen Felsblöcken übersäten, nur mit dürftiger Pflanzendecke bekleideten Bergabhängen. Vor ein paar Tagen haben wir über die Hitze gestöhnt, jetzt kommt der warme Paletot wieder zu Ehren, denn es herrscht hier oben bei Sprühregen eine empfindlich niedrige Temperatur. Die spärlichen Siedlungen, die wir vom Zug aus wahrnehmen, haben sich völlig ihrer natürlichen Umgebung angepaßt, so daß es von weitem kaum möglich ist, zu unterscheiden, ob man einen Haufen Felsblöcke vor sich hat oder eine Zusammenballung würfelförmiger Bauernhäuser aus grauem Gestein. An den kleinen Stationen stehen Araberkinder im Regen, unter der dürftigen Hülle zitternd vor Frost; sie werfen Sträuße von herrlichen Frühlingsblumen zu den Fenstern hinein und wenden sich mit ihren wimmernden Rufen „meskin, meskin“ (arm, elend) an unser Mitgefühl. Und angesichts dieser sterilen Natur drängt sich uns immer wieder die Frage auf: „Ist das nun wirklich das Land der Verheißung, das Land, wo Milch und Honig floß und zwei Männer dazu gehörten, um eine Weintraube zu tragen?“

* * *

Die Ankunft in Jerusalem ist früher, als es hier noch keine Eisenbahn gab, sicherlich stimmungsvoller gewesen als heute, wo der Reisende sich zunächst einmal mit allerlei unfreundlichen Dingen abfinden muß, ehe er zur Ruhe und Sammlung kommt. Unser Einzug erfolgt bei strömendem Regen. Es ist schon Pech, einen mit höchster Spannung erwarteten Ort unter so ungünstigen Umständen betreten zu müssen. Aber wir trösten uns mit dem Erfahrungssatz, daß das Wetter in dieser Jahreszeit hier starken Schwankungen unterliegt und daß es morgen wieder sehr schön sein kann. Wir finden Aufnahme in der Casa Nuova, einem von den italienischen Franziskanern geführten Hospiz, und machen es uns in den engen Kämmerchen, den ehemaligen Mönchszellen, so bequem, als das bei ihrer Lage und Dürftigkeit eben möglich ist.



Die Grabeskirche in Jerusalem



Unser Vertrauen auf einen baldigen Umschlag des bösen Wetters sollte nicht getäuscht werden. Man darf sich im Innern von Palästina durch ein paar rauhe Regentage nicht abschrecken lassen. Jerusalem liegt sehr exponiert, allen Winden preisgegeben, 800 Meter über dem Meere. Da bläst es im Winter und Frühjahr oft grimmig kalt, im kältesten und nässesten Monat, dem Januar, fällt auch nicht selten vorübergehend Schnee, und die Ungunst des Wetters wird dann vom Fremden, der aus der wärmeren Küstenzone heraufkommt, recht peinlich empfunden, zumal es auch hier, wie überall im Süden, an ordentlichen Heizvorrichtungen fehlt. Aber am Morgen nach unserer Ankunft lachte die Sonne wieder frühlingsmäßig warm vom blitzblanken Himmel, und als wir dann auf dem Ölberg standen, breitete sich das Panorama der Stadt in leuchtenden Farben überraschend schön vor uns aus.

„Jerusalem, könnte ich jemals Deiner vergessen, so mag die Hand mir verdorren!" So, oder so ungefähr, heißt es in der Heiligen Schrift in einem der Gesänge Davids zur Harfe. Es läßt sich denken, welchen tiefen Eindruck die so vorteilhaft auf einem Hochplateau gelegene Stadt mit ihren Mauern und Türmen, mit der salomonischen Tempelpracht, dem Kranz prangender Gärten ringsum auf die noch unverwöhnten Sinne der damaligen Orientalen gemacht haben muß. Jerusalem war der Mittelpunkt ihrer Welt, der Inbegriff aller Religiosität, aller Gelehrsamkeit, aller geläuterten Freuden des Daseins; da wird die poetische Überschwenglichkeit begreiflich, mit der die Psalmisten, nach immer neuen Vergleichen und Metaphern suchend, das Loblied der hehren königlichen Stadt anstimmen. Mehr als zweitausend Jahre später waren es dann die Kreuzfahrer, die im Angesicht der Heiligen Stadt, um derentwillen sie sich so unsägliche Mühen auferlegt hatten, ihrer Begeisterung schwärmerischen Ausdruck verliehen, und nach ihnen haben zahllose Pilgerscharen aus aller Welt Augen und Seele an diesem Anblick gelabt. Auch wenn man alle religiösen Gedanken, alle historischen Erinnerungen beiseite läßt, muß man Jerusalem zu den fesselndsten Stadtbildern der Erde rechnen — freilich nur von außen, von fern gesehen, am schönsten hier vom Ölberg herab.

Es ist ein eigentümliches Gefühl, zum erstenmal an einem Orte zu weilen, mit dem sich die Einbildungskraft seit frühester Jugend be-

schäftigt, von dem sie sich ganz bestimmte Vorstellungen gemacht hat, und dann die Wirklichkeit mit diesen Phantasiebildern zu vergleichen. Da geht uns denn manche Illusion verloren, und oft empfinden wir diesen Verlust mit solchem Bedauern, daß uns die Frage überkommt, ob wir das Erleben der Wirklichkeit mit der Preisgabe der Illusion nicht zu teuer erkauft haben und ob es nicht besser gewesen wäre, uns die schöneren Bilder der Phantasie zu bewahren.

Sagen wir es von vornherein offen, daß Jerusalem, so schön es sich auch vom Ölberg aus präsentiert, innerhalb seiner Mauern für den Besucher, der mit allzu hoch gestimmten Erwartungen hierher kommt, etwas Ernüchterndes hat. Mag sein, daß auch Jerusalem zu den Spröden gehört, die erst bei näherem Umgang gewinnen. Bei nur flüchtiger Bekanntschaft hat die Stadt für den, der das Morgenland schon kennt und deshalb Vergleiche anstellen kann, nicht viel Ansprechendes; mit Ausnahme des Haram, des salomonischen Tempelbezirks, ist sie an malerischen und originellen Reizen ärmer als andere minder berühmte Städte des Orients. Dazu trägt auch die dürftige und im allgemeinen nicht gerade sympathische Bevölkerung bei, die sich aus den verschiedensten Rassen mit den verschiedensten religiösen Bekenntnissen zusammensetzt. Die Stadt hat, wie das ganze Land, etwas merkwürdiges Unfrohes, an allen Ecken und Enden scheint es von altem Hader und Haß zu glimmen. Der Architektur fehlt ein ausgeprägter Charakter ebenso wie dem Straßenleben. Das meiste ist kleinlich und unansehnlich, will in engen Winkeln und Gassen mühsam gesucht sein. Selbst die geweihten Stätten der christlichen Kirche verstecken sich förmlich, sind wie verschüttet von allem möglichen fremden Beiwerk. Jerusalem war eben schon zu Christi Zeiten eine uralte Stadt, die auf eine Geschichte von mindestens zweitausend Jahren zurückblicken konnte. Eine Kulturschicht lagert hier auf der andern, und da das jeweilen lebende Geschlecht in das, was die Vorgänger errichtet hatten, unbekümmert hineinbaute oder es überbaute, ist dieses seltsame Durcheinander entstanden.

Im Gegensatz zu den düsteren Stätten der Innenstadt hat der weitläufige Bezirk des Haram, in dem sich einst der salomonische Tempel erhob, etwas Freies und Sonniges. Solange die Türken hier regierten, durfte das von Mauern umschlossene Viereck des Haram von Nicht-

Mohammedanern nur mit besonderer Erlaubnis betreten werden. Jetzt ist es zu gewissen Tageszeiten allgemein freigegeben, und von den früheren rigorosen Bestimmungen ist nur das Rauchverbot übriggeblieben.

Der Haram ist eine der merkwürdigsten Örtlichkeiten, merkwürdig schon deshalb, weil dieser Tempelbezirk den verschiedenen Religionen gleichermaßen für heilig gilt: den Juden als die Stätte des salomonischen Tempels (aber die Juden verbieten sich selber den Besuch, weil sie die Stelle, wo das Allerheiligste stand, nicht betreten dürfen), den Christen aller Bekenntnisse der mannigfachen Legenden wegen, die mit dem Haram verknüpft sind, und den Mohammedanern als der Ort, von dem sich Mohammed auf seinem geflügelten Roß zum Himmel erhob. Nach mohammedanischer Anschauung wird der Haram an Heiligkeit nur von der Kaaba in Mekka übertroffen. Was die Überlieferungen vom Tempel Salomonis betrifft, so scheinen sie mit den geschichtlichen Tatsachen übereinzustimmen; die altersgrauen gewaltigen Quadern des Unterbaues, auf denen man hier und dort Inschriften in phönizischer Sprache gefunden hat, haben den wütenden Angriffen und den Jahrtausenden getrotzt. An einer Außenseite der Mauern befindet sich der berühmte Klageplatz der Juden. Eine Anzahl von ihnen steht immer hier, liest mit halblauter Stimme Gebete und küßt die mit hebräischen Inschriften bedeckten Steine. Einigen mag es wohl Herzenssache sein, bei anderen gewinnt man durch stille Beobachtungen den Eindruck, daß sie dabei einen nicht ganz uneigennützigen Nebenzweck verfolgen und von dem Fremden, der aus taktvoller Entfernung zusieht, eine Gabe erhalten wollen, die man ihnen dann auch gewährt. Übrigens finden wir auch bei den hiesigen Juden ebensoviel Streit wie bei den Christen. Die schon im Mittelalter eingewanderten Sephardim oder spanischen Juden, die sich für die Elite halten, wollen von den erst in neuerer Zeit aus dem europäischen Osten hierher gekommenen Aschkenazim nichts wissen, und beide zusammen wieder nichts von den asiatischen Juden aus Bochara und dem Jemen. Also Zwiespalt, wohin man blickt.

Ungefähr die Stelle, auf der sich einst das Hauptgebäude des salomonischen Tempels und, nachdem dieser 587 v. Chr. zerstört worden war, später der sehr viel einfachere, ebenfalls der Zerstörung anheimgefallene

zweite Tempel erhob, nimmt seitdem der Felsendom ein, eines der schönsten Gotteshäuser des Islam, eine prächtige Leistung der arabischen Baukunst, von wunderbarer Leichtigkeit und farbiger Anmut. Übrigens scheint der altarabische Ursprung dieser Moschee doch zweifelhaft zu sein, der größeren Wahrscheinlichkeit nach ist sie aus einer altchristlichen Kirche des Justinian hervorgegangen und erst zu Ende des 7. Jahrhunderts im arabischen Stil ausgebaut worden. Die Kreuzfahrer benutzten den Felsendom wieder als christliche Kirche; er galt den Franken als „Templum Domini“, weshalb auch einer der christlichen Ritterorden sich den Namen „Orden der Templer“ beilegte. Das Innere der Moschee — meist fälschlich Omar-Moschee genannt — birgt als großes Heiligtum der Mohammedaner die riesige Felsplatte, von der sich der Prophet zum Himmel erhob. Die Gläubigen sind davon überzeugt, daß der Fels, von dem man nur den oberen Teil zu sehen bekommt, nach untenhin nicht gestützt wird, sondern frei in der Luft schwebt. Nach jüdischer Überlieferung ist der Fels die Stätte, wo Abraham seinen Sohn Isaak opfern wollte.

Während ich den Fels betrachte, schleicht ein junges Weib der unteren Volksklassen über den kostbaren alten Teppich, preßt die Stirn an das zierliche Gitter, das den Felsblock umschließt, und weint und schluchzt. Welcher Kummer mag wohl das Herz der Armen bedrücken! Im Schmerz wie in der Freude sind sich doch alle Menschen ohne Unterschied der Rasse gleich. Ein Wächter führt die Frau endlich schonend davon, und durch die märchenhaft bunten Verglasungen der Fenster fällt das Sonnenlicht auf ihr aufgelöst herabhängendes rotblondes Haar.

Von den übrigen Bauten des Haram ragt besonders der zierliche kleine Kettendom hervor, so bezeichnet nach einer Kette, die sich nach mohammedanischer Überlieferung im Innern der Moschee befand und bei Gerichtsverhandlungen von den Parteien angefaßt werden mußte; bei der Berührung durch einen Meineidigen hätte sich dann ein Glied der Kette abgelöst. Auch die Moschee El-Aksa, die ebenso wie der Felsendom aus einer ursprünglich christlichen Basilika des Justinian hervorgegangen sein soll, sowie das schöne zinnengekrönte Goldene Tor, auf das in der Apostelgeschichte angespielt wird, sind hervorragende, durch ihre geschichtlichen Erinnerungen geweihte Bauwerke. Hohes historisches

Interesse erregen ferner trotz ihrer Unscheinbarkeit die in der Nähe befindlichen sogenannten Ställe Salomos. Denn diese unterirdische, von 88 Pfeilern gestützte Halle bildet offenbar nur einen Teil des noch seiner Aufdeckung harrenden „unterirdischen Jerusalem". Man hat schon immer die Vermutung gehegt, daß sich der ganze Tempelplatz nebst den angrenzenden Stadtteilen zum größten Teil auf den Trümmern der alten Davidstadt erhebt und daß die gepflasterten unterirdischen Gänge und Hallen, zu denen auch die sogenannten Ställe Salomos gehören, die Gassen, Plätze und Bauwerke des ältesten biblischen Jerusalem sind. Für die Forschung, die sich zur Zeit der Türkenherrschaft wegen des tiefen Mißtrauens der türkischen Behörden und des konfessionellen Haders nicht frei entfalten konnte, bieten sich in dieser Richtung sehr lohnende Aufgaben. Jetzt haben verschiedene archäologische Gesellschaften das Recht, hier Untersuchungen anzustellen und Ausgrabungen vorzunehmen, soweit sie sich ohne Benachteiligung der Bewohner dieser Stadtviertel ausführen lassen.

In einer Ecke des Haram soll das Prätorium, das Haus des Pilatus, gestanden haben, und unweit davon beginnt die Via Dolorosa, der Schmerzensweg Jesu Christi nach seiner Verurteilung. „Und er trug sein Kreuz und ging hinaus zur Stätte, die da heißet Schädelstätte, welche heißet auf hebräisch Golgatha." Der durch gekrümmte Gassen führende Weg wird in einzelne „Stationen" eingeteilt; zwischen der zweiten und dritten Station wölbt sich der Ecce-homo-Bogen über die Gasse, von dem herab Pilatus angesichts des unter der Kreuzeslast wankenden Heilands das Wort: „Sehet, welch ein Mensch" gesprochen haben soll. Die Via Dolorosa endet bei der Grabeskirche, die der Überlieferung nach auf Golgatha steht. Äußerlich unansehnlich, im Innern ein wahres Labyrinth, geht die Grabeskirche in ihren Anfängen auf das zwölfte Jahrhundert zurück, erhielt aber ihre gegenwärtige Gestalt erst in neuerer Zeit. In einem der zahlreichen mystisch dunklen Innenräume befindet sich die Golgathastätte, eine Felsplatte mit einigen Vertiefungen, die für die Spuren des Kreuzes Christi und der beiden Schächerkreuze ausgegeben werden, während ein Spalt im Stein nach dem Apostelwort: „Und die Erde erbebte und die Felsen zerrissen" im Augenblick des Verscheidens Jesu entstanden sein soll. Golgatha, sowie

das in einer anderen Kapelle befindliche heilige Grab, die angebliche Stelle des Felsengrabes Christi, sind überladen mit den Votivgaben der Pilger, mit Mosaiken und einer Unmenge von Lampen; betäubender Duft aromatischer Räucherkerzen erfüllt die Luft. Die Art und Weise, wie eine untergeordnete Geistlichkeit, hauptsächlich Griechen und Armenier, diese Stätten im Laufe der Zeit hergerichtet und, man möchte sagen: panoptikumartig ausstaffiert hat, geht manchem Besucher gegen das Gefühl und hinterläßt sehr widerspruchsvolle Empfindungen.

Nicht anders ist es in Bethlehem, dem von der biblischen Poesie verherrlichten Städtchen in der Nähe Jerusalems, „klein unter den Tausenden in Juda," wie es in der Bibel heißt, groß durch den Schatz der mit seinem Namen verknüpften Legenden. Die Lage Bethlehems auf zwei Hügelrücken ist sehr schön, aber an sich hat die Stadt sonst wenig zu bieten. Alles Interesse konzentriert sich hier auf die Marienkirche, in deren unterirdischen, in den Fels eingegrabenen Krypte auf engstem Raum in einem unmöglichen Neben- und Durcheinander die verschiedensten Schauplätze aus dem Leben der heiligen Familie gezeigt werden, darunter die Nische mit der inhaltsschweren lateinischen Inschrift: „Hier wurde von der Jungfrau Maria Jesus Christus geboren." Ein niedriger Geistlicher der griechisch-katholischen Kirche [illegible] mit näselnd-singender Stimme [illegible] Gebete herunter, arme Pilger, jeder eine tröpfelnde Kerze in der Hand, antworten ihm in demselben singenden Ton. Dann rutschen die Gläubigen, anscheinend griechische Bauern, auf dem Boden herum und küssen inbrünstig alle Pfosten der Krypte, die, ebenso wie Golgatha und das Heilige Grab, mit einer Unmenge primitiver Bildchen, Ampeln und sonstigen billigen Votivgaben ausgestattet ist. Überall an den Wänden ist der Kalkbewurf abgeschabt und zerklopft, weil jeder Pilger gern ein Partikelchen davon zur Erinnerung mitnehmen möchte. Der Wachtposten, ein Soldat, hat Mühe, die Zudringlichsten abzuwehren. Zwischen den Pilgern und Touristen drängen sich halbwüchsige dreiste Burschen, die unbekümmert um die Bedeutung des Ortes und die Andacht der Pilger mit lauter Stimme ihre Führerdienste aufzudrängen versuchen oder betteln.

Wie gern würde man sich in und bei Jerusalem dem stimmungsvollen Zauber der Stätten überlassen, von denen die einflußreichste Religion

der Welt ihren Ausgang genommen hat! Aber so wird durch die ganze Zurichtung dieser Orte und andere Erscheinungen dafür gesorgt, daß gerade jene Christen, die etwas vom lebendigen Geist des Christentums in sich aufgenommen haben, sich eher schmerzlich berührt fühlen, als daß sie zu ungetrübter Stimmung gelangen könnten. Dazu kommen noch hier und dort die noch immer sichtbaren Spuren der häßlichen Szenen von Eifersucht, Hader und Haß, die sich im Lauf der Jahrhunderte zwischen den verschiedenen Religionsparteien abgespielt haben, Szenen, die oft genug mit den schlimmsten Gewalttätigkeiten endigten und den Mohammedanern ein unwürdiges Schauspiel boten. „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen." Es ist traurig, daß gerade in Jerusalem, wo dieses Wort einer großartigen Duldsamkeit gesprochen wurde, der Geist der Unduldsamkeit, und aus welchen meist unsagbar nichtigen Gründen, immer besonders stark ausgeprägt war, und es verdient Anerkennung, daß wenigstens in neuester Zeit dem ewigen Zank zwischen den rivalisierenden Parteien ein Ende gemacht worden ist, hoffentlich für immer.

Wir sind ernüchtert durch das lärmende Treiben in der Marienkirche, es zieht uns aus der atembeklemmenden Stickluft wieder nach oben in Sonnenlicht und Ellbogenfreiheit. Aber vor der Kirche müssen wir uns zunächst noch durch den inzwischen angesammelten Haufen der Andenkenhändler und ihrer Agenten durchschlagen. Ganz Bethlehem lebt von der Andenkenindustrie, die aus Marmor, Alabaster, Olivenholz, Perlmutter, Asphaltstein usw. jenen Tand fabriziert, den die Touristen und Pilger zu kaufen pflegen. Es gibt hier große und reiche Händler, die mit solchen Artikeln die ganze Welt, besonders Amerika, bereisen lassen. Die Verkäufer umringen uns, einer sucht den andern zu überschreien, die unverschämtesten schwingen sich noch auf das schon anfahrende Auto, und wir atmen erleichtert auf, als wir den Jahrmarktstrubel des industrialisierten Bethlehem glücklich hinter uns haben.

Von den anderen außerhalb der Stadtmauern Jerusalems befindlichen biblischen Stätten lockt uns am meisten der Garten Gethsemane, der jenseits des stark von Schuttmassen eingeengten Josaphat- oder Kidrontales am Abhang des Ölberges liegt. Einen der uralten

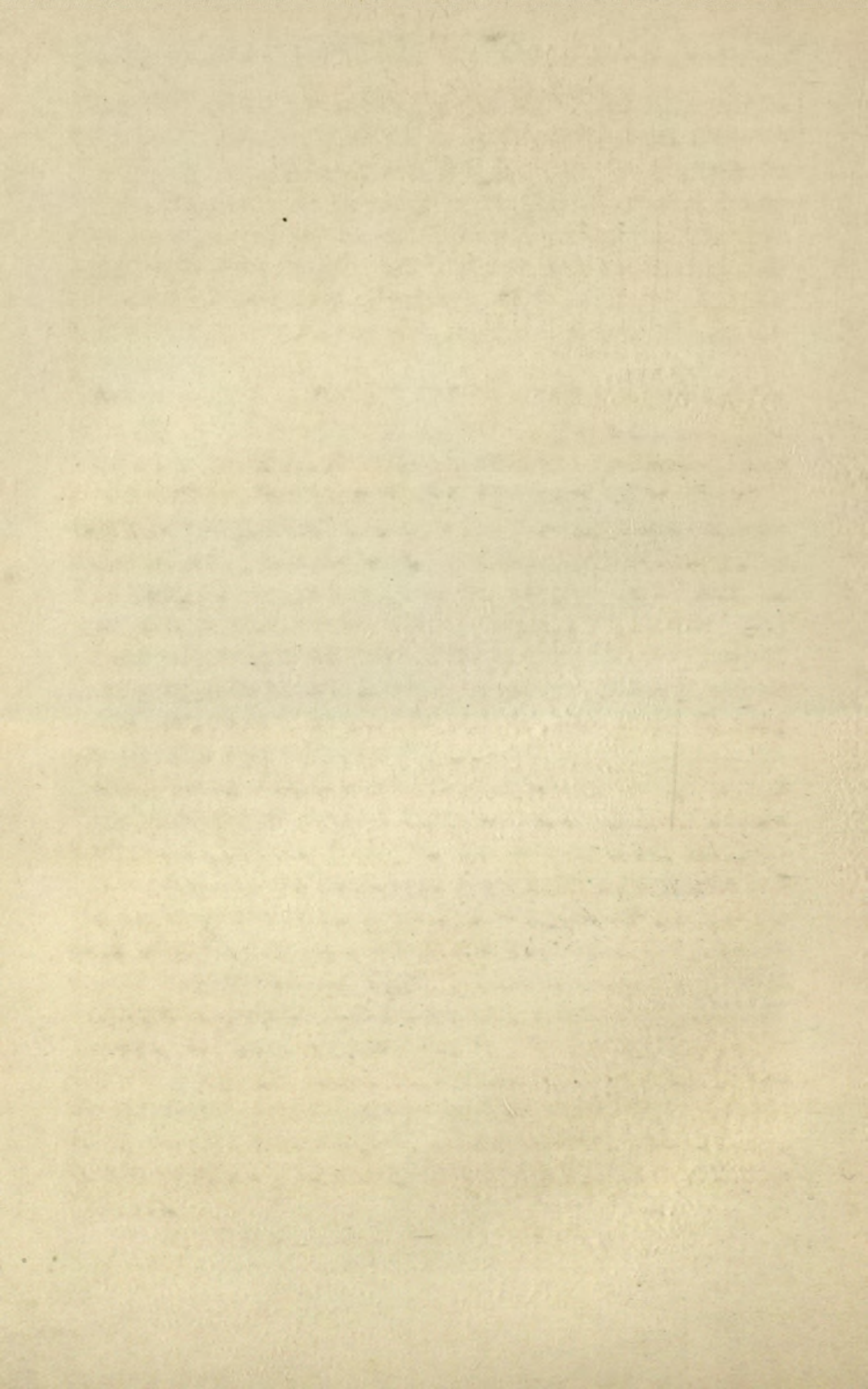
knorrigen Ölbäume des eingezäunten Gartens, der zu einem Kloster gehört, bezeichnet die Überlieferung als den Baum, unter dem Christus seine letzte Nacht in Anfechtung und Seelenqualen verbrachte. Den höchsten Punkt des Ölberges nehmen umfangreiche Kirchen- und Klosterbauten ein, darunter die Himmelfahrtskapelle an der Stelle, wo der Heiland gen Himmel gefahren sein soll. Auf dem Ölberge befindet sich auch die im romanischen Stil gehaltene Bautengruppe der ehemalig deutschen Auguste-Viktoria-Stiftung, die einige Jahre vor Kriegsausbruch von deutschen Baumeistern als Eigentum des Johanniterordens und als Hospiz geschaffen wurde und in der jetzt der britische Oberkommissar residiert. Gleich vielen anderen monumentalen Bauwerken erinnert sie daran, welchen großen Einfluß Deutschland in Palästina hatte und was uns hier alles durch den Krieg verlorengegangen ist, das wir nun aufs neue zurückgewinnen und fortführen müssen. Denn die schönsten Bauten Neu-Jerusalems wurden von Deutschen errichtet. Da leuchtet vom Gipfel der Dormition die prachtvolle Marienkirche weithin über das Land, ein Werk des Kölner Baumeisters Renard, die mit dem dazugehörenden Kloster den Benediktinern von Beuron überlassen wurde und neuerdings wieder in deren Besitz gelangt ist. Vor dem Damaskustor liegt das großartige deutsche Sankt-Paulus-Hospiz, erst kurz vor dem Kriege vollendet und wohl der stattlichste moderne Profanbau des ganzen näheren Orients. Vater Schnellers syrisches Waisenhaus mit seinen verschiedenen Erziehungsanstalten, die vielen anderen deutschen Religionsinstitute und Schulen, alles fiel dem Verhängnis zum Opfer, aber da jetzt vieles davon wieder zurückgegeben worden ist, dürfen wir auf rüstige Weiterarbeit hoffen.



Der Garten Gethsemaneh mit dem uralten Oelbaum,
unter dem der Überlieferung nach Christus seine letzte Nacht verbrachte



El-Ghor, die Wüste am Nordufer des Toten Meeres



Dreizehntes Kapitel

Am Toten Meer und am Jordan

Der Dragoman, ein notwendiges Übel. — Gute Straßenverhältnisse. — Durch steiniges Hochland zur Wüste Ghôr. — Das Tote Meer und seine Umgebung. — Ihr Reichtum an wertvollen Mineralien. — Die einsamen Ufer des Toten Meeres. — Sodom und Gomorrha. — An der Jordanfurt. — Jericho, eine Oase. — Das Sankt-Georgs-Kloster. — Wassermangel des Judäischen Gebirges. — Bethanien.

Der Mensch entrinnt seinem Schicksal nicht. Im Orient ist das Schicksal des Reisenden der Dragoman. Er ist der Führer, der Dolmetsch und leider auch der „Erklärer", und man kann ihn in Palästina bei größeren Überlandtouren nicht gut entbehren, da man ohne seine Begleitung zu vielen Schikanen ausgesetzt wäre. Er ist also ein notwendiges Übel und bildet sich nicht wenig darauf ein. Der Dragoman, ein Individuum, an dem so ziemlich alles zweifelhaft ist: seine Abstammung, seine Gesinnung, seine Ehrlichkeit und nicht zuletzt seine Kleidung, die sich auf der mittleren Linie zwischen orientalischer und okzidentaler Schäbigkeit bewegt, spricht alle Sprachen, mit Ausnahme derjenigen, die gerade gebraucht wird, „erklärt", wo es nichts zu erklären gibt, zum Beispiel, daß ein Stein ein Stein und eine Pflanze eine Pflanze ist, und bleibt die Erklärung schuldig, wo man eine erwartet, oder schwindelt mit eiserner Stirn im Handumdrehen etwas zusammen, das einigermaßen plausibel klingt, obwohl es falsch und unsinnig ist.

Wir engagieren also einen Dragoman mit dem Auftrag, für einige Tage unser Reisemarschall zu sein. Seine wehmütigen Plattfüße stecken in roten Maroquinpantoffeln, sein Paletot, einst von Kavalieren abgelegt, ist mit Hammelfettflecken gesättigt, auf dem Kopf trägt er einen Tarbusch mit Troddel und in der Hand, zur Einschüchterung der Konkurrenz, einen Knüppel. Er sucht uns mit der Behauptung zu blenden, daß er im Kriege mit Seiner Exzellenz dem General von

Liman-Sanders durch Bande engster Freundschaft verbunden gewesen wäre. Auch sonst lügt er das Blaue vom Himmel herunter. Aber das Auto, das er besorgt, ist gut, und der syrische Schofför fährt wie der Teufel, so daß er beständig zur Zügelung seines Temperaments ermahnt werden muß. Denn wenn es hier auch keine Polizei gibt, die an der Überschreitung der zulässigen Geschwindigkeit Anstoß nähme, so sind wir doch gar nicht darauf erpicht, uns im nächsten Augenblick auf dem Boden irgendeines der hierzulande reichlich vorhandenen Abgründe wiederzufinden.

Palästina läßt sich auf keine Weise besser als mit dem Auto bereisen, denn die meisten der sehenswerten Punkte sind durch vorzügliche Straßen, glatt wie die Kegelbahnen, miteinander verbunden. Den Ausbau des Straßennetzes verdankt Palästina dem Kriege, aber es ist nicht gerade entzückt davon, denn die Engländer legen dem Lande die Kosten auf, und Palästina ist arm. Die einheimische Bevölkerung fährt nicht Auto, die Bauern und Hirten kommen kaum in die Lage, die Straßen zu benutzen, und wenn sie nun auf dem Wege der auch hierzulande höchst unbeliebten Steuerzuschläge dafür zahlen sollen, so paßt ihnen das schlecht. Es paßt ihnen überhaupt sehr vieles nicht, und die Partei jener, die da meinen, daß es früher unter den Türken eigentlich gemütlicher gewesen wäre, ist nicht klein.

So fahren wir eines Morgens gen Osten in Richtung auf das Tote Meer davon und werfen vom Ölberg noch einen Blick auf das im Sonnenlicht strahlende Jerusalem. Der Bannkreis der städtischen Kultur Jerusalems reicht nicht weit. Kaum ist der Ölberg hinter uns den Blicken entschwunden, so umfängt uns schon die Verlassenheit eines vegetationsarmen, steinigen Hochlandes mit scharf ausgeprägten Bergkonturen und tief eingeschnittenen Schluchten. Es geht in Kurven beständig hinab, so daß uns der Wind um die Ohren pfeift. Denn da Jerusalem 800 Meter *über*, das Jordantal am Toten Meer aber rund 400 Meter *unter* dem Spiegel des Mittelmeeres liegt, haben wir auf 20 Kilometer Entfernung 1200 Meter Gefäll. Bald sehen wir die gelblichgrüne Ebene des Jordantales unten leuchten und dahinter, in duftiger Bläue schwimmend, die hohe Gebirgskette von Transjordanien.

Und wiederum, wie schon auf der Herreise zwischen Lydda und Jerusalem, fragen wir uns erstaunt: ist das wirklich der blühende Garten des Gelobten Landes, des Landes der Verheißung? Was hat dieser steinige Boden anderes zu spenden als einigen dürftigen Almenwuchs, gerade genug, um anspruchslosen Schafen und Ziegen die notwendigste Nahrung zu gewähren? Und indirekt wieder einer ebenso anspruchslosen, spärlichen Bevölkerung, deren kunstlose Kalksteinhäuschen hier und dort an den Bergwänden kleben oder sich bisweilen zu kleinen Dörfern zusammenballen. Am empfindlichsten leiden die Bauern und Hirten unter dem Wassermangel. Palästina ist ein sehr wasserarmes Land und deshalb auch das Land der Zisternen. Überall ist man bemüht, das vom Himmel fallende Naß, das aber im Sommer und Herbst fast gänzlich ausbleibt, aufzufangen und als kostbaren Schatz zu bewahren. Als ob die Natur nun den guten Willen hätte, für ihre Kargheit wenigstens eine poetische Entschädigung zu bieten, breitet sie üppige Teppiche herrlicher Anemonen in den verschiedensten Farben aus. Groß wie die Mohnblüten, prangen die lieblichen Frühlingsboten da Kopf an Kopf in unermeßlicher Fülle, so rührend schön in dieser Verlassenheit, wo es an Augen fehlt, sie anzusehen.

Bald haben wir das Gebirge hinter uns und sind im Ghôr, dem tiefen Depressionsgebiet des Toten Meeres, angelangt. Diese Ebene des Jordantales war in biblischer Zeit als die fetteste Gegend Judäas bekannt, ist aber heute aus verschiedenen Gründen dermaßen verwahrlost, daß sie hier, am Nordende des Toten Meeres, in dessen Gewässern sich der Jordan verliert, einer Wüste mit tiefen Erosionsfurchen gleicht, aus deren Öde nur das von Gärten umsäumte Jericho wie eine grüne Insel hervorragt. Hier und dort bedecken glitzernde Salzkrusten den Boden. Unser Auto muß sich, um an den See zu gelangen, querfeldein durchschlagen, so gut es geht. Dorniges Steppengesträuch verlegt uns den Weg, darunter befindet sich auch jenes Gewächs, dessen Ausschwitzung das berühmte biblische Manna sein soll. Ist das wirklich der Fall, so läßt sich schwer begreifen, wie das Manna als Delikatesse zu sprichwörtlicher Bedeutung gelangen konnte, denn heute dient das Gewächs nur den Kamelen zur Nahrung, die es mit Vorliebe fressen.

Nun stehen wir bald an dem mit Kieseln und Muschelresten bedeckten Strande des Toten Meeres, das sich, von dieser nördlichen Schmalseite aus gesehen, mit seinem tiefblauen, im Sonnenglanz funkelnden Gewässer anscheinend ohne Begrenzung nach Süden erstreckt, während sowohl auf dem Ost- wie auf dem Westufer die gewaltigen, gelbbraunen Steilabfälle des Gebirges bis unmittelbar an den See herantreten. Wer vom Toten Meer eine seinem Namen entsprechende Unheimlichkeit erwartet hätte, wäre enttäuscht. Es ist ein schönes, bei aller Großartigkeit der Formen doch fast idyllisches Landschaftsbild, das da vor unseren Augen liegt, und nur die Weltverlorenheit des Gestades und das Fehlen der größeren Tierwelt in der laugenartigen, bitter-salzigen Flut rechtfertigen die Bezeichnung. In der ganzen weiten Welt gibt es wohl kaum einen Binnensee, der ein so eigenartiges Interesse für sich in Anspruch nehmen könnte, wie das Tote Meer, dessen Entstehung von jeher mit der strafenden Hand Gottes in Verbindung gebracht worden ist, so daß wir uns diese fluchbeladene Stätte in unserer Kinderphantasie mit allen Schrecknissen der Hölle vorgestellt haben.

Und in der Tat nimmt auch dieses Gewässer — das erst bei Pausanias im Jahre 150 n. Chr. „Totes Meer" genannt wird, während es in der Bibel gewöhnlich „Salzmeer" und bei Josephus „Asphaltis" (Asphaltsee) heißt; die Araber nennen es „Bahr Lut" (Meer des Lot) — als tiefste Furche im Antlitz der festländischen Erde, die seine Fluten ausfüllen, eine ganz besondere Stellung ein. 73 Kilometer lang und in der Mitte 17,8 Kilometer breit, liegt sein tiefblauer Wasserspiegel 394 Meter unter dem Niveau des Mittelmeeres, die größte Tiefe des Beckens sogar 793 Meter darunter. Infolge des so ungewöhnlichen Tiefenniveaus herrscht hier in der warmen Jahreszeit eine wahrhaft tropische, unter dem Einflusse der von den Felswänden abprallenden Sonnenstrahlen zu wirklicher Backofenhitze ansteigende Temperatur, die bei der Trockenheit der Luft eine Verdunstung hervorruft, wie man sie sonst lediglich in der reinen Wüste findet. Hieraus erklärt sich auch der trotz der bedeutenden Zuflüsse außerordentlich starke, aber nach Ort und Tiefe verschiedene Salzgehalt des Wassers, der mit seinen 21,7 Prozent sechsmal größer ist als der Salzgehalt des Ozeans. Der Geschmack dieses Wassers ist, wie eine vorsichtige Kostprobe ergibt, un-

sagbar widerwärtig, Brechreiz erregend. Wenn auch durch diesen hohen Salzgehalt nicht alles organische Leben im See vollkommen vernichtet wird, so sollen doch die Fische, die aus dem Jordan in das Tote Meer gelangen, sehr schnell darin absterben.

In der Umgebung des Toten Meeres zeigen sich übrigens die größten Gegensätze. Während sich an sein Becken im Norden die wüste Jordantalebene, im Süden die vegetationslosen salzdurchtränkten Moräste der sumpfigen Sedcha (Salzpfanne) anschließen, umgeben es im Osten wie im Westen hohe, steil zum Ufer abfallende Plateaus, die durch gewaltige Erosionsfurchen zu einem wilden, zackigen, vielgestaltigen Gebirge umgewandelt sind. Der Mangel an trinkbarem Wasser in der Umgebung des Toten Meeres, der Gluthauch des häufig wehenden Schirokko, ferner die vielfach auftretenden ungesunden Schwefelwasserstoff- und Kohlenstoffdünste aus den zahlreichen im und am See vorhandenen heißen Quellen und nicht zuletzt auch die immer wieder auftretende Malaria erschweren eine dauernde Ansiedlung außerordentlich. Man kann die ganze Umgegend durchaus als Wüste mit einigen Oasen bezeichnen, aber wo Süßwasser das höher gelegene Gelände befruchtet, entfaltet sich ein üppiger Pflanzenwuchs.

Die Gegend um das Tote Meer ist reich an wertvollen Mineralien. Zur Zeit des oströmischen Reiches wurde im südlichen Teile des Beckens Kupfer abgebaut. Auch Marmor, Porphyr, Schwefel in großen Knollen sowie hochwertige Phosphate kommen in großen Mengen vor, und man hofft sogar auf eine ergiebige Ausbeute an Steinkohle und Petroleum. Sehr bezeichnend für die ganze Gegend, besonders für die Westseite des Toten Meeres, ist das Vorkommen schwarzer bituminöser Kalke, auch Asphaltkalke genannt, die bald mehr, bald weniger reich an Bitumen sind. Am bekanntesten ist das Gestein von Nebi Musa, von wo es als „Mosesstein" oder „Stein vom Toten Meer" für die Bethlehemer Schmuckwarenindustrie bezogen wird. Dieses Bitumen ist durch die Verwesung organischer Stoffe, namentlich zahlloser Fische, Muscheln und Mollusken entstanden, von denen die Kreidemergelbänke in einzelnen Lagen einen ungewöhnlichen Reichtum entfalten. Dadurch, daß das flüssige Bitumen sich in einzelnen Klüften und Spalten sammelte, verharzte und erhärtete, entstand der Asphalt. Von diesem Stoffe, der

für das ganze Becken so charakteristisch ist, daß er dem Toten Meere einst seinen zweiten Namen „Asphaltsee" gab, wird später noch die Rede sein.

Daß dieser so mineralreiche Boden bisher so gut wie gar nicht ausgebeutet wurde, erklärt sich durch die überaus trüben politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse, die unter den früheren Verwaltern Palästinas, wie im ganzen türkischen Reiche, so auch hier herrschten. Die türkische Regierung hielt das Land in einem Zustand der Machtlosigkeit nach innen und außen, so daß es bis zum Ausbruch des Weltkrieges ein wehrloses Opfer der britischen, französischen und russischen Aussaugungspolitik war. So mußte z. B., da der Salzverkauf zu den Staatsmonopolen gehörte, dieses Mineral selbst in der Gegend um das Tote Meer, wo es an Salz doch wahrhaftig nicht mangelt, aus England über Smyrna eingeführt werden. Nachdem sich jetzt die Verhältnisse vollständig geändert haben und in Palästina ein frischer Wind der Unternehmungslust weht, soll nunmehr auch die Ausbeutung der Bodenschätze am Toten Meer in großem Maßstab in Angriff genommen werden.

Die Ufer des Toten Meeres sind außerordentlich einsam und schwer zu begehen und zu befahren, sie werden deshalb nur wenig besucht, obwohl sie an vielen Stellen prächtige Landschaftsbilder bieten. Ungefähr in der Mitte der Westseite des Sees liegt Engedi, eine kleine Ortschaft und die einzige, in der man gutes, frisches Trinkwasser erhalten kann. Die ein paar Quadratkilometer große Ebene rings um Engedi zeichnet sich durch üppige Fruchtbarkeit aus. Hier wachsen die ersten Frühgurken, die auf den Jerusalemer Gemüsemarkt kommen, und auch die Hirseernte fällt immer sehr reichlich aus. Schon zu Salomos Zeiten muß Engedi, das soviel wie Bockquelle heißt, ein kleines Paradies gewesen sein, denn der königliche Sänger erwähnt den Ort in seinem Hohen Liede ausdrücklich. Auch Nachkommen jener Kaninchen, von denen wir in Salomos Sprüchen und in Davids Psalmen lesen, tummeln sich noch heutigen Tages in Engedi munter umher. Hier wachsen ferner die schlanken Föhren, von denen das beste Gummi arabicum kommt, sowie viele andere wertvolle Holz- und Straucharten.

Zur Erfrischung von des Tages Hitze und auch um der Kuriosität willen ließen wir uns die Gelegenheit, im Toten Meer ein Bad zu nehmen, nicht entgehen. Man hört so häufig die Behauptung, daß es infolge des hohen Salzgehaltes des Wassers unmöglich wäre, im Toten Meer zu schwimmen, sowie daß an seinen Ufern keine Pflanze zu gedeihen vermag. Beides trifft durchaus nicht zu, denn wenn auch die große Dichtigkeit des Wassers es dem Schwimmenden erschwert, flink vorwärts zu kommen, so ist das Schwimmen selbst nicht nur sehr gut möglich, sondern auch recht erfrischend. Man muß sich dabei nur in acht nehmen, daß das salzig-bittere Wasser nicht in die Augen kommt, weil sonst leicht Entzündungen verursacht werden, und ebenso muß man die Kleider vor der Berührung mit dem Wasser schützen, da die Salzflecke nur sehr schwer zu entfernen sind.

Südlich von Engedi liegt der Ort Masada, der einst Herodes als Zufluchtsstätte diente. Im Jahre 66 n. Chr. flüchtete die jüdische Sekte der fanatischen Zeloten hierher, um der Unterjochung durch die Römer zu entgehen. Wie die Geschichte berichtet, gaben die letzten Überlebenden der von ihnen errichteten Festung, nachdem sie alles in Brand gesteckt hatten, ihren Weibern, Kindern und sich selbst, im ganzen beinahe 1000 Menschen, den Tod, um nicht in die Hände der Sieger zu fallen. Anzeichen von dem Wall, den die Zeloten um ihre letzte Zufluchtsstätte errichteten, sowie von dem römischen Lager sind noch heute deutlich zu erkennen. Hier wurden die letzten Reste der jüdischen Unabhängigkeit für immer vernichtet.

Am Südufer des Toten Meeres liegen die gewaltigen Steinsalzkuppen des Dschebel Usdum. Usdum soll das biblische Sodom sein, und nicht weit davon glaubt man auch die andere fluchbeladene Stadt, Gomorrha, suchen zu müssen. Der Untergang von Sodom und Gomorrha, sowie von Adama und Zebojin, wird im I. Buch Moses als ein furchtbares Ereignis geschildert, dessen Erinnerung sich von Geschlecht zu Geschlecht lebendig erhalten hat. Freilich, so ausgiebig dieses Thema von den Bibelforschern aller Nationen auch behandelt worden ist, hat doch bisher niemand genau feststellen können, wo diese Städte einst lagen. Man hat sie bald hierhin, bald dorthin gesetzt, vom Nordufer an das Westufer, dann wieder an das Süd- und das Ostufer, und

im großen ganzen ist man über unbeweisbare Hypothesen nicht hinausgekommen. Bei der Neigung der Salzfelsen, die es hier in großen Mengen gibt, zur Absplitterung bilden sich allerlei seltsame Formen, die schon von ferne dem Auge des sich Nähernden die merkwürdigsten Gebilde, wie Strebepfeiler, Brückengeländer und Türme, vorgaukeln. Durch Verwitterung abgelöste Felsenstücke ragen vielfach als isolierte Säulen empor. Es leuchtet ein, daß solche Säulen, wenn sie eine nur einigermaßen menschenähnliche Gestalt zeigen, auf die leicht erregbare Phantasie der orientalischen Bevölkerung in hohem Maße einwirken mußten und ihnen wie versteinerte Menschen vorkamen. Höchstwahrscheinlich hat eine derartige Salzsäule in grauer Vorzeit die Sage von Lots Weib hervorgerufen, die in Verbindung mit Sodom und Gomorrha eine so große Rolle spielt.

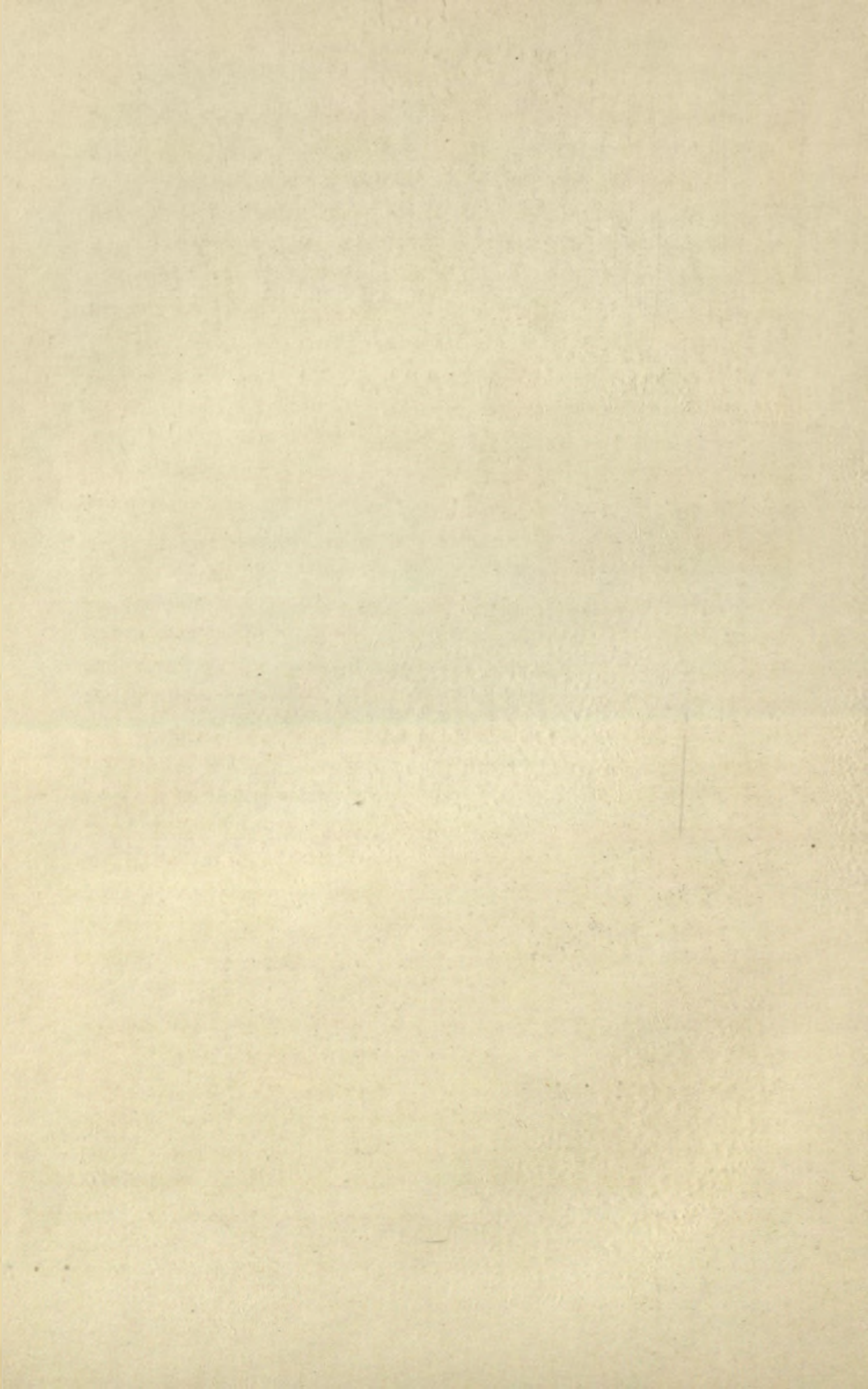
Wir dürfen wohl mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß den Überlieferungen von dem schrecklichen Untergange Sodoms ein Erdbeben zugrunde lag. An Erdbeben hat es in dieser Gegend niemals gefehlt, und immer zeigte sich dabei die bereits von Strabo und Diodor berichtete Eigentümlichkeit, daß aus der Tiefe des Toten Meeres unter blasenartigem Aufquellen des Wassers Massen von Asphalt an die Oberfläche stiegen, wo sie dann durch den Wind allmählich dem Ufer zugetrieben wurden. Bei solchen Gelegenheiten haben die in der Nähe wohnenden Beduinen oft ungeheure Mengen von Asphalt erbeutet und verkauft.

Wir besteigen wieder den Wagen, um über Stock und Stein zu der historisch berühmten Jordanfurt zu gelangen, der Stelle, wo Johannes der Täufer Jesum taufte und, wie die Legende erzählt, der heilige Christophorus das Jesuskind durch den Fluß getragen hat. Sie liegt sechs Kilometer vor der Mündung des Jordans ins Tote Meer und entspricht in ihrer Nüchternheit leider recht wenig den hochgespannten Erwartungen, die man einer so bedeutsamen, durch die biblische Geschichte verklärten Örtlichkeit entgegenbringt. Der Jordan, nur von mäßiger Breite, schießt zwischen den ziemlich hohen, mit Weiden und Buschwerk bewachsenen Ufern in reißender Schnelligkeit dahin. Unser Dragoman holt leere Flaschen hervor, damit wir, einem vielfach geübten Brauche folgend, Wasser des heiligen Stromes schöpfen und als

Moschee in Nablus, dem biblischen Sichem



Partie aus Nazareth



Andenken mitnehmen können; aber im Angesicht der schmutzig-trüben Flut und der so wenig einladenden, absolut stimmungslosen Umgebung verzichten wir darauf. Einmal im Jahr, zu Ostern, herrscht an der sonst sehr einsamen Jordanfurt reges Leben, dann nehmen hier die von überallher zusammengeströmten griechisch-katholischen Pilger, oft an die Tausende, unter Führung ihrer Popen und unter feierlichen Zeremonien im Jordan ein Bad, das die symbolische Wiederholung des Taufaktes darstellt.

Von neuem geht es, jetzt wiederum in der Richtung des judäischen Gebirges, quer über die Wüste Ghôr nach Jericho. Der Weg, wofern man die kaum erkennbare Spur überhaupt einen Weg nennen kann, würde einen des Landes nicht kundigen Schofför zur Verzweiflung bringen. Gleich den erstarrten Wellen eines vom Sturm aufgewühlten Meeres hebt und senkt sich der Boden unaufhörlich; große tiefe Löcher und förmliche Schluchten, von den Wassermassen der Regenzeit ausgespült, zwingen zu schwierigen Umgehungsmanövern, ebenso wie die langen Risse und Spalten, die nur durch Erderschütterungen entstanden sein können. Stellenweise ist das wüste graugelbe Gebiet mit weißen, in der Sonne glitzernden Ausschwitzungen von Salz bedeckt, dann wieder mit dürrem Steppengras, das einer hier weidenden, uns respektvoll aus dem Wege gehenden Kamelherde trefflich zu munden scheint. Der südliche Teil des Jordantales hat seit biblischen Zeiten infolge klimatischer und sonstiger Einwirkungen, wie schon bemerkt, einen ganz anderen Charakter angenommen, denn damals lag Jericho in einem gut angebauten fruchtbaren Lande, das von dem jüdischen Geschichtsschreiber Josephus als „die fetteste Gegend Judäas" gerühmt wird, während Jericho heute nur eine kleine, nahezu schattenlose Oase in kahler unwirtlicher Einöde ist.

Die Posaunen von Jericho . . . Wie hat die Lungenkraft der israelitischen Bläser, die die Mauern der „Palmen- und Balsamstadt" zum Einstürzen brachte, dem gläubigen Kindergemüt einst imponiert! Vermutlich handelt es sich dabei um die poetische Umschreibung der katastrophalen Wirkung eines Erdbebens. Von den Mauern von Jericho ist nichts weiter übriggeblieben als die spärlichen Reste, deren Aufdeckung unserer deutschen Orientgesellschaft zu verdanken ist. Das

heutige Jericho, ein Dorf von 500 arabischen Einwohnern, liegt eine halbe Gehstunde weit von der Stelle, wo sich einst die gefürchtete Festung erhob, und hat außer seinen freundlichen Oasenbildern, den grünenden, blühenden Anpflanzungen, dem Fremden nichts zu bieten, was ihn länger fesseln könnte. Kinder bieten uns die bekannten „Rosen von Jericho" zum Kauf an, jene seltsamen kleinen Wüstenpflanzen, die jahrelang wie abgestorben liegen können, um dann, ins Wasser gebracht, sich wieder zu entfalten; aber sie wachsen nicht bei Jericho, sondern kommen nur südlich vom Toten Meere vor und werden von dort von den arabischen Händlern nach den Plätzen gebracht, wo die Touristen und Pilger zusammenströmen.

Auf dem Rückwege nach Jerusalem kommen wir auf schlechtem, steinigem Wege an den Überresten alter Kastelle vorbei, wieder ins Gebirge hinein und in ein wildromantisches Felsental, das Wâdi el-Kilt. Eine überraschend phantastische Szenerie tut sich vor unseren Blicken auf. An eine der mächtigen steilen Felswände, deren schichtweiser Aufbau in brennenden Farben glüht, lehnt sich, zum Teil in eine Höhle der überhängenden Felswand geschmiegt, ein merkwürdig ineinander geschachtelter Bautenkomplex. Es ist das Sankt-Georgs-Kloster, eine Strafanstalt für Geistliche der griechisch-katholischen Kirche, die sich irgend etwas zuschulden kommen ließen und nun in dieser Einsamkeit Gelegenheit zur Buße finden. Da man aber nicht den ganzen Tag Buße tun kann, verkürzen sie sich die Zeit mit dem Abrichten kleiner Vögel und der Schakale, die es hier in reichlicher Anzahl gibt. Übrigens war die ganze Gegend früher ein bevorzugtes Revier der Einsiedler, Büßer und Asketen; man zeigt viele Höhlen, in denen diese Weltflüchtlinge ihr Dasein in stiller Beschaulichkeit und unter Kasteiungen verbracht und beschlossen haben.

Noch vor dem Kriege war das ganze Judäische Gebirge zwischen Jerusalem und dem Toten Meer recht unsicher, Überfälle und Morde waren nichts Seltenes, denn bei der Einsamkeit und schlechten Bewachung der Gegend fiel es den Tätern, meistens aus Transjordanien stammenden Beduinen, nicht schwer, ebenso schnell, wie sie gekommen waren, mit ihrer Beute wieder zu verschwinden. Damals erhielten die Reisenden bewaffneten Schutz. Auch darin hat sich ein Wandel voll-

zogen, die palästinensische Polizei ist gut, häufige berittene Patrouillen halten die Verkehrsstraßen unter Kontrolle, so daß räuberische Angriffe jetzt zu den seltenen Vorkommnissen gehören. Freilich hört die Sicherheit am Jordan auf.

Wir kommen an dem einsam gelegenen Gasthof zum Barmherzigen Samariter und weiter am Apostelbrunnen vorbei, dem einzigen Trinkbrunnen zwischen Jerusalem und Jericho. Aber auch dieses Wasser ist nur mit Vorsicht zu genießen, da es kleine Blutegel führt. Äußerste Wassernot ist, wie schon gesagt, für das ganze Hochland Palästinas, besonders für das Judäische Gebirge, bezeichnend und die Hauptursache seiner wirtschaftlichen Rückständigkeit. In Ermangelung hinlänglicher Quellen und Brunnen muß man sich mit einem kümmerlichen Zisternensystem behelfen, das für die Bedürfnisse des anspruchslosen, in kleinen Siedelungen locker verteilten Hirtenvolkes allenfalls gerade genügt. Aber wenn einmal, wie so oft, ein schlechtes Regenjahr ist und höchstens ein Drittel der normalen Niederschlagsmenge erreicht wird, so weiß sich die Bevölkerung kaum zu helfen. Ganz besonders hat auch das hochgelegene Jerusalem unter der Wasserkalamität zu leiden. Es gibt dort nur einen einzigen natürlichen Brunnen, die außerhalb der Stadtmauer gelegene Siloahquelle. Vor 2000 Jahren hatten die Juden eine große Zisternenanlage, die „Salomonischen Teiche", geschaffen. Man hat diese längst in Verfall geratenen Wasserbecken neuerdings wiederhergestellt und modern ausgebaut, aber sie reichen zur Versorgung der Stadt bei weitem nicht aus, auch ist das darin angesammelte Wasser von keineswegs einwandfreier Beschaffenheit. Deshalb muß in der heißen Jahreszeit das Wasser mit besonders dafür eingerichteten Eisenbahnwagen von weither nach Jerusalem geschafft werden, wo das kostbare Naß dann unter polizeilicher Aufsicht an die Hausfrauen, die sich mit ihren Blechkanistern und sonstigen Gefäßen in endlosen Reihen regelrecht anstellen, portionsweise verteilt wird. Wie es unter solchen Umständen mit der Reinlichkeit bestellt ist, das läßt sich denken.

Unser letzter Aufenthalt vor Jerusalem ist das freundliche, von Obstgärten umgebene Bethanien, das sich noch ganz sein altertümliches Aussehen bewahrt hat und mit dem so bedeutungsvolle Erinnerungen aus der Geschichte Jesu verknüpft sind. Hier weilte er oft im Hause

der Geschwister Lazarus, Martha und Maria, hier erweckte er Lazarus vom Tode, hier wurde er auf seinem letzten Gange nach Jerusalem im Hause Simons des Aussätzigen von dem Weibe gesalbt. In der ganz willkürlichen Weise, wie überall in Palästina die Örtlichkeiten der Legenden topographisch genau festgelegt werden, bezeichnet man in Bethanien eine turmartige Ruine als das Haus des Lazarus, und unser Dragoman will uns auch durchaus in die Gruft des Lazarus hinabführen, eine unterirdische, offenbar prähistorische Grabkammer, wie es ihrer auf diesem uralten Boden so viele gibt. Aber wir sind durch die landesübliche fremdenindustrielle Ausbeutung biblischer Erinnerungen nachgerade verstimmt genug und verzichten ein für allemal auf alle weiteren Besichtigungen dieser Art.

Vierzehntes Kapitel

Rundfahrt in Palästina

Mit dem Auto nach Nordpalästina. — Nablus, das alte Sichem. — Die Ebene Jesreel. — Schwierige Wirtschaftslage in Palästina. — Geldmangel und Unzufriedenheit. — Nazareth. — Auf dem Berge Tabor. — Die Hochzeit zu Kana. — Tiberias. — Der See Genezareth, der Glanzpunkt des Heiligen Landes. — Haifa. — Die deutsche Kolonie von Haifa. — Ziele des Zionismus. — Jaffa. — Die zionistische Stadt Tel Awiew. — Die deutschen Templerkolonien bei Jaffa. — Statistisch-politische Bemerkungen.

Am nächsten Morgen treten wir in aller Frühe die Fahrt nach dem Norden Palästinas an. Durch das obere Kidrontal gelangen wir auf die Straße, die, ungefähr halbwegs zwischen dem Jordantal und dem Küstenland und immer ziemlich parallel mit dem Jordan, über das ganze Hochland hinweg durch die biblischen Landschaften Judäa, Samaria, Galiläa nach Nazareth und zum See Genezareth führt. Eine Prachtstraße, die ihren vortrefflichen Ausbau dem Kriege verdankt, mit sehr jähen und steilen, aber gut konstruierten Kehren. Da kann sich unser Draufgänger von Schofför trotz aller Ermahnungen einmal gehörig austoben. Allerdings hat das scharfe Tempo auch einen Vorzug: so im Fluge, im pausenlosen Zusammenhange gesehen, kommt der ganze geologische Aufbau des Landes und seine dadurch bedingte Natur in plastischer Klarheit zu Bewußtsein, auch gibt es hierzulande zwischen den einzelnen sehenswerten Punkten so lange sterile Strecken, daß man sie gern so schnell wie möglich durchmißt. Die Straße hält sich meistens auf den Kammhöhen des faltigen Kalksteingebirges, so daß wir fast ständig einen weitreichenden Blick in die Täler und bis zu der Niederung des Küstenstreifens von Kanaan, bisweilen sogar bis zum Meere genießen.

Im allgemeinen erinnert auch hier die Landschaft mit ihrer Zerklüftung und Unwirtlichkeit an das Karstgebirge der Adria. Kargheit und

düsterer Ernst sind ihre hervorstechendsten Merkmale. Die spärlichen Dörfer haben sich — eine Art Mimikry — ihrer Umgebung dermaßen angepaßt, daß sich von weitem oft kaum feststellen läßt, ob man eine Häufung von Felsblöcken oder von grauen Steinhütten vor sich hat. Und ebenso zeitlos, so mit dem Boden verwachsen sehen die Hirten und Bauern aus. Ihre einfache, weite und faltenreiche Kleidung, von den Gesetzen der Zweckmäßigkeit bestimmt, hat sich seit Christi Tagen wohl kaum verändert. Wir befinden uns hier im Lande Samaria, einst durch die Schönheit seiner Frauen berühmt. Davon bemerken wir freilich nichts. Die syrischen Frauen sind überhaupt größtenteils untersetzt und etwas stark in die Breite geraten. Zur Erweckung von Empfindungen, wie sie auf diesem Boden, auf dem das glühende Liebesepos des Orients, das Hohelied Salomonis, entstanden ist, allenfalls gerechtfertigt wären, liegt kaum ein Anlaß vor.

Wir kommen an traurigen Erinnerungen aus dem Weltkriege, an Soldatengräbern und Kriegsrelikten, vorbei, u. a. auch an einem ganzen Lager verrosteter deutscher Lazarettwagen. Niemand scheint es der Mühe für wert zu halten, mit den Sachen einmal aufzuräumen. Halbwegs zwischen Jerusalem und Nazareth senkt sich die Straße in jähem Gefäll. Inmitten steiler Gebirgszüge liegt unten ein freundliches grünes Tal und in ihm der Hauptort Samarias, die Stadt Nablus, das alte Sichem. Überraschend schön präsentiert sich das Bild der Stadt: Oliven-, Feigen-, Orangengärten, ein üppig blühender Kranz, und mit Kuppeln und Minaretten, mit weißen Häusern und roten Dächern, mit Brunnen am Wege und Heiligengräbern ist Nablus in diesen heiteren Rahmen gefaßt. Leider darf man von der Liebenswürdigkeit des Bildes nicht auf die Wesensart der Bewohner schließen. Schon der alte Jesus Sirach hatte Veranlassung, den Leuten von Sichem bittere Wahrheiten zu sagen. Es ist eine fast durchweg mohammedanische Stadt, unter den 28 000 Einwohnern gibt es nur 700 Christen und ein paar hundert Juden. Während nun die Mohammedaner hierzulande im allgemeinen durchaus keine Eiferer sind, hat in Nablus immer ein traditioneller Fanatismus geherrscht, der sich jetzt allerdings im Zaum halten muß, sich aber in Ermangelung anderer Anregungen doch gern durch allerlei Ungezogenheiten gegen Fremde, wie Steinwürfe auf

durchfahrende Autos und dergleichen, Luft macht. Sollte Schopenhauer mit seiner Behauptung, daß der Charakter unveränderlich ist, wirklich recht haben, so scheint das nicht bloß auf das Einzelwesen, sondern auf ganze Gemeinwesen zuzutreffen. Die uralte, fanatisch orthodoxe jüdische Sekte der Samaritaner, die nur noch einige hundert Seelen zählt und, da sie die Vermischung mit anderen jüdischen Stämmen ablehnt, im Aussterben begriffen ist, bewahrt in der hiesigen Synagoge ihr Hauptheiligtum, einen alten Kodex des Pentateuch (der fünf Bücher Mosis) in samaritanischer Schrift.

Auf der Weiterfahrt kommen wir an Sebastije, dem alten Samaria, vorbei nach dem Städtchen Dschenin. Hier verändert sich das Landschaftsbild. Die Straße senkt sich zu einer weiten fruchtbaren Ebene hinab, die im Osten, gegen das Jordantal, von der abgestumpften Kuppe des sagenumwobenen Tabor beherrscht wird. Es ist die Ebene Jesreel oder Esdrelon des Alten Testaments, in biblischen Zeiten das große Schlachtfeld des Landes, der hauptsächliche Schauplatz der zahlreichen Kämpfe, von denen die Bibel erzählt, heute eine sehr geschätzte Anbaufläche, die hauptsächlich von der Jüdischen Kolonisations-Gesellschaft in London ausgenutzt wird. Zu den schon vorhandenen älteren Ackerbausiedlungen haben sich hier neuerdings einige weitere jüdische Kolonien gesellt. Wir kommen mit zwei auf dem Felde tätigen Landwirten ins Gespräch. Der eine ist ein Deutsch-Russe aus der Ukraine, der andere ein schon vor 20 Jahren aus Osteuropa eingewanderter jüdischer Mann. Er gibt uns in schwerverständlichem Deutsch Aufschlüsse über das Leben der Kolonisten. Den alten von ihnen, die schon fest im Sattel sitzen, geht es ganz gut, gewiß — aber so völlig zufrieden sind sie doch nicht. Man könnte viel mehr herauswirtschaften, könnte sich lohnenden neuen Aufgaben widmen, z. B. dem Tabakbau, auf den jetzt große Hoffnungen gesetzt werden, aber es fehlt an Arbeitskräften, genauer gesagt an Arbeitswilligen, und an flüssigen Geldmitteln. Von den jungen Leuten, die jetzt ins Land kommen, hält dieser alte Kolonist nicht viel, da sie zu harter Landarbeit wenig Lust, oft genug auch gar keine Eignung mitbringen.

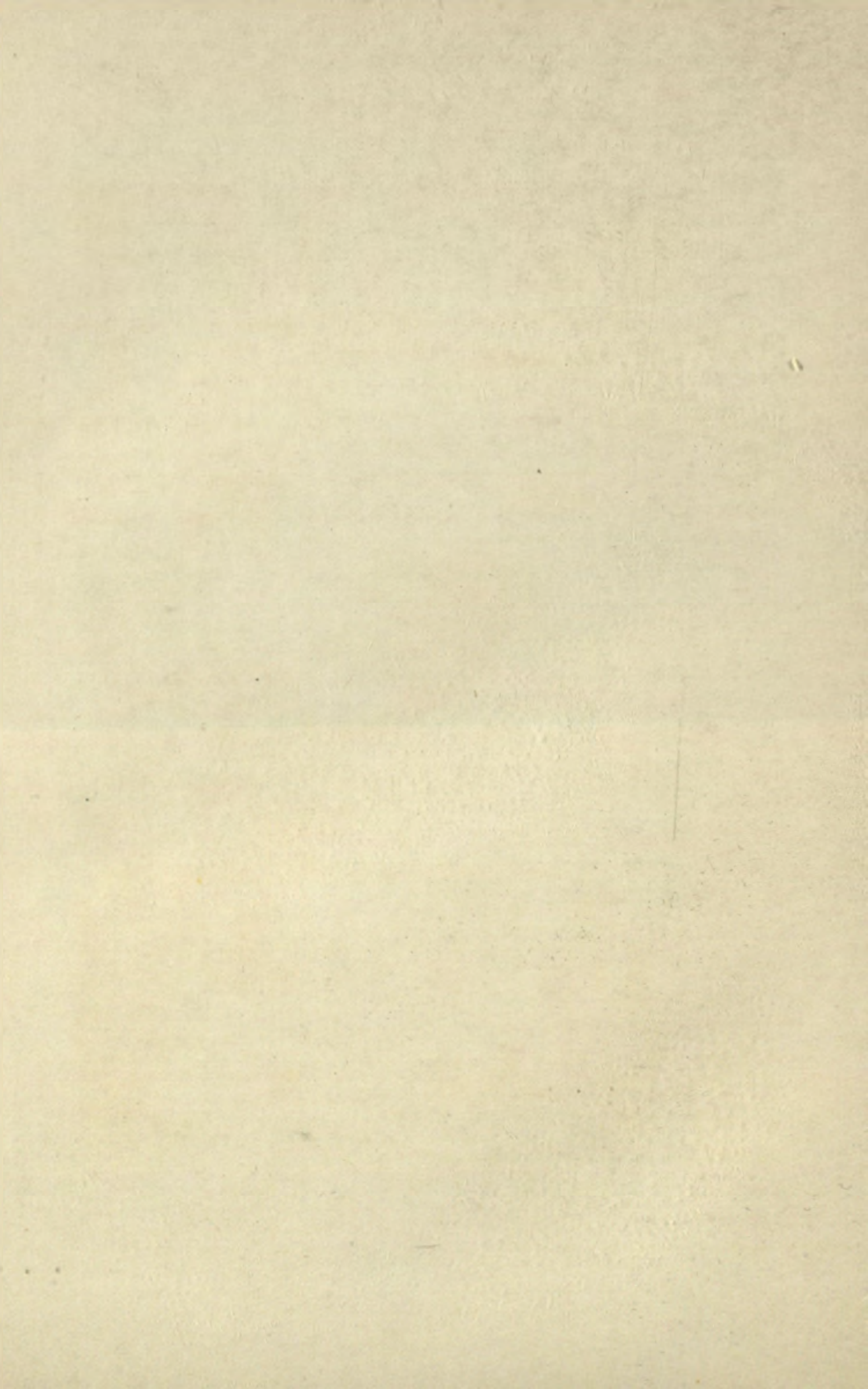
Das ist der Text und die Melodie, die man in ganz Palästina immer wieder zu hören bekommt, wenigstens überall dort, wo auf wahrheits-

gemäße Auskunft zu rechnen ist und dem Fremden nicht Potemkinsche Dörfer vorgezaubert werden. Seltsamer Widerspruch der Erscheinungen: auf der einen Seite ein übertriebener Optimismus, ein hitziger Drang zu Gründungen und kühnen Projekten, auf der anderen Seite, der Seite der Wirklichkeit, Wirtschaftskrisen in Permanenz, äußerste Geldknappheit und Verzagtheit. Es herrscht hierzulande ein unglaubliches Borgsystem, alles kauft und verkauft auf Kredit, die Zahl der in Umlauf befindlichen Wechsel über lächerlich geringe Beträge ist Legion, und selbst ganz angesehene Kaufleute haben oft keine bare zehn Pfund in der Kasse. Größere Geschäftsdarlehen sind nur unter Schwierigkeiten und zu enormen Zinsen aufzunehmen. Das ausländische Kapital verhält sich ablehnend, weil ihm die Verhältnisse in Palästina zu undurchsichtig und unsicher sind. Resultat: allgemeine Unzufriedenheit. Politische Gründe spielen dabei keine maßgebende Rolle. So wenig wie die Palästinenser eine einheitliche Nation sind, so wenig werden sie von nationalpolitischen Ideen beherrscht. Als palästinensische Nation kann man eigentlich nur die eingeborene seßhafte Landbevölkerung bezeichnen; alle anderen Volkselemente, die Juden, die Levantiner, die Europäer, sind Kolonisten. Von einem nationalen Gemeinschaftsgefühl der verschiedenartigen Bevölkerungsklassen, die sich einander teils gleichgültig, teils mißgünstig oder feindselig gegenüberstehen und von denen besonders die Zionisten völlig in ihrer eigenen Gedankenwelt leben, kann nicht die Rede sein. Die Palästinenser stehen den Tagesfragen der Politik meistens teilnahmslos gegenüber und sind mit jeder Staatsform, jeder Regierung zufrieden, die ihnen materielle Sicherheit und die Möglichkeit zu wirtschaftlichem Aufschwung gewährleistet.

Als an die Stelle der türkischen Oberherrschaft mit ihrem Mangel an Initiative, ihrer Neigung zum Gehenlassen, wie Allah es will, die britische getreten war, brachte man ihr hierzulande unbegrenztes Vertrauen und überschwengliche Hoffnungen entgegen. Die Anfänge waren auch vielversprechend. Die neue Eisenbahn von Ägypten nach Palästina stellte endlich den so schmerzlich vermißten engeren Zusammenhang dieses verlorenen Winkels der Levante mit der Außenwelt her. Auch an anderen Unternehmungen und Reformen fehlte es nicht, dann aber plötzlich schien es, als ob es dabei auch sein Bewenden haben und



Am Marienbrunnen in Nazareth



alles Weitere den Palästinensern allein überlassen bleiben sollte. Die Erwerbskreise wurden mit wachsender Verstimmung gewahr, daß sie offenbar viel zu viel erwartet hatten und daß England wichtigere Sorgen und Aufgaben hat, als sich in Ausübung des ihm vom Völkerbund übertragenen Mandats um Palästinas wirtschaftliche Interessen mehr, als gerade durchaus nötig ist, zu kümmern. Das wurde im britischen Parlament auch offen zum Ausdruck gebracht. Am meisten enttäuschte es aber, daß das erwartete fremde Unternehmertum, der heißersehnte Zufluß ausländischen Kapitals, wie schon bemerkt, ausblieb. Denn von den allerdings sehr beträchtlichen Geldsummen, die den zionistischen Verbänden aus aller Welt, besonders Amerika, zugingen und nur diesen zugute kamen, hatte die große Masse der Bevölkerung nichts. Also es bleibt bei dem Resultat: allgemeine Unzufriedenheit, tiefste Enttäuschung.

Aber kehren wir nach diesem Ausflug ins Wirtschaftliche wieder zu unserer Landstraße zurück.

Das grüne Gefilde der Ebene Jesreel bildet den Auftakt zu dem freundlichen Anblick, den uns späterhin, als die Sonne schon lange Schatten wirft, das einen Hügel ansteigende, weit auseinandergezogene Nazareth gewährt. Es ist eines der wenigen Bilder, die mit den alten Vorstellungen von der Lieblichkeit des Heiligen Landes übereinstimmen. „Was kann von Nazareth Gutes kommen," hieß es einst spöttisch. Bauwerke von hervorragendem Interesse besitzt die Stadt der Verkündigung, die Jugendheimat Jesu, zwar nicht, aber wie sich ihre weißen Häuser teils in die grüne Talmulde, teils in die Klüfte des Kalksteinberges schmiegen, überall von gepflegten Gärten und Ölbaumhainen umringt, das prägt sich als Bild heiterer südlicher Schönheit fest in die Seele ein. Unser Wagen macht an dem uralten Marienbrunnen halt, aus dem der Überlieferung nach die Mutter Jesu das Wasser schöpfte und wo auch heute zu dieser Stunde noch, ganz wie vor 2000 Jahren, die Frauen und Mädchen von Nazareth die großen tönernen Krüge füllen und dabei die Neuigkeiten des Tages besprechen.

Die 10 000 Einwohner Nazareths setzen sich zu zwei Dritteln aus Christen, zu einem Drittel aus Mohammedanern zusammen, Juden durften sich bisher innerhalb der Stadt nicht niederlassen. Um den

Eifersüchteleien und Reibereien, die früher zwischen den verschiedenen Bekenntnissen, auch denen des Christentums, so häufig waren, nach Möglichkeit vorzubeugen, hat man seit alters innerhalb der Stadt eine reinliche Scheidung vorgenommen, so daß es ein lateinisches, ein griechisches, ein mohammedanisches und ein gemischtes Viertel gibt. Dem Wetteifer der verschiedenen christlichen Bekenntnisse verdankt Nazareth seinen Reichtum an Kirchen, Bildungsanstalten und Klöstern, unter denen das Franziskanerkloster das größte ist. Seine Mauern umschließen auch das namhafteste Gebäude des Ortes und seine Hauptsehenswürdigkeit, die Kirche der Verkündigung, die angeblich an der Stelle steht, wo sich einst das Haus der Maria befand. Wie die ganze Gegend um Nazareth Wohlstand und Heiterkeit zeigt, machen die Menschen hier auch nicht jenen Eindruck des Scheuen, Gedrückten und Vernachlässigten, wie er in Jerusalem und an anderen Orten Palästinas den Fremden auffällt.

* * *

Wenn man Palästina im Auto bereist, kommt einem die Kleinheit des Landes in überraschender Weise zum Bewußtsein. Überraschend deshalb, weil man von Kindheit her auch in dieser Hinsicht ganz andere Begriffe vom Heiligen Lande hatte. Man hat sich damals die Landschaften, in denen die einzelnen Volksstämme, die Judäer, Samariter, Galiläer usw., wohnten und ihre zahlreichen Kämpfe ausfochten, als Gebiete von sehr beträchtlichem Umfang und die Wanderungen von Jesus und seinen Jüngern als große Reisen vorgestellt. Dabei ist das ganze Jordantal vom See Genezareth bis zum Nordufer des Toten Meeres nur 100 Kilometer lang, auf ebensoviel beläuft sich die Luftlinie Jerusalem—Nazareth, und die Entfernung von der einen zur andern der wenigen größeren Städte ist nach modernen Begriffen immer nur ein wahrer Katzensprung. Freilich erst seit kurzer Zeit, denn noch vor dem Kriege war das anders; da kannte man hier noch keinen Automobilverkehr, und bei den damaligen kläglichen Straßenverhältnissen wurde auch die kleinste Reise zu einem schwierigen Unternehmen. Das alles hat sich von Grund auf geändert, wenn auch nicht grade zum Vorteil der Reiseromantik.

Ein Katzensprung ist es auch von Nazareth nach dem See Genezareth, denn die Fahrstraße ist nur 26 Kilometer lang, also für das Auto trotz der Steigungen so gut wie nichts. Wir beschließen deshalb, noch den Berg Tabor mitzunehmen, dessen auffallende, Galiläa weithin beherrschende Gestalt uns ebenso lockt, wie die Aussicht, die sein abgestumpfter Gipfel verheißt. Seine Höhe ist nicht bedeutend, nur 562 Meter, aber er bildet in dieser Gegend immerhin die höchste Erhebung und spielt in der Geschichte des Heiligen Landes eine Rolle von Wichtigkeit. Nach der biblischen Legende ist der Berg Tabor der Schauplatz von Christi Verklärung, die Stätte, wo ihm und seinen Jüngern Elias und Moses erschienen und Petrus sprach: „Meister, hier ist gut sein; lasset uns drei Hütten machen." In den vielen Kriegen Palästinas war der Tabor oft ein heißumstrittener Punkt, an seinem Abhang wurden die Juden 53 v. Chr. von den Römern in einer blutigen Schlacht besiegt, und eine auf seinem Gipfel befindliche, später zerstörte Festung wurde von den Christen im fünften Kreuzzug lange, aber erfolglos belagert.

Wir lassen den Wagen unten warten und machen uns an die Besteigung des Berges, die hin und zurück etwa zwei Stunden in Anspruch nimmt. Auf Zickzackwegen und bisweilen durch Wald geht es bequem zum Gipfel hinauf, auf dem sich zwei Klöster befinden, eines der italienischen Franziskaner und ein griechisches. Die zahlreichen Trümmer von Bauwerken aus allen Geschichts- und Stilepochen, altjüdischen, arabischen, mohammedanischen und christlichen aus der Kreuzfahrerzeit, legen beredtes Zeugnis von den wechselnden Schicksalen des vielumworbenen Berges ab. Für Forscher gibt es hier sicherlich noch manches zu tun. Vom Franziskanerkloster aus, in dem wir gastliche Aufnahme finden, eröffnet sich eine prächtige Aussicht, die in nördlicher Richtung weit nach Syrien hinein bis zum gewaltigen, jetzt noch mit Schnee bedeckten Hermon in der Nähe von Damaskus reicht, nach Westen über die Ebene Jesreel zum Karmel bei Haifa; in der näheren Umgebung erblicken wir einen Teil des Sees Genezareth und des Jordantales und hinter diesem in verdämmernder blauer Ferne die unwirtlichen Höhen und Kämme des transjordanischen Gebirges.

Auf der Weiterfahrt erreichen wir zunächst Kefr Kenâ, ein hübsch im Tal gelegenes freundliches Dorf, halb christlich, halb mohammedanisch.

Es soll das biblische Kana sein, wo Jesus bei der Hochzeitsfeier durch Verwandlung des Wassers in Wein sein erstes Wunder verrichtete. In der hier befindlichen griechischen Kirche werden — man kann es kaum anders erwarten — ein paar irdene Krüge gezeigt, die von jener Hochzeit herrühren sollen. Aber damit können wir zu Hause in Deutschland auch dienen, denn in der Schatzkammer der Schloßkirche von Quedlinburg befindet sich ebenfalls ein Krug, der angeblich von der Hochzeit von Kana stammt und der, wenn das auch nur eine fromme Legende ist, doch auf ein sehr hohes Alter zurückblickt, denn er wurde von der Kaiserin Theophano, der Gemahlin Ottos II., der Kirche schon im zehnten Jahrhundert gestiftet. Hinter Kefr Kenâ nimmt uns ein liebliches, gut bewässertes Tal mit großen Obstpflanzungen auf, dann geht es wieder bergan, vorbei an der Stätte am Karn Hattîn, wo Sultan Saladin den Kreuzfahrern eine vernichtende Niederlage bereitete, die das Ende der Christenherrschaft im Heiligen Lande bewirkte, und wo viel edles deutsches Blut den Boden gedüngt hat. Weiterhin dann, auf dem Kamm eines Höhenrückens, entfaltet sich plötzlich vor uns ein Panorama von überraschender Pracht. Unten im Talkessel liegt, von grünen Steilufern eingesäumt, das tiefblaue Wasserbecken des Sees Genezareth, und nordwärts sehen wir wieder, noch besser als vom Berge Tabor, die schneebedeckten Wälle des Hermon, des Antilibanon. Sie bilden den leuchtenden Hintergrund eines wundervollen Landschaftsbildes, wohl des schönsten in ganz Palästina.

In scharfem Gefäll senkt sich die Straße nach Tiberias hinab, arabisch Tabarija genannt, der einzigen größeren Ortschaft am See. Unsere Perle von Dragoman, der mit so rührender Beflissenheit für die Ausfüllung unserer Bildungslücken besorgt ist, hatte uns schon vorher verraten, daß die Araber in ihrer phantasiereichen Sprache dem Städtchen Tiberias von alters her den vielversprechenden Beinamen „Residenz des Königs der Flöhe" angehängt haben. Wir waren also vorbereitet und auf das Schlimmste gefaßt. Aber unsere Mobilmachung erheblicher Quantitäten persischen Insektenpulvers, um dem König der Flöhe und seinen Heerscharen nicht auf Gnade und Ungnade überliefert zu sein, erwies sich als unnötig. Die Araber haben da aus Abneigung gegen die jüdischen Stadtbewohner, die sie von jeher gern zur Zielscheibe ihres

sarkastischen Witzes machten, wieder einmal, wie gewöhnlich, stark übertrieben.

Tiberias erstreckt sich auf dem schmalen, ebenen Uferstreifen zwischen dem steilen Gebirgsabhang und dem See und ist die am tiefsten gelegene Stadt Galiläas, etwa 200 Meter unter dem Mittelmeer. Die zinnengekrönten, verfallenen Mauern auf der Landseite stellen die letzten Reste der früheren Befestigung dar. Tiberias, das nach der Zerstörung Jerusalems der Hauptsitz des palästinensischen Judentums und der talmudistischen Wissenschaft wurde — eine ganze Reihe hervorragender Rabbis und Gelehrten hat hier gewirkt —, ist im Gegensatz zu Nazareth, wo die Israeliten sich nicht ansiedeln durften, auch heute noch eine ausgeprägt altjüdische Stadt. Von den 8000 Einwohnern sind 6000 Juden, und zwar zum größten Teil Sephardim, d. h. Nachkommen der Ende des 15. Jahrhunderts aus Spanien vertriebenen Juden, zum kleineren Teil Aschkenazim, d.h. erst im 19. Jahrhundert aus Osteuropa eingewanderte Juden, die „Jiddisch" sprechen, so daß man sich also mit ihnen auf deutsch einigermaßen verständlich machen kann. Während in Jerusalem die altansässigen Israeliten recht heruntergekommen aussehen, machen die jüdischen Kaufleute und Handwerker von Tiberias einen guten Eindruck; man trifft hier Charakterköpfe von malerischem Reiz. Leider hält die Stadt im Innern nicht das, was, von ferne gesehen, ihre schöne Lage, ihr Minarett, ihre Kuppeln und flach gedeckten Häuser versprechen. Es fehlt zwar nicht an Versuchen, Tiberias zu heben, aber vorläufig scheint es damit noch gute Weile zu haben. Für Unterkunft ist schlecht gesorgt, die baufälligen engen Gassen und Winkel, angefüllt von schachernden, feilschenden Menschenhaufen, sind schmutzig und verwahrlost. Dennoch wäre es bei einiger Unternehmungslust gewiß nicht schwer, die Stadt zum Mittelpunkt des ständig wachsenden Touristenverkehrs zu machen. Zur römischen Kaiserzeit war das ganze Land um den See Genezareth herum ein reiches Gebiet, damals lag hier, wie die zahlreichen Trümmerstätten bekunden, eine wohlhabende Ortschaft neben der anderen. Tiberias ist der landschaftlich fesselndste Punkt des Landes, die ganze Gegend hat, bei aller Großartigkeit der Linien, etwas Heiter-Idyllisches, einen südlichen Reiz, wie man ihn in Palästina nur selten findet, und weit mehr als an den düsteren, mit peinlich wirkender

Beflissenheit zur Schau gestellten heiligen Stätten von Jerusalem fühlt man sich hier in die legendenreiche Zaubersphäre der biblischen Vergangenheit versetzt. Am See Genezareth war es ja, wo Jesus die erste glückliche Zeit seines öffentlichen Wirkens erlebte. Der Hauptmann von Kapernaum (die Ruinenstätte dieses Ortes liegt in der Nähe), die Heilung des Töchterleins des Jairus, der Sturm auf dem See, der wackere Fischer Petrus, aus dem dann der mannhafteste unter den Jüngern und später der große Apostel wurde — an wieviel vertraute Gestalten und Episoden der lieben alten Bilderbibel wird man hier nicht erinnert!

Der annähernd oval gestaltete See Genezareth, der bei einer größten Tiefe von 47 Meter 21 Kilometer lang ist und eine größte Breite von 12 Kilometer erreicht, gehört mit seiner heiteren Umgebung, den hohen Ufern, seiner smaragdgrünen, wundervoll klaren Flut zu den schönsten Binnengewässern der Erde. Sieht man ihn an einem windstillen Tage, wie heute, so ruhig liegen, dann scheint es fast unglaublich zu sein, daß er nicht selten von plötzlich losbrechenden Stürmen zu rasender Heftigkeit aufgepeitscht wird. Er ist sehr ergiebig an Fischen, Schildkröten und Taschenkrebsen; unter den Fischen gibt es einen kuriosen Gesellen, den Barbûr, wie er im Arabischen heißt, der deutlich vernehmbare Schreitöne von sich gibt und somit beweist, daß keineswegs alle Fische stumm sind. Südlich von Tiberias, unweit der Stadt, liegen am Seeufer die schon in ältesten Zeiten bekannten und vielbesuchten heißen Bäder. Es sind stark salzhaltige bittere Schwefelquellen von 63° C, deren Wirkung besonders bei Gicht, Rheumatismus und Hautkrankheiten gerühmt wird. Auch aus diesen heilkräftigen Thermen ließe sich viel machen, aber jetzt sind die Badeeinrichtungen so primitiv und unsauber, daß ihre Benutzung einem reinlichen Menschen nicht zugemutet werden kann.

Wir wenden dem lieblichen, aber leider so vernachlässigten Tiberias den Rücken und fahren wieder nach Nazareth zurück, dann über die Ebene Jesreel und weiter am Karmel entlang westwärts zur Küste. Bei Sonnenuntergang kommen wir in Haifa an, dem Hafen Nordpalästinas und einem der wichtigsten Hafen- und Handelsplätze der ganzen Levante, und finden hier zu unserer Freude ein hübsch eingerichtetes kleines Hotel, eine der sehr spärlichen einigermaßen komfortablen Unterkunftsstätten des Heiligen Landes. Dergleichen weiß man nach allerlei trüben

Erfahrungen und mancher schlaflos verbrachten Nacht schon zu schätzen. Auf der Terrasse dieses von einem alten griechischen Oberkellner mit einem historischen Frack, weißbaumwollenen Handschuhen und wahrhaft monumentaler Würde betreuten Hotels haben wir einige Tage lang in den Abendstunden gesessen und bei einer Flasche Palästinawein (aus der deutschen Kolonie Sarona bei Jaffa und den besseren italienischen Weinen ebenbürtig) das auf der Reise Gesehene nochmals an uns vorüberziehen lassen.

Haifa, eine Stadt von etwa 30 000 Einwohnern, zu je einem Drittel Christen, Juden und Mohammedaner, liegt in der Südwestecke der Bucht von Akka am Fuße des aus der Bibel wohlbekannten Berges Karmel, der wie ein kleines Kap in das Meer ragt, in dessen Höhlen die ersten christlichen Einsiedler lebten und auf dem sich heute das berühmte Karmeliterkloster erhebt. Die an dem sanft ansteigenden Strande lang hingestreckte Stadt ist, abgesehen von dem zionistischen Tel Awiw, die einzige Palästinas, die sich eines beständigen und ziemlich raschen Aufschwunges zu erfreuen hat. Es ist in Handel und Wandel eine echt levantinische Stadt, und was man unter einem Levantiner zu verstehen hat, das haben wir bereits erfahren (S. 35). Wie lockend sich Haifa mit seiner hellen, an den grünen Hintergrund des Karmels geschmiegten Häusermasse vom Meere aus auch präsentiert, so enttäuscht es im Innern doch. Die Architektur ist reizlos, das Straßenleben ohne Originalität, und sogenannte Sehenswürdigkeiten gibt es nicht. Schön ist der Blick über die weite Bucht nach dem fernen uralten Akka, dem einstigen Hauptplatz der Küste. Obwohl Haifa von Jaffa an Einwohnerzahl weit übertroffen wird, hat es in seiner Bedeutung als Hafen Jaffa doch bereits überflügelt, weil die dortigen schlechten Landungsverhältnisse dem Schiffsverkehr die größten Hindernisse bereiten. Freilich kommt es auch in Haifa oft genug vor, daß die Schiffe, die auf der flachen, allen Winden preisgegebenen offenen Reede weit draußen liegenbleiben müssen, bei nur einigermaßen bewegter See weder ein- noch ausladen können. Aber der Hafen, der als die Hauptpforte der zionistischen Einwanderung besondere Bedeutung gewonnen hat, soll jetzt den modernen Anforderungen entsprechend ausgebaut werden. Haifa kann einmal der Ausgangspunkt des Landweges nach Indien werden, schon jetzt

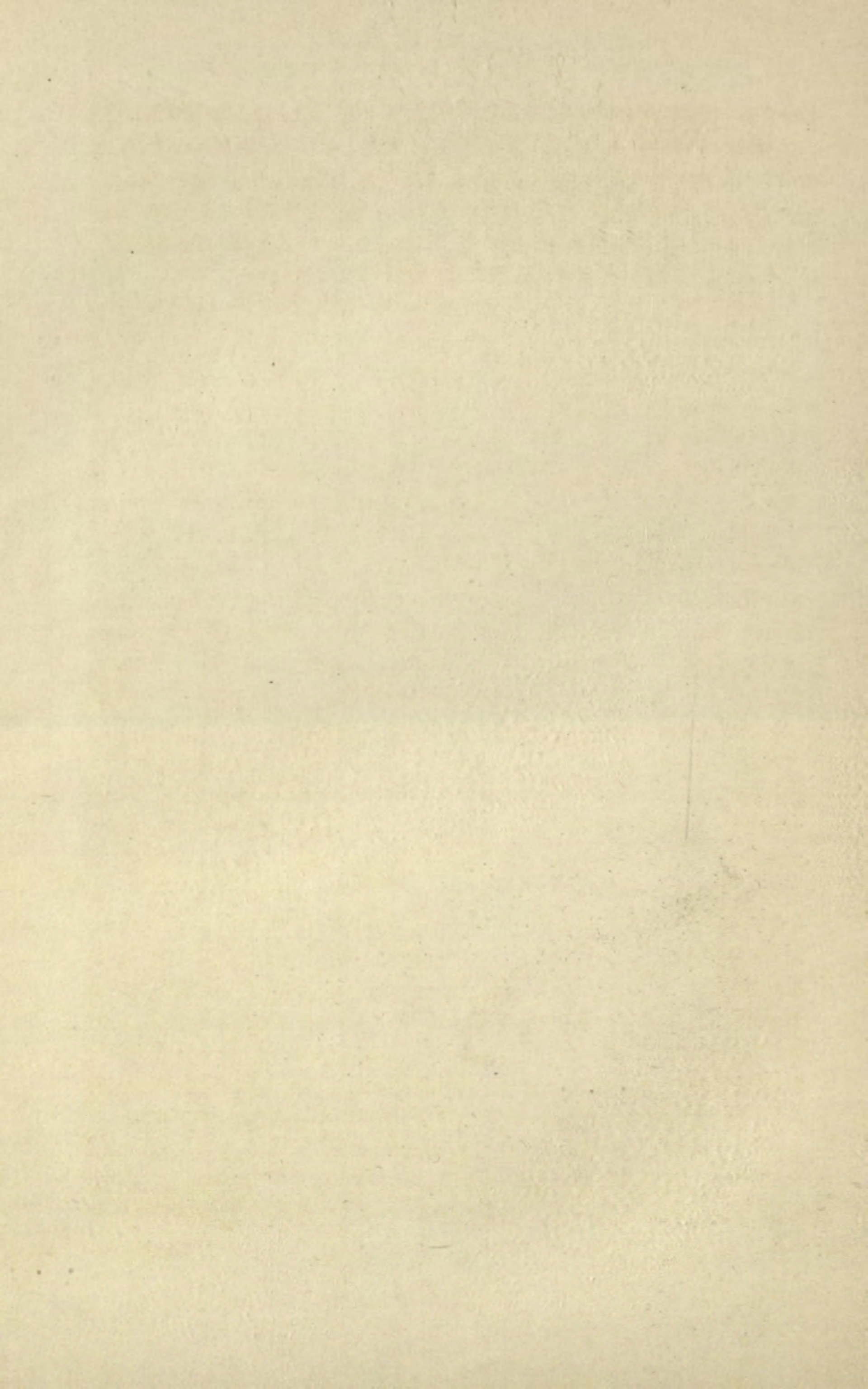
ist es durch eine regelmäßige Motorwagenlinie mit Bagdad verbunden. Übrigens sind Haifa und Jaffa Anlaufplätze der deutschen Levantelinie, und es ist da erfreulich zu hören, daß der Einfuhrfrachtenumsatz der deutschen Schiffe wieder an zweiter Stelle steht, wie sich denn die Lage der Deutschen in Palästina in den letzten Jahren überhaupt sehr gebessert hat und sie sich allmählich wieder zu der alten angesehenen Stellung aufschwingen, die sie im Heiligen Lande vor dem Kriege eingenommen haben.

In dieser Hinsicht fehlt es hier nicht an freundlichen Eindrücken. Wer am Strande von Haifa nordwestwärts spazierengeht, sieht sich zu seiner Überraschung bald in einer Umgebung, die mit dem sonst Landesüblichen auffällig kontrastiert. Geradlinige, sauber gehaltene Alleenstraßen nehmen ihn auf, hinter Staketenzäunen und Hecken liegen, von wohlgepflegten Gärten umringt, friedliche Häuschen, und hier und dort tummeln sich Kinder im Spiel, die so unorientalisch wie nur möglich aussehen. Und dringen die Rufe der Kinder an sein Ohr, so vernimmt er das schönste breiteste Schwäbisch, gerade als ob er sich, fern von aller Levante, irgendwo zwischen Reutlingen und Biberach befände. Das ist die deutsche Kolonie von Haifa, die, 1868 von der württembergischen Tempelgenossenschaft angelegt, gegen 1000 Seelen zählt. Die Kolonisten sind Acker- und Weinbauern, Viehzüchter, Handwerker, Kaufleute usw. und haben die Kriegsstürme — an welche noch immer die auf dem Karmel eingegrabenen österreichischen Kanonen erinnern — im allgemeinen gut überstanden. Es ist höchst erfreulich zu sehen, mit welcher schönen Beharrlichkeit die Palästinadeutschen nun schon zwei Menschenalter hindurch ihrer Muttersprache und ihren heimischen Sitten treu geblieben sind, und es sollte unsererseits nichts unterbleiben, um die geistigen Zusammenhänge mit diesen wackeren Stammesgenossen, denen die Kultur des Heiligen Landes viel zu verdanken hat, auch unter den veränderten politischen Verhältnissen zu pflegen und zu erhalten.

Die zionistische Aufbauarbeit in Palästina hat Haifa zu ihrem Zentrum gemacht. Oben am Karmel entsteht eine rein jüdische Stadt, die mit Haifa durch eine Zahnradbahn verbunden wird. In den gut eingerichteten Lehrinstituten und Werkstätten Haifas soll die eingewanderte jüdische Jugend, den Erfordernissen des Landes entsprechend, herangebildet



Tiberias am See Genezareth



werden. Die hier tätigen Erzieher haben insbesondere dem übertriebenen Intellektualismus, der ja eine scharf ausgeprägte und für die Verhältnisse in Palästina wenig geeignete Eigenschaft der jüdischen Rasse ist, den Kampf angesagt und wollen den jungen Leuten die ihnen verlorengegangene Fühlung mit der Natur wieder verschaffen, denn ohne diese Voraussetzung ist ein Ackerbaukolonist nicht denkbar.

Allerdings deuten viele Anzeichen darauf hin, daß die jüdische Einwanderung in Palästina sich von der Landwirtschaft immer mehr der Industrialisierung des Landes und der kaufmännischen Verwertung der größtenteils noch ungehobenen Bodenschätze zuwenden wird, was zweifellos auch mehr in der Linie ihrer besonderen Fähigkeiten liegt. Ein Geschichtsschreiber des Zionismus, Wolfgang Weisl („Der Kampf um das Heilige Land"), spricht es offen aus: „Alle diese Städte — nämlich Jerusalem, Tel Awiw und Haifa — stützen sich weniger auf die nur langsam erstarkende jüdische Landwirtschaft, als auf die wachsende Industrie Palästinas, die vom Geldgeber bis zum letzten Taglöhner in jüdischer Hand ist. In Rischon le Zion sind die größten Weinkellereien des Orients, die drittgrößten der Welt, in Haifa die größten Mühlen des Heiligen Landes, in Tel Awiw werden Seide, Leder, Möbel, Schokolade, Glühlampen und Taschenbatterien, Silikatziegel und Asbestplatten erzeugt, in und bei Haifa sind Öl- und Zementfabriken, von kleineren Industrien abgesehen. Und täglich entstehen neue Industrien." Weisl glaubt den Sieg der jüdischen Einwanderung über das ihr höchst antipathisch gegenüberstehende Arabertum voraussagen zu können: „Die Juden kommen mit dem Rüstzeug europäisch-amerikanischer Arbeitsmethoden in ein Land, das auf arabisch-orientalische Wirtschaftsformen aufgebaut ist ... Der Orient verteidigt, in China und in Indien ebensowohl als in Palästina, seine Seele gegenüber dem eindringenden Europa. Und in der Wirtschaftsform des Orients steckt auch seine Kultur. Gegen diese Kultur richtet sich der jüdische Vormarsch. Die Juden kommen mit der modernsten Technik ... die Juden Amerikas kommen mit ihrem kaufmännischen Geist, die Deutschen mit ihrer Sparsamkeit und Disziplin, die Engländer liefern die politischen Beamten, die Russen die eiserne Arbeiterorganisation ... Eine Fülle von Macht, so gering auch ihr zahlenmäßiger Ausdruck heute noch sein mag, ergießt sich über

das kleine Palästina, eine Macht, der vielleicht ein arabischer Staatenbund, bestimmt aber nicht die in viele Parteien zerrissenen Araber des Heiligen Landes widerstehen können."

Das klingt sehr zuversichtlich. Es ließe sich manches dazu sagen. Aber es hat kaum Zweck, zu einer Zeit, wo alle diese Dinge in Fluß und noch so wenig geklärt sind, Voraussagen zu machen. Man muß die weitere Entwicklung abwarten, von der nur so viel gewiß ist, daß sie nicht ohne schwere Konflikte vor sich gehen wird.

* * *

Auch im Orient, ja dort ganz besonders, kommt es gewöhnlich immer anders, als man denkt. Unser Wunsch, von Haifa auf dem Seewege weiterzureisen, schien sich erfüllen zu lassen, denn es wurde in einigen Tagen ein von Beirut kommender großer Dampfer erwartet. Aber als das ersehnte Schiff eines Nachmittags in der Ferne erschien, verschlechterte sich der Zustand der See, und als wir dann, zwischen Besorgnis und Hoffnung schwebend, samt unserem Gepäck auf dem windgepeitschten Kai standen, erklärte man uns, daß bei einer so starken Brandung an Einbooten nicht zu denken wäre. Der Dampfer blieb weit draußen auf der Reede liegen, und es begann nun ein umständliches Signalisieren. Das hier so oft zu sehende Bild: an Land ein aufgeregter Agent, der seine Ölfässer loswerden will, an Bord des Schiffes ein fluchender Kapitän, der wieder, wie so häufig, nicht weiß, wie er seiner Reederei, die immer etwas zu nörgeln hat, diesen neuen fatalen Fall später plausibel machen wird. Ob der Kapitän nicht bis zum nächsten Morgen warten könnte? Das Wetter würde sich über Nacht sicherlich bessern. Aber der Beherrscher der Meere schien diesen Optimismus nicht zu teilen, sondern signalisierte zurück, daß er es vorzöge, weiterzufahren und seine Ladung in Port Said zu löschen. Und wirklich, er dampfte schnöde davon, und wir schlichen trübselig wieder in das Hotel und in die Obhut des feierlichen alten Griechen zurück.

Da ist auf die Eisenbahn doch besser Verlaß. Und so sah uns denn der nächste Tag auf dem Schienenwege, immer nahe am Meere entlang, durch das alte Land Kanaan südwärts rollen. Die Gegend, die Ebene Saron, ist flach und eintönig, aber fruchtbar und größtenteils gut an-

gebaut, und erst bei Jaffa bekommt man wieder etwas zu sehen, das sich lohnt.

Schon weit vor der Stadt verkünden ausgedehnte Obstpflanzungen und Weingärten ihre Nähe. Jaffa liegt auf einem in der flachen Strandebene isoliert sich erhebenden Hügel, fern im Osten werden die Höhen des Gebirges von Judäa sichtbar. Die Stadt hat etwa 40 000 Einwohner, und wenn sie auch nicht so nüchtern ist wie Haifa, so entspricht doch auch sie im Innern wenig dem anziehenden und vielverheißenden Anblick, den sie vom Meer aus gewährt. Viel gibt es hier nicht zu sehen, denn von dem Glanze des alten Joppe ist nichts übriggeblieben, da diese vielumkämpfte Stadt in den zahlreichen Kriegen, besonders zur Zeit der Kreuzzüge, aufs schwerste zu leiden hatte und wiederholt völlig zerstört worden ist. Der von Sandbänken und Riffen durchsetzte kleine Hafen ist nur für ganz kleine Fahrzeuge zugänglich, alle größeren Schiffe müssen weit vor dem Lande auf offener Reede vor Anker gehen, und bei stark bewegter See ist dann das Ein- und Ausbooten und das ganze Ladegeschäft mit den größten Schwierigkeiten verknüpft, oft auch unmöglich.

Nördlich von Jaffa, unmittelbar vor den Toren der alten Philisterstadt und mit ihr schon beinahe zur Einheit verschmolzen, liegt am Strande die schon mehrfach erwähnte funkelnagelneue jüdische Stadt Tel Awiw, die am meisten ins Auge fallende und, rein äußerlich betrachtet, eindrucksvollste Leistung des Zionismus, sein vielgenanntes Bravourstück. Denn noch wenige Jahre vor Ausbruch des Krieges gab es hier weiter nichts als Dünen und Sand, und selbst der unternehmungslustigste Spekulant hätte den Gedanken, in dieser Öde eine Stadt aus dem Boden stampfen zu wollen, als gar zu phantastisch verlacht, zumal doch schon Jaffa nicht wußte, wie es leben oder sterben sollte. Aber das Unwahrscheinliche ist inzwischen zur Wirklichkeit geworden. Mit Hilfe des Jüdischen Nationalfonds wurde der Küstenstrich vor dem Kriege billig genug erworben und zunächst mit einem Villenviertel jüdischer Kaufleute aus Jaffa bebaut. Daraus entstand dann die Stadt, der man den Namen Tel Awiw, d. h. „Hügel des Frühlings", verlieh — sehr poetisch, aber merkwürdig unpassend, denn von einem Hügel ist nichts zu sehen. Nach dem Kriege nahm Tel Awiw infolge der verstärk-

ten jüdischen Einwanderung und der reichlich fließenden Geldmittel einen stürmisch beschleunigten Aufschwung, und heute (1926) hat es gegen 45 000 Einwohner, so daß es mit Jaffa zusammen als Doppelstadt die größte und neben Haifa, das die besseren Hafenverhältnisse und die Nachbarschaft Syriens voraushat, wohl auch zukunftsreichste Stadt Palästinas ist. Was hier in amerikanischem Tempo geleistet wurde, verdient alle Anerkennung, und man kann deshalb auch über die abschreckenden Geschmacklosigkeiten der Architektur und den traditionslosen Snobismus, der sich in Tel Awiw peinlich bemerkbar macht, leichter hinwegsehen.

Die Entwicklung der Stadt ist nicht ohne Widerspruch und Feindseligkeiten der eingeborenen Bevölkerung erfolgt. Im Jahre 1921 brachen in Jaffa bedenkliche Unruhen aus, die Araber gingen gegen die Juden vor, auf beiden Seiten gab es viele Tote. Die Folge war, daß die in Jaffa altansässigen Juden die Stadt verließen und nach Tel Awiw übersiedelten. Seitdem herrscht Ruhe. Abgesehen von seiner Stillosigkeit macht Tel Awiw äußerlich einen günstigen Eindruck. Ein mit Bäumen bestandener, auf das Meer zugehender breiter Boulevard bildet die Hauptverkehrsader und den Korso, die Straßen sind betoniert und elektrisch beleuchtet, in den besseren Häusern fehlt es nicht an den modernsten technischen Einrichtungen, kurz und gut, es ist für den Orient etwas Ungewöhnliches. Tel Awiw ist eine rein jüdische Stadt, in der es, obwohl man alle Sprachen der Welt zu hören bekommt, nur hebräische Straßentafeln, Aufschriften und Bekanntmachungen gibt. Unter den Bildungsanstalten ist das unter Leitung eines deutschen Gelehrten stehende Landwirtschaftliche Forschungsinstitut hervorzuheben. Es gibt ein Gymnasium für Knaben und Mädchen, eine Handelsschule, eine Kunstschule und eine Musikschule. Aber man darf nun nicht etwa denken, daß in diesem völlig jüdischen Gemeinwesen nichts als Gemeingefühl und innige Harmonie herrschen. Das Judentum ist durchaus nichts Homogenes, hier in Palästina am allerwenigsten. Dazu sind die Gegensätze unter den zionistischen Einwanderern oft zu groß, auch in Fragen der politischen Glaubensbekenntnisse, die von einem auf ruhige Entwicklung bedachten Konservativismus bis zum wildesten Bolschewismus alle Stufen durchlaufen. Es hat deshalb in Tel Awiw schon recht

stürmische Auseinandersetzungen und schwere Konflikte gegeben. Auf andere unerfreuliche Erscheinungen, wie z. B. den auffallenden Drang zahlreicher Einwanderer, möglichst schnell einen kleinen Handel aufzumachen und in den fragwürdigen Daseinsformen des alten Europa, denen sie angeblich doch entsagen und entfliehen wollten, weiterzuleben, soll hier nicht näher eingegangen werden.

Eine Vorstadt von Jaffa bildet die alte deutsche Templerkolonie, die ebenso wie die deutsche Kolonie von Haifa 1868 von württembergischen Anhängern einer freien Religionsgesellschaft gegründet worden ist und einige hundert Seelen zählt. Eine dritte Templerkolonie, Sarona, liegt weiter vor der Stadt in der schon im Altertum wegen ihrer Fruchtbarkeit berühmten Ebene Saron; sie pflegt in genossenschaftlichem Betrieb den Weinbau, und zwar mit so gutem Erfolg, daß der Saronawein sich als den besten Palästinawein bezeichnen darf. Weitere deutsche Kolonien, Wilhelma u. a., befinden sich zwischen Jaffa und dem Gebirge. Alle diese deutschen Ansiedlungen haben sich große Verdienste um die Hebung der Landwirtschaft in Palästina, besonders um die Veredelung der Wein- und Orangenkultur, erworben und erfreuen sich allgemeinen Ansehens.

* * *

Zum Schluß noch einige statistisch-politische Bemerkungen über das Palästina von heute.

Die Bevölkerung zählte 1925 rund 838 000 Seelen, davon 634 000 Mohammedaner, 128 000 Juden und 76 000 Christen. Einbegriffen in die Gesamtzahl sind 104 000 umherziehende Beduinen — die man jetzt nach und nach seßhaft zu machen sucht — und 5 000 Mann Militär. Aus den Ziffern ergibt sich, daß das jüdische Volkselement trotz der starken zionistischen Einwanderung noch immer weit hinter den Mohammedanern zurückbleibt und 1925 nur 15,3 Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachte. Vor dem Weltkriege, 1914, zählte Palästina 95 000 Juden, bei Schluß des Krieges waren es infolge der Vertreibungen und der freiwilligen Abwanderung nur noch 55 000, aber von 1919 bis 1925 bezifferte sich die jüdische, hauptsächlich zionistische Einwanderung auf 73 000 Seelen, von denen die meisten aus dem europäischen Osten, aus Polen, Rußland usw., stammten.

Englands vom Völkerbund übernommenes Palästinamandat trat 1923 formell in Kraft. 1925 wurde an Stelle des ersten (jüdischen) Oberkommissars Sir Herbert Samuel der Feldmarschall Lord Herbert Plumer zum Oberkommissar ernannt, und durch die Berufung dieses alten bewährten Kolonialsoldaten hat England deutlich genug zu verstehen gegeben, welche strategische Wichtigkeit es dem Heiligen Lande für den näheren Osten beilegt. Palästina ist, vom englischen Standpunkt aus gesehen, ein Glacis für den Suezkanal. Es ist sehr interessant und lehrreich, zu verfolgen, wie England seine zionistenfreundliche Politik in dem Augenblick änderte, wo es zu der Gewißheit gelangte, daß der Zionismus in einem zu 75 Prozent von Arabern bevölkerten Lande doch niemals der Machtfaktor werden könnte, wie man sich das früher vorgestellt hatte. Logische Folge: Umschwung zur araberfreundlichen Politik und Verstärkung des englischen Einflusses in Palästina. Für das letztere ist auch die Tatsache bezeichnend, daß 1925 von den 393 höheren Beamten des Landes 206 Engländer waren. Der Oberkommissar ist zugleich Oberbefehlshaber, oberster Verwaltungsbeamter und Präsident des aus drei Beamten zusammengesetzten Ausführenden Rates. Der Gesetzgebende Rat besteht aus 22 Mitgliedern, nämlich 10 Beamten und 12 von der Bevölkerung gewählten Abgeordneten; unter letzteren müssen sich wenigstens je zwei Christen und Juden befinden. Amts- und Gerichtssprachen sind Englisch, Arabisch und Hebräisch.

So ist in den Wein der sogenannten Balfour-Deklaration inzwischen viel Wasser geschüttet worden. Im November 1917 hatte Lord Balfour an Lord Rothschild jenen berühmten Brief geschrieben, in dem es heißt: „Seiner Majestät Regierung betrachtet mit Wohlwollen die Schaffung einer nationalen Heimstätte für das jüdische Volk in Palästina und wird die größten Anstrengungen machen, um die Erreichung dieses Zieles zu erleichtern." Selbstverständlich hatte sich die britische Regierung zu diesem Schritt nicht durch ideale Sympathieen für die Sache des Zionismus, sondern durch sehr nüchterne Erwägungen bestimmen lassen. Die militärische Lage der Alliierten war damals so schlecht, daß alles aufgeboten werden mußte, um sich die weitestgehende Unterstützung der dem Zionismus nahestehenden Kreise, besonders in Amerika, zu sichern, und das konnte nicht wirkungsvoller geschehen,

als durch die „noble Geste", mit welcher England den Zionisten Palästina überließ. Als aber die Alliierten ihre Kriegsziele endlich erreicht hatten, da machte man sich allmählich an eine Revision dieses Textes und da wurde in dem „Statement", das das britische Kolonialamt im Juni 1922 an die Zionistische Zentrale richtete, mit äußerst trockenen Worten festgestellt, daß Seiner Majestät Regierung die Schaffung eines rein jüdischen Palästina als unausführbar betrachte und nichts derartiges beabsichtige. Es könne nicht davon die Rede sein, Palästina als Ganzes in eine jüdische Heimstätte zu verwandeln, und es müsse Gewähr dafür geboten werden, daß die jüdische Einwanderung in Palästina keine Bürde für die übrige Bevölkerung bedeute. . .

Wie anders klingt das als die von Herzlichkeit überströmende Balfour-Deklaration! Ja, es ist etwas Eigenes um die Dankbarkeit, ganz besondes in politischen Dingen.

Fünfzehntes Kapitel

Malta, das Bollwerk im Mittelmeer

Abschied von Ägypten. — Valetta, die Gewappnete. — Englands wichtigster strategischer Stützpunkt im Mittelmeer. — Valettas architektonischer Charakter. — Die Paläste der Ordensritter. — Glanzzeit und Niedergang des Malteserordens. — Der Malteser, ein halber Araber. — Die Malteserin und die Faldetta. — Ein kahles, sonniges, windiges Land. — Città Vecchia, die alte Hauptstadt. — Vorgeschichtliche zyklopische Bauten.

Noch einmal haben wir auf der Rückreise von Palästina nach Alexandrien flüchtig Aegypten berührt, noch einmal sind wir durch die grüne Landschaft des Deltas gefahren, haben noch einmal, zum letztenmal, die glänzende fette Erde am Rand der Kanäle, die Männer hinter dem Pflug, die schlanken Frauen mit den Wasserkrügen auf dem Kopf, die kahlhäutigen glotzenden Büffel, die grauen Dörfer und die weißen Moscheen und Heiligengräber mit den Augen erfaßt, und dann gingen wir im heulenden, rasselnden Hafengetriebe von Alexandrien an Bord des Dampfers, der uns nach Europa zurückbringen sollte, genauer gesagt vorläufig zu einem der südlichsten Vorposten Europas, nach Malta. Lebewohl, du uraltes, in Ewigkeit junges Wunderland am Nil und auch du, seltsam wiederspruchsvolles Heiliges Land!

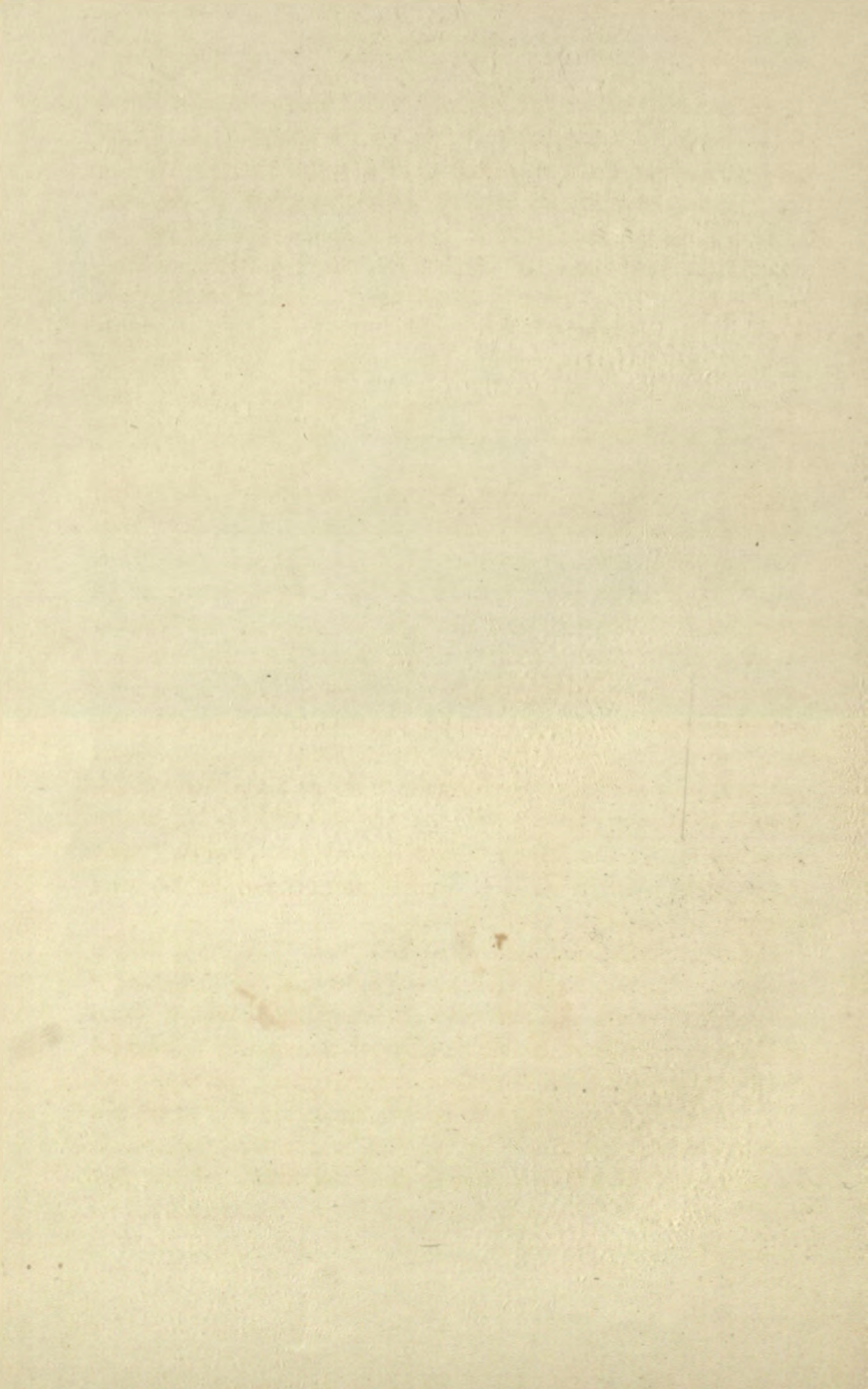
An einem heißen Morgen läuft unser Schiff in den Hafen von Maltas Hauptstadt, Valetta, ein. Auch für den Verwöhntesten ein Anblick von packendem Reiz. Auf steiler Landzunge, über Festungsmauern, eine hoch aufgetürmte Häusermasse mit flachen Dächern, zu beiden Seiten von den tief ausgebuchteten Wasserbecken des Hafens begrenzt, in die sich, wie Kulissen, andere hohe, häuserbedeckte Landzungen hineinschieben, so präsentiert sich Valetta im grellen, blendenden Sonnenlicht. Unser Dampfer passiert die enge Einfahrt zwischen den Molenköpfen und macht vor dem Zollhause fest. Wer es nicht schon vorher gewußt haben sollte, welches starke maritime Bollwerk der britischen Weltmacht ihn hier er-



La Valetta, die Hauptstadt von Malta



Strand bei Haifa



wartet, dem wird es bald klar, auch wenn er nur wenig von militärischen Dingen versteht. Von allen Seiten starren Bastionen auf uns herab. Sie sind in die schroffen Kalksteinwände der Ufer hineingearbeitet, neben und über ihnen erblickt man Werften, Reparaturwerkstätten, Arsenale, Proviantmagazine, Baracken, Kasernen, und in den mannigfachen Abteilungen des weitverzweigten Hafens liegen, von Blaujacken wimmelnd, schwärzlichgraue, schwimmende Stahlkolosse aneinandergereiht. Hier ist immer ein guter Teil des britischen Mittelmeergeschwaders versammelt. Aber wie groß die Zahl der Kriegsschiffe und der sie umschwärmenden kleinen Trabanten von Tendern und Barkassen auch sein mag, verschwinden sie doch beinahe in den Ausbuchtungen des weiten Gewässers.

Malta liefert ein sprechendes Beispiel dafür, wie die Bedeutung mancher weltberühmten Plätze lediglich von ihrer geographischen Lage abhängt. In irgendeinem versteckten Winkel der Welt würde die Inselgruppe, die an sich so wenig Verlockendes hat, höchst wahrscheinlich ein ruhmloses Dasein fristen. Aber gleich einem Wachposten ins Zentrum des Mittelmeeres an die vielbefahrene Straße zwischen Sizilien und der afrikanischen Küste gestellt, mußte Malta eben wegen seiner bevorzugten Lage schon in ältesten Zeiten die Augen auf sich lenken und die Begehrlichkeit aller wecken, deren Kiel die Salzflut durchfurchte. Zu der beherrschenden Lage Maltas kam noch der Umstand hinzu, daß hier die Natur einen Hafen geschaffen hatte, wie das Mittelmeer keinen zweiten aufweisen kann, einen Hafen, in dem sich nicht nur einzelne Schiffe, sondern ganze Flotten verstecken konnten und dessen enge Eingänge und hohe Ufer leicht zu verteidigen waren.

Kein Wunder demnach, daß die seebefahrenen Völker des Mittelmeeres und die vom Norden gekommenen Eroberer sich nacheinander und miteinander um Malta förmlich gerissen haben. Phönizier, Griechen, Karthager, Römer, Araber, Byzantiner, Normannen und endlich die berühmten Ritter des Malteserordens, alle haben um Malta mit Erbitterung gekämpft, es wechselweise behauptet, bis die Inselgruppe nach außerordentlichen Schicksalen schließlich an jene Macht gefallen ist, die mit untrüglichem Instinkt sich alle Kontrollstationen auf dem Seewege zwischen dem Abendland und dem fernen Osten rechtzeitig zu

sichern verstand: an England. Heute ist Malta nicht nur der wichtigste Stützpunkt Englands im Mittelmeer, sondern überhaupt der stärkste strategische Punkt der britischen Weltmacht auf der Etappenstraße nach dem Orient. Und zwar in erhöhtem Maße, seitdem Gibraltar nicht mehr die Rolle spielt, die es früher behauptet hat.

Es mag also nicht ganz einfach sein, an Malta in feindseliger Absicht heranzukommen, aber da uns solche Absichten augenscheinlich fernliegen, vollzieht sich unser Einzug in Valetta unbehindert und friedlich. Eine „hochgeschnäbelte" Barke homerischer Art setzt uns ans Land, und an die sonst üblichen dramatischen Auftritte in Hafenstädten des Südens gewöhnt, empfinden wir es fast mit Befremden, daß der Verkehr mit Bootsführern, Gepäckträgern und anderen Leuten sich hier in den ruhigsten Formen, ohne Geschrei und Prellversuche, abwickelt. Dann geht es in einem leichten Wägelchen auf Rampenstraßen steil bergan, und in einer stillen Seitenstraße der oberen Stadt nimmt uns ein dem englischen Lebensstil angepaßtes, sehr sauberes kleines Hotel gastlich auf. Leider herrscht in dem sonst so angenehmen Hause auch in der Küche der Geist Albions mit seinem reizlosen und engbegrenzten gastronomischen Schema.

Ist das nun eigentlich Europa oder Orient? Die Frage drängt sich dem Fremden auf, wenn er Valettas Straßen betritt. Zwischen Sizilien und Tunis gelegen, gehört Malta seiner ganzen Natur nach zu Afrika, und es wurde von den früheren Geographen auch dazu gerechnet, bis vor 125 Jahren ein Spruch des englischen Parlaments die damals den Franzosen entrissenen Inseln aus praktischen Gründen an Europa verwies. Abend- und Morgenland fließen hier ineinander und verschmelzen im architektonischen Stadtbilde Valettas zu einem merkwürdigen, wenn auch recht interessanten Stilgemisch. Europäisch sind die schnurgraden, aber durch die gebrochenen Linien der Treppen und Rampen dennoch abwechslungsreich gegliederten Straßenzüge mit ihren stattlichen, sehr solide aus Kalkstein errichteten Häusern; orientalisch oder, genauer gesagt, arabisch sind die vorspringenden vergitterten Erker, die flachen Dächer, die von Galerien umgebenen Wohnhöfe der Häuser. In den Straßen mit den vielen Heiligenbildern an den Ecken pulsiert ein lebhafter Verkehr. Das dicht bevölkerte Valetta gleicht einem Riesenkopf auf einem zwerghaften

Körper. Obwohl die Maltagruppe — Malta, Gozo und das Inselchen Camino — noch nicht halb so groß ist wie Rügen, ist sie doch viermal stärker als unsere Ostseeinsel bevölkert, und von ihren 190 000 Bewohnern entfällt die Hälfte auf Valetta und die Vororte. Übrigens sind die Straßen gut gepflegt und so sauber, als es bei den zahlreichen Ziegenherden, die hier ihrem Beruf nachgehen, eben möglich ist. Die Ziegen werden nämlich als Milchlieferanten von Haus zu Haus getrieben und an Ort und Stelle gemolken. In den ärmeren Quartieren, wo es keine der Schonung bedürftigen „herrschaftlichen" Treppen gibt, klettern sie sogar zu den höchsten Stockwerken hinauf und liefern die Milch direkt in die Küche ab. Die Geschäftsviertel Valettas atmen den Geist der kolonialen Wasserkante und sind in ihren Darbietungen hauptsächlich auf die Bedürfnisse des Militärs und der Marine zugeschnitten. An Tommys und Jack-tars fehlt es hier noch weniger als in Gibraltar, sie machen sich überall im Straßenbilde bemerkbar, denn außer der ständigen Garnison von etwa 12 000 Mann sind hier immer ein paar Tausend Seemänner von den im Hafen liegenden Kriegsschiffen vertreten. Vor den Schankstätten des Hafenviertels laden die Wirte zum Kosten ihrer „Drinks" ein, aus zweifelhaften Lokalen ertönt unholde Musik. Die Lockungen verhallen nicht unerhört, denn bekanntlich sitzt niemandem das sauer verdiente Geld so lose in der Tasche wie dem Seemann auf Landurlaub.

Hat das architektonische Stadtbild Valettas, wie gesagt, einen starken arabischen Einschlag, so machen davon jene Paläste eine Ausnahme, die aus der großen Zeit der Ordensritter stammen und von hervorragenden italienischen Baumeistern der Spätrenaissance errichtet worden sind. Da ist vor allem der ernste, äußerlich schmucklose Palast des Großmeisters der Malteserritter zu nennen, in dem sich jetzt das englische Gouvernement befindet, weiter die verschiedenen „Auberges", die Landmannschaftspaläste der Ritter. Die Monumentalität dieser Bauten, sowie der überaus stattlichen Kathedralen, gibt noch heute eine lebhafte Vorstellung von den Zeiten des Glanzes, als Malta noch die Hauptfeste des Christentums gegen den Ansturm des damals sehr angriffslustigen Morgenlandes war — eine ruhmvolle Zeit, voll von Taten der Aufopferung im Dienst einer großen schönen Idee.

An dieser Zeit hat auch der Deutsche seinen Anteil gehabt. Da steht in den Anlagen auf den Bastionen in Valetta, von wo man einen prächtigen Blick auf den tief unten liegenden Hafen genießt, ein großes altes Bronzegeschütz vom Jahre 1600. Für die damalige Zeit eine Riesenkanone, das Rohr mehrere Meter lang, aufs kunstvollste gearbeitet und verziert. Auf dem grün patinierten Rohr liest man den Namen des Geschützes: „Der Helffant" (Elefant) und darunter die Gießermarke: „Gos mich Jakob Rotenberger". Auf welchem Wege mag dieses Meisterstück eines alten deutschen Geschützgießers nach dem fernen Malta verschlagen worden sein? Vielleicht hat es einer der deutschen Malteserritter, etwa Georg Schilling von Kannstadt, der tapfere General der Ordensgaleeren, hierher geschafft, und der eherne Schlund, in den jetzt spielende Kinder ihre Arme strecken, hat in den Kämpfen mit den Osmanen wohl so manchmal Tod und Verderben gespien. Andere Geschütze ähnlicher Art stehen vor den Ordenspalästen und den Kathedralen der Ritterschaft. Aber trotz aller kriegerischen Zeugen einer großen Vergangenheit, trotz der Festungswerke und der Kanonen waren die Johanniter, die nach ihrer Vertreibung aus Rhodus hier in Malta im 16. Jahrhundert den Malteserorden begründeten, ihrem eigentlichen Wesen nach von Hause aus eine Religionsgesellschaft mit durchaus friedfertigen Bestrebungen, sie dienten der Wissenschaft und den Werken der Nächstenliebe, besonders der Krankenpflege. Erst unter dem Druck der Verhältnisse, in Abwehr gegen das fanatisierte Osmanenreich, wurden die Malteserritter genötigt, sich auf ihr Schwert zu verlassen, und sie haben dann auch — Ecclesia militans — vom Schwerte so unerschrocken und erfolgreich Gebrauch gemacht, daß ihnen das Abendland dankbar sein müßte, wenn es in der Weltgeschichte eine Dankbarkeit gäbe.

Das Schicksal aller derartigen Gemeinschaften: nach Erfüllung ihrer Aufgaben sich selbst zu überleben und schließlich, kraft- und zwecklos geworden, von einem neuen Zeitgeist dahingerafft zu werden, blieb auch den Maltesern nicht erspart. Nach ungefähr 270 Jahren der Herrschaft wurden sie durch die ordensfeindlichen Beschlüsse der großen französischen Revolution in ihrer weltlichen Macht bedroht, und 1798 gelang es, wie wir schon wissen, Napoleon Bonaparte auf seinem Zuge nach Ägypten, allerdings nur mit Hilfe von Verrätern, die Festung Valetta

durch Überrumpelung zu nehmen. Mit dem irdischen Glanz der Malteserritter war es vorbei. Der Orden, dessen Sitz später nach Rom verlegt wurde, diente fortan wieder nur religiösen und humanitären Zwecken. 1812 zweigte sich aus ihm der preußische Johanniterorden ab, der dann 1852 als evangelische Ballei Brandenburg neu aufgerichtet ward.

Man sollte erwarten, daß eine so langwährende und in ihren Auswirkungen ganz ungewöhnliche Adelsherrschaft, wie die der Malteserritter auf Malta, tiefe, nachhaltige Spuren im Charakter der Bevölkerung hinterlassen haben müßte. Aber wären nicht noch die mächtigen alten Festungswerke, die Ordenspaläste und Kathedralen vorhanden, dann würde man hier an die Ritterszeit kaum erinnert werden — so wenig macht sich im Wesen des Maltesers ein innerer Zusammenhang mit dem ruhmvollsten Abschnitt der Geschichte Maltas bemerkbar.

Der Malteser stellt einen ganz eigentümlichen, scharf ausgeprägten Typ des Mittelmeermenschen dar. So eigentümlich, daß man ihn in der Fremde sofort erkennt. Im allgemeinen wird er als ein Mischling bezeichnet, als ein Extrakt aller der vielen Völkerschaften, die hier im Laufe der Jahrtausende ein- und ausgegangen sind. In Wirklichkeit aber scheint der Malteser nur einem einzigen dieser Völker nahezustehen, den Arabern. Wie schon das Stadtbild Valettas stark ins Arabische fällt, so erinnert der Malteser in seinem Aussehen und Gebaren durchaus an die hamitischen Stämme Nordafrikas. Vor allem aber auch in der Sprache. Italienisch wird nur von der dünnen Oberschicht gesprochen, die breite Volksmasse bedient sich der Lingua Maltese, eines Gemischs von Arabisch und Altitalienisch. Sie klingt mit ihren rauhen, abgehackten Kehllauten genau wie Arabisch. Arabischen Ursprungs sind auch fast alle alten Ortsbezeichnungen der Inseln, sowie die alten Familiennamen. Und denkt man sich den Malteser seines europäischen Anzugs entledigt und in einen Burnus gehüllt, so hat man einen untersetzten, robusten Araber mit groben Gesichtszügen vor sich.

Da das übervölkerte Malta nicht allen Bewohnern ein auskömmliches Dasein gewährt, wandern die Malteser der unteren Schichten viel aus; man findet sie überall in den Häfen des Mittelmeeres und der Levante als Schiffer, Lastträger, kleine Händler. Aber haben sie es im Ausland zu einigen Ersparnissen gebracht, so kehren sie wieder nach Malta zurück,

denn wie karg ihre Heimat auch sein mag, hängen sie doch voll Liebe an ihr. Gegen das englische Regiment, das jetzt seit mehr als 125 Jahren auf Malta herrscht, hat der Malteser, wenn er den Engländer auch nicht gerade liebt, kaum etwas einzuwenden, weil sein praktischer Sinn die materiellen Vorteile, die Malta dem Kriegshafen mit seinem großen Bedarf an Arbeitskräften verdankt, zu schätzen weiß.

Nun aber endlich auch zu Maltas Frauen! Sind sie es doch, die unseren Blick hier am meisten auf sich zu lenken verstehen. Nicht etwa, daß sie sich durch besondere Reize hervortäten, obwohl es an anziehenden Erscheinungen nicht fehlt. Ihre eigentümliche Tracht ist es, die sofort die Aufmerksamkeit des Fremden erregt. Malta ist wohl das einzige Land Europas, in dem es noch ein ziemlich allgemein und ständig getragenes weibliches Nationalkostüm gibt. Sein wesentlicher Bestandteil ist die Faldetta, ein vom Scheitel bis zu den Knien herabfallender Überwurf aus schwarzer Wolle oder Seide, dessen Kopfteil durch einen eingenähten halbbogenförmigen Reifen so gesteift ist, daß er den Kopf wie ein kleines Tonnengewölbe überspannt und durch ein leichtes Zupfen am Seitenteil der Faldetta als Sonnenschutz bald mehr nach dieser, bald mehr nach jener Seite verschoben werden kann. Auch dieses Kleidungsstück ist arabischen Ursprungs, denn es ist, genau betrachtet, nichts anderes als ein technisch verbesserter Haik, das arabische Frauengewand mit dem Kopfschleier. Sonderbar sieht es aus, wenn die Malteserin gegen den Wind geht und die Faldetta sich dann wie ein Segel bläht. Das Kostüm verleiht seinen Trägerinnen bei aller Schlichtheit einen vornehmen Linienfluß und wird, da es Hüte, Sonnenschirme und sonstige kostspielige Requisiten überflüssig macht, wahrscheinlich auch von den Herren Ehegatten als sehr praktisch empfunden.

Natürlich dürfen wir uns einen Ausflug ins Innere der Insel nicht entgehen lassen. Eiligen Reisenden wird das sehr bequem gemacht, denn eine ganz komfortable, saubere Kleinbahn verbindet Valetta in gut halbstündiger Fahrt mit der im Mittelpunkt Maltas gelegenen Stadt Città Vecchia. Aber da wir es nicht so eilig haben, benützen wir statt der Eisenbahn lieber die Landstraße und eines jener hübschen, halb gedeckten Wägelchen, um einen unbeschränkten Einblick in das Charakteristische der maltesischen Landschaft und in die Art der Bodenbestellung zu gewinnen.

Unsere Malteserpferdchen, die beinahe ebenso klein und niedlich sind wie die von Kennern hochgeschätzten Malteserhündchen, greifen auf der ausgezeichneten Straße wacker aus. Es geht zuerst durch die Vorstadt Floriana, dann zwischen umfangreichen Festungswerken hinaus ins Freie. Man kann nicht sagen, daß die vorherrschend lehmgelbe Landschaft, deren grelle Sonnenglut ohne farbige Schutzgläser kaum zu ertragen ist, besonders schön wäre, eigenartig genug ist sie jedoch. Und zwar verdankt sie die Eigenart den Menschenhänden, dem System ihres Anbaus, der aus Bewässerungsgründen auf dem leicht ansteigenden Boden in Terrassen erfolgt, wobei jede Parzelle von einer Feldsteinmauer eingefaßt wird. An Wäldern fehlt es ebenso wie an Wasserläufen, alles für die Kulturen gebrauchte Wasser muß in Regenzisternen angesammelt werden. Durch die massenhaften Einfassungsmauern verstärkt sich der vorherrschende Eindruck des Öden, Steinigen noch, und dazu passen auch die fensterlosen weißen Steinwürfel der ganz orientalisch anmutenden Bauernhäuser. Aber die aus dem zertrümmerten Fels gewonnene Erde ist ungemein fruchtbar und gewährt, aus den Zisternen mühselig bewässert, mehrere Ernten im Jahr. Überall sieht man, wie die Bauern die noch zurückgebliebenen Steine mit Hämmern bearbeiten und zerkrümeln.

Nein, für Leute, die Waldesrauschen, Vogelsang, Quellgemurmel und ähnliche Lieblingsgeräusche unserer braven deutschen Lyriker lieben, ist dieses Malta ganz entschieden nicht das Richtige. Aber auch für angehende Rheumatiker ist es, wie wir bald am eigenen Leibe verspüren, trotz der hohen Temperatur nicht der geeignete Aufenthalt. Das ganze Jahr hindurch fegt ein heftiger Seewind über die kahlen Inseln dahin; überall, auch in den Häusern mit ihren luftigen Wohnhöfen, „zieht" es. (Nebenbei bemerkt, machen sich andere Völker über die typische deutsche Scheu vor der Zugluft lustig. Dem Italiener und Griechen kann es gar nicht genug „ziehen", sie sind ja auch durch den katarrhalischen Stil ihrer Tempel und Pergolas seit alters her an Zugluft gewöhnt.) Dem Fremden geht es auf Malta so, daß er in der heißen Sonne an geschützten Stellen förmlich schmort, und daß dann der durchglühte Körper, dem verhältnismäßig kühlen Seewinde ausgesetzt, ihn als unangenehm kalt empfindet.

Das Endziel unserer Fahrt, Città Vecchia, auch Notabile genannt, war früher die stark befestigte Hauptstadt Maltas und zur Zeit der Ordensritter, die hier eine prächtige Kathedrale bauten, ein sehr belebter Platz. Jetzt ist es unheimlich still und tot zwischen den alten Palästen, so still, daß der einsame Wanderer seine Schritte auf den Kalksteinfliesen wie etwas Spukhaftes empfindet. Hier war es übrigens, wo der Apostel Paulus nach dem Schiffbruch, den er an Maltas Küste erlitten hatte, beim römischen Statthalter freundliche Aufnahme fand. Man sieht in Città Vecchia eine sehr gut erhaltene römische Villa mit zahlreichen Kunstgegenständen, weitere Ausgrabungen sind im Gange. Überhaupt wird der Spaten des Forschers auf Malta noch so manches Interessante und Wertvolle aufdecken, reichen die Funde doch, wie die mächtigen zyklopischen Bauten von Hagiar Kim an der Südküste zeigen, bis zu derselben vorgeschichtlichen Mittelmeerrasse zurück, die nicht nur auf Malta, sondern auch auf Sardinien, den Balearen und an anderen Küsten des Mittelmeeres ihre rätselhaften megalithischen Denkmäler hinterlassen hat.

Register

Ägypten

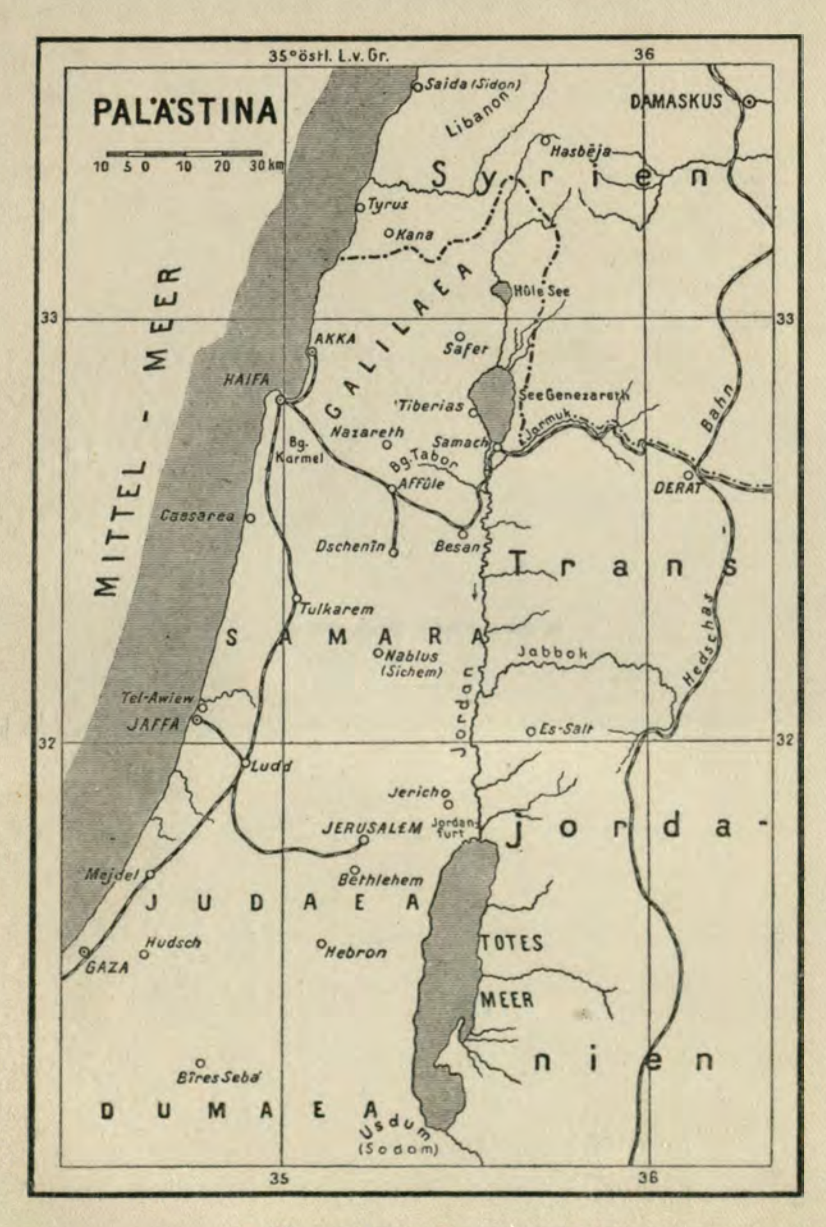
Palästina

Sonstiges





Übersichtskarte von Ägypten



Übersichtskarte von Palästina

W. Büxenstein, Berlin SW 48.

